

# **Briefe von Friedrich Schiller an Gottfried Körner**

**1787–1794**

## **An Gottfried Körner.**

**Weimar d. 7. Jan. [Montag] 1788.**

Ungeachtet ich lange Zeit eines Freundes nicht so bedürftig gewesen bin, kann ich es doch immer noch nicht erlangen, Dir, mein Lieber, etwas vollständiges und klares über mich selbst und meine gegenwärtigen Empfindungen zu schreiben. Fürs erste gehe ich wirklich seltener mit mir selbst um, ich bin mir ein fremdes Wesen geworden, weil mir meine Arbeiten wenig Zeit lassen, meinem inneren Ideengange zu folgen; und dann bin ich meiner Gedanken und der Erfahrungen über mich selbst noch nicht so Meister, um sie darstellen zu können. Kannst Du wohl aus einer Folge meiner Briefe an Dich die gegenwärtige Stellung meines Gemüths errathen? Ich glaube, kaum.

Du hast Charlotten geschrieben; aus einigem wenigen, was mir ihr Mann daraus gesagt hat, mit dem sie darüber scheint gesprochen zu haben, sah ich, daß Dich mein Verhältniß mit Wieland beunruhigt. Du schließt vielleicht aus meinen Briefen ein Abattement meines Geists, aber Du irrst Dich, wie mir scheint, in den Gründen, denen Du es zuschreibst. Das Abarbeiten meiner Seele macht mich müde, ich bin entkräftet durch den immerwährenden Streit meiner Empfindungen, nicht durch Regeln oder Autoritäten gelähmt, wie Du glaubst. Wieland ist sich nicht gleich, nicht consequent, nicht selbst fest genug, daß seine Überzeugungen je die meinigen werden könnten, oder ich die Form seines Geistes auf Treu und Glauben annehmen möchte. Im Dramatischen vollends gestehe ich ihm gar wenig Competenz zu. Aber freilich – und darinn magst Du recht haben – freilich wäre mirs besser, meine Kräfte an einem minder ausgebildeten Geschmack zu prüfen, weil mich dasjenige, was andere vor mir voraus haben, immer niederschlägt, ohne daß mir

dasjenige, worin sie mir nachstehen, in gleichem Lichte gegenwärtig wäre.

Meine jetzigen Arbeiten mögen mitunter auch an dieser Ermattung schuld seyn. Ich ringe mit einem mir heterogenen fremden und oft undankbaren Stoff, dem ich Leben und Blüthe geben soll, ohne die nöthige Begeisterung von ihm zu erhalten. Die Zwecke, die ich mit dieser Arbeit finde, halten meinen Eifer noch so hin, und verbieten mir, auf halbem Wege zu erlahmen.

Deine Geringschätzung der Geschichte kommt mir unbillig vor. Allerdings ist sie willkürlich, voll Lücken und sehr oft unfruchtbar, aber eben das willkührliche in ihr könnte einen philosophischen Geist reitzen, sie zu beherrschen; das leere und unfruchtbare einen schöpferischen Kopf herausfordern, sie zu befruchten und auf dieses Gerippe Nerven und Muskeln zu tragen. Glaube nicht, daß es viel leichter sey, einen Stoff auszuführen, den man sich selbst gegeben hat, als einen, davon gewisse Bedingungen vorgeschrieben sind. Im Gegentheil habe ich aus eigenen Erfahrungen, daß die uneingeschränkste Freiheit, in Ansehung des Stoffes, die Wahl schwerer und verwickelter macht, daß die Erfindungen unserer Imagination bei weitem nicht die Autorität und den Credit bei uns gewinnen, um einen dauerhaften Grundstein zu einem solchen Gebäude abzugeben, welche uns Fakta geben, die eine höhere Hand uns gleichsam ehrwürdig gemacht hat, d. h. an denen sich unser Eigenwille nicht vergreifen kann. Die philosophische innere Nothwendigkeit ist bei beiden gleich; wenn eine Geschichte, wäre sie auch auf die glaubwürdigsten Chroniken gegründet, nicht geschehen sein kann, d. h. wenn der Verstand den Zusammenhang nicht einsehen kann, so ist sie ein Unding; wenn eine Tragödie nicht geschehen seyn muß, sobald ihre Voraussetzungen Realität enthalten, so ist sie wieder ein Unding.

Ueber die Vortheile beider Arten von Geistesthätigkeit ist nun vollends keine Frage. Mit der Hälfte des Werths, den ich einer historischen Arbeit zu geben weiß, erreiche ich mehr Anerkennung in der sogenannten gelehrten und in der bürgerlichen Welt als mit dem größten Aufwand meines Geistes für die Frivolität einer Tragödie. Glaube nicht, daß dieses mein Ernst nicht sey, noch weniger, daß ich Dir hier einen fremden Gedanken verkaufe. Ist nicht

das Gründliche der Maaßstab, nach welchem Verdienste gemessen werden? Das Unterrichtende, nemlich das, welches sich dafür ausgibt, von weit höherem Range, als das bloß Schöne oder Unterhaltende? So urtheilt der Pöbel – und so urtheilen die Weisen. – Bewundert man einen großen Dichter, so verehrt man einen Robertson – und wenn dieser Robertson mit dichterischem Geiste geschrieben hätte, so würde man ihn verehren und bewundern. Wer ist mir Bürge, daß ich das nicht einmal können werde – oder vielmehr – dass ich es den Leuten werde glauben machen können?

Für meinen Carlos – das Werk dreijähriger Anstrengungen bin ich mit Unlust belohnt worden. Meine Niederl. Geschichte, das Werk von 5 höchstens 6 Monaten, wird mich vielleicht zum angesehenen Manne machen. Du selbst, mein Lieber, sei aufrichtig und sage, ob Du es einem Manne, der Dir das was Du lernen must, durch Schönheit und Gefälligkeit reizend machte, nicht mehr Dank wissen würdest, als einem anderen, der Dir etwas noch so schönes aufischt, das Du entbehren kannst. Ich selbst, der ich jetzt genöthigt bin seichte, trockne und geistlose Bücher zu lesen, was gäbe ich drum, wenn mir einer die Niederl. Geschichte nur so in die Hände lieferte, wie ich sie dem Publikum vielleicht liefern werde. Auf der Straße, die man gehen muß, dankt man für eine wohlthätige Bank, die ein Menschenfreund dem müden Wanderer hingesezt hat, oder für eine liebliche Allee weit mehr, als wenn man sie in einem Lustgarten findet, dem man hätte vorübergehen können. Wenn es Nothdurft ist, die Geschichte zu lernen, so hat derjenige nicht für den Undank gearbeitet, der sie aus einer trockenen Wissenschaft in eine reizende verwandelt, und da Genüsse hinstreut, wo man sich hätte gefallen lassen müssen, nur Mühe zu finden. Ich weiss nicht, ob ich Dir meine Ideen klar gemacht habe; aber ich fühle, dass ich die Materie mit überzeugtem Verstande verlasse.

Nun auch zu anderen Artickeln. Dass ich jezt so vielen Werth auf Gründlichkeit lege, führt Dich vielleicht auf die Vermuthung, dass ich für ein Etablissement arbeite. Das ist dennoch der Fall nicht, aber mein Schicksal muß ich innerhalb eines Jahres ganz in der Gewalt haben und also für eine Versorgung qualifiziert seyn. Dahin habe ich seit dem vorigen September ohne Unterbrechung gearbeitet, und ich denke noch gleich über diesen Punkt. Damit hängt alles, was ich

Dir unterdessen auch geschrieben haben mag, zusammen. Vielleicht – und das ist das höchste, wornach ich strebe – vielleicht habe ich nie nöthig, von dieser Nothilfe Gebrauch zu machen, aber sie muß bereit seyn, wenn ich sie brauche. Es ist wahrscheinlich, dass ich einen Ruf nach Jena bekommen werde, vielleicht innerhalb eines halben Jahrs, aber ich werde die schlechte Bedingungen, die man mir machen muß, dazu benutzen, ihn nicht anzunehmen, und auch nicht ganz abzuschlagen. Ich werde mir einige Jahre wenigstens retten, biß ich gesehen habe, ob ich durch den Merkur existieren kann. Ist dieses, so bedarf ich keiner Versorgung.

Aber ich muß eine Frau dabei ernähren können, denn noch einmal, mein Lieber, dabei bleibt es, dass ich heirathe. Könntest Du in meiner Seele so lesen, wie ich selbst, Du würdest keine Minute darüber unentschieden seyn. Alle meine Triebe zu Leben und Thätigkeit sind in mir abgenützt; diesen einzigen habe ich noch nicht versucht. Ich führe eine elende Existenz, elend durch den inneren Zustand meines Wesens. Ich muß ein Geschöpf um mich haben, das mir gehört, das ich glücklich machen kann und muß, an dessen Daseyn mein eigenes sich erfrischen kann. Du weißt nicht, wie verwüstet mein Gemüth, wie verfinstert mein Kopf ist – und alles dieses nicht durch äusseres Schicksal, denn ich befinde mich hier von der Seite wirklich gut, sondern durch inneres Abarbeiten meiner Empfindungen. Wenn ich nicht Hoffnung in mein Daseyn verflechte, Hofnung, die fast ganz aus mir verschwunden ist; wenn ich die abgelaufenen Räder meines Denkens und Empfindens nicht von neuem aufwinden kann, so ist es um mich geschehen. Eine philosophische Hypochondrie verzehrt meine Seele, alle ihre Blüthen drohen abzufallen. Glaube nicht, dass ich Dir hier die Laune eines Augenblicks gebe. So war ich noch bei euch, ohne es mir selbst klar zu machen, so bin ich fast die ganze Zeit meines Hierseyns gewesen, so kennt mich Charlotte seit langer Zeit. Mein Wesen leidet durch diese Armuth und ich fürchte für die Kräfte meines Geistes.

Ich bedarf eines Mediums, durch das ich die anderen Freuden genieße. Freundschaft, Geschmack, Wahrheit und Schönheit werden mehr auf mich wirken, wenn eine ununterbrochene Reihe feiner wohlthätiger häuslicher Empfindungen mich für die Freude stimmt und mein erstarrtes Wesen wieder durchwärmt. Ich bin bis jetzt ein

isolierter fremder Mensch in der Natur herumgeirrt, und habe nichts als Eigenthum besessen. Alle Wesen, an die ich mich fesselte, haben etwas gehabt, das ihnen theurer war als ich, und damit kann sich mein Herz nicht behelfen. Ich sehne mich nach einer bürgerlichen und häußlichen Existenz, und das ist das Einzige, was ich jezt noch hoffe.

Glaube nicht, daß ich gewählt habe. Was ich Dir von der Wieland geschrieben, war, wie gesagt, nicht mehr als hingeworfener Gedanke. Ich glaube, daß ich nicht unglücklich wählen würde; aber niemand als ich kann für mich wählen. Hier ist ein Fall, wo ich sehr viel anders bin, als andere Menschen, und keiner meiner Freunde würde sich einen Fehlgriff in meine Glückseligkeit vorwerfen wollen. Uebrigens bin ich noch ganz frei und das ganze Weibergeschlecht steht mir offen; aber ich wünschte bestimmt zu seyn. – Schreibe mir bald, mein Bester, und schreibe mir weitläufig. Ich muß abbrechen, ob ich Dir gleich noch gerne mehr sagen wollte. Uebrigens wiederhole ich Dir noch einmal, halte mich nicht im geringsten für gefesselt, aber fest entschlossen, es zu werden.

Unsere lieben Weiber und Hubern grüße ich von Herzen. Kann ich es über mich gewinnen, so schreibe ich Deiner Frau und Dorchen über die Sache und meine Empfindungen dabei. Für jezt aber möchte ich eigentlich nur Dein u. Hubers Gedanken darüber, das heißt, männliche. Adieu. Charlotte läßt Dir für Deinen Brief recht schön danken. Den nächsten freien schönen Nachmittag, der ihr gehört, welches freilich jezt selten ist, wird sie anwenden, Dir zu antworten. Adieu, mein Lieber.

Schiller.

## **An Gottfried Körner.**

**Weimar, 18. Januar [Freitag] 1788.**

Antworten kann ich Dir auf Deinen Brief zwar nicht, denn eben erhalte ich ihn, und in einer halben Stunde muß dieser fort seyn – aber ich schreibe Dir meine ersten Empfindungen, nachdem ich ihn durchlesen.

Etwas Wahres mag daran seyn, wenn Du mir vorwirfst, daß ich prosaischer worden bin – aber vielleicht doch nicht in dem

Verstande, wie Du glaubst. Ich habe Dir neulich meine Ideen vielleicht durch Umständlichkeit verwirrt – hier sind sie kürzer und vielleicht einleuchtender.

Erstens. Ich muß von Schriftstellerei leben, also auf das sehen, was einträgt.

Zweitens. Poetische Arbeiten sind nur meiner Laune möglich, forcire ich diese, so mißrathen sie. Beides weißt Du. Laune aber geht nicht gleichförmig mit der Zeit – aber meine Bedürfnisse. Also darf ich, um sicher zu seyn, meine Laune nicht zur Entscheiderin meiner Bedürfnisse machen.

Drittens. Du wirst es für keine stolze Demuth halten, wenn ich Dir sage, daß ich zu erschöpfen bin. Meiner Kenntnisse sind wenig. Was ich bin, bin ich durch eine oft unnatürliche Spannung meiner Kraft. Täglich arbeite ich schwerer – weil ich viel schreibe. Was ich von mir gebe, steht nicht in Proportion mit dem, was ich empfangen. Ich bin in Gefahr mich auf diesem Wege auszuschreiben.

Viertens. Es fehlt mir an Zeit, Lernen und Schreiben gehörig zu verbinden. Ich muß also darauf sehen, daß auch Lernen als Lernen mir rentire!

Fünftens. Es giebt Arbeiten, bei denen das Lernen die Hälfte, das Denken die andere Hälfte thut. – Zu einem Schauspiel brauche ich kein Buch, aber meine ganze Seele und alle meine Zeit. Zu einer historischen Arbeit tragen mir Bücher die Hälfte bei. Die Zeit, welche ich für beide verwende, ist ungefähr gleich groß. Aber am Ende eines historischen Buchs habe ich Ideen erweitert, neue empfangen; am Ende eines verfertigten Schauspiels vielmehr verloren.

Sechstens. Bei einem großen Kopf ist jeder Gegenstand der Größe fähig. Bin ich einer, so werde ich Größe in mein historisches Fach legen.

Siebentes. Weil aber die Welt das Nützliche zur höchsten Instanz macht, so wähle ich einen Gegenstand, den die Welt auch für nützlich hält. Meiner Kraft ist es eins, oder soll es eins seyn – also entscheidet der Gewinn.

Achtens. Ist es wahr oder falsch, daß ich darauf denken muß, wovon ich leben soll, wenn mein dichterischer Frühling verblüht? Hältst Du es nicht für besser, wenn ich mich entfernt auf eine Zuflucht für spätere Jahre bereite? – Und wodurch kann ich das, als durch diesen

Weg? Und ist nicht die Historie das Fruchtbare und Dankbare für mich?

Neuntens. Ueber den zweiten Artikel meines vorigen Briefs und Deiner Antwort über das Heirathen habe ich nur Eine, aber eine sehr wichtige Antwort; wichtig für Dich, weil Du mich liebst. Ich bin in meiner jetzigen Lage nicht glücklich; ich habe seit vielen Jahren kein ganzes Glück gefühlt – und nicht sowohl, weil mir die Gegenstände dazu fehlten, sondern darum, weil ich die Freuden mehr naschte als genoß, weil es mir an innerer gleicher und sanfter Empfänglichkeit mangelte, die nur die Ruhe des Familienlebens, die Uebung des Gefühls in vielen und ununterbrochenen, wenn auch nur kleinen und schwachen geselligen Empfindungen giebt. Doch ich kann Dir wirklich keine Schatten von dem beschreiben, was ich empfinde. Ich bin nicht so sonderbar, als Du vielleicht aus diesen Aeüßerungen für mich schließt: just dieses würdest Du aus allgemeinen Menschengefühlen am leichtesten erklären. Hier bin ich beinahe, was man sagen kann, glücklich von außen. Ich bin von vielen Menschen geliebt, recht theilnehmend wird mir von ihnen begegnet. Ich habe eine sehr sanfte und genußvolle Existenz. Aber um so mehr sehe ich, daß die Quelle meines Unmuths in diesem Wesen liegt, das ich ewig mit mir herumtrage.

Adieu. Ich will sehen, ob ich diesen Brief nach fortbringe. Nächstens mehr. Tausend Grüße Huber und den Weibern. Laß diese meine Briefe nicht ganz lesen. Schreibe mir bald wieder.

Dein

S.

## **An Gottfried Körner.**

**Weimar, 7. Februar [Donnerstag] 1788.**

Es ist Nachts um halb vier Uhr; eben habe ich ein Paket an Crusius fertig gemacht, und ehe ich mich schlafen lege, will ich Euch noch eine gute Nacht wünschen. Die hiesigen Redouten und einige Gesellschaften, bei denen ich herumgezogen worden bin, haben mich diese Woche ein wenig zerstreut; da habe ich nun das Versäumte wieder einbringen müssen. Du hast mir lange nicht geschrieben. Ihr seid doch wohl? Ich finde mich ganz behaglich, bis

auf das Bischen Ueberhäufung, das mich nicht recht zu Athem kommen läßt.

Die hiesigen Redouten sind recht artig, und durch die große Anzahl der Noblesse und den Hof nicht so gemein, wie die Dresdner. Ich habe mich recht gut darauf befunden, woran wohl auch die größere Anzahl meiner hiesigen Bekannten schuld seyn mag. Göschen wird übermorgen hier erwartet.

Aber ich wollte nur gute Nacht von Euch nehmen. Mein Kopf ist ganz wirblicht und die Augen fallen mir zu. Nächsten Montag erhältst Du einen Brief. Ich sehne mich nach Nachrichten von Euch. Charlotte wird Dir auch wieder schreiben. Laß mich doch bald hören, daß Huber kommt.

Dein

S.

## **An Gottfried Körner.**

**Weimar, 12. Februar [Dienstag] 1788.**

Eben, mein Lieber, lege ich ein Buch weg, das mir ungemein viel Vergnügen gemacht hat: ein Leben Diderots, von seiner Tochter geschrieben und noch in Manuscript. Herder hat es durch den Prinzen August von Gotha hierher gebracht, und ich wüßte nicht, welche von seinen Schriften, so vortrefflich sie auch sei, mir diese schöne Idee von dem Wesen dieses Mannes hätte geben können Welche Thätigkeit war in diesem Menschen! Eine Flamme, die nimmer verlöschte! Wieviel mehr war er anderen, als sich selbst! Alles an ihm war Seele! Jeder Zug aus diesem Bilde bezeichnet uns diesen Geist und würde in keinen anderen mehr taugen! Alles trägt den Stempel einer höheren Vortrefflichkeit, deren die höchste Anstrengung anderer gewöhnlicher Erdenbürger nicht fähig ist. Es ist eigentlich nur wenig, was diese Biographie von ihm aufbewahrt hat; dieses Wenige aber ist mir ein großer Schatz von Wahrheit und simpler Größe, und mir werther, als was wir von Rousseau haben. Diderot hatte lange und oft mit dem Mangel zu kämpfen; viele seiner Schriften danken ihre Entstehung seinem Bedürfniß, noch mehrere einer Herzensangelegenheit mit einer Madame de Roussieux, die ihn tüchtig in Contribution setzte. Madame brauchte funfzig Louis am

Charfreitag. Er schrieb: „pensées philosophiques“ und brachte ihr auf Ostern funfzig Louis. So gings mit fünf und sechs anderen Werken. Advocatenreden, Missionspredigten, adresses au Roi, Dedicationen, Avertissements, Bettelbriefe und Anzeigen neuer Pomaden flossen aus seiner Feder. Ein Zug seiner philosophischen Denkart: – Ein junger Mensch bringt ihm eine Satyre in Manuscript zu lesen. Die Satyre ist auf Diderot gemacht. Er läßt ihn kommen und fragt ihn, wie er sich einkommen lassen könnte, ihm die Zeit durch das Lesen einer Satyre zu stehlen. Der junge Mensch antwortete, er habe Geld gebraucht und gehofft, daß er ihm das Manuscript abkaufen würde, um den Druck zu verhindern. Diderot sagte, wenn er dieses wolle, so könne er ihm einen weit einträglicheren Rath geben. Er solle zum Bruder des Duc d’Orleans gehen und ihm das Buch dediciren; dieser wäre sein Feind und würde die Satyre mit Gold aufwägen. Der junge Mensch hatte keinen Zugang zu dem Prinzen. Diderot ließ ihn sich niedersetzen, und dictirte ihm ein Epitre dédicatoire à son Altesse. Mit dieser ging der arme Teufel zum Prinzen und fischte fünfundzwanzig Louisd’or.

Ein andermal machte ein junger Mann, der viel Geist und Herz zeigte, seine Bekanntschaft. Es fehlte ihm an Geld, und nachdem Diderot seine Familienangelegenheiten sich erzählen lassen, erfuhr er, daß er einen Bruder habe, der ihn unterstützen könnte, daß aber dieser Bruder übel auf ihn zu sprechen sei, weil er ihm einstmals an seinem Glücke hinderlich gewesen. Diderot ging zu diesem, um für den jungen Riviere fürzusprechen, erfuhr aber hier so viele Schandthaten und unerhörte Niederträchtigkeiten von dem letzteren, daß ihm schauerte. Als jener mit der Erzählung fertig war, fragte er Diderot, ob er sich nun noch eines solchen Bösewichts gegen ihn annehmen wolle? Diderot hatte sich gefaßt und sagte: er habe alles dieses schon gewußt, und noch mehr, als er ihm eben erzählt habe. Noch mehr? sagte der andere. Ja, sagte Diderot, ich weiß z. B., daß er mit einem Dolch in der Hand auf Sie gelauert hat, um Sie meuchelmörderisch umzubringen, und dieses habe Sie in Ihrer Erzählung ausgelassen. – Weil es nicht wahr ist, sagte der andere – und gesetzt, daß es wäre, antwortete Diderot, so ist auch das noch nicht genug, um Sie zu entschuldigen, einen Bruder in der Noth zu verlassen. Der andere war so überrascht und wurde so hingerissen,

daß er dem Schurken eine Pension aussetzte. Diese Geschichte geht noch weiter, aber sie ist zu weitläufig für diesen Brief. Ich wünschte, Dir das Manuscript verschaffen zu können.

Dein Präsidententausch soll, wie ich wünsche, zu Deinem Vortheil ausgeschlagen seyn. Charlotte beschreibt mir den neuen Herrn als einen bigotten Patron. Er müßte sich also verändert oder den Umständen für den Augenblick nachgegeben haben. Indessen wenn dieser neue Präsident Dir auch sonst nichts nützt, so giebt er Dir doch auf eine Zeitlang einen Geschäftsstoff, den Du bei einem etwas langweiligen Metier brauchen dürftest.

Mir geht es hier so ganz gut. Lange kann ich nicht im Maschinengange eines soliden Geschäfts verharren, das sehe ich schon. Aber die Unterbrechungen dauern noch nicht lange, und ich finde den Faden immer wieder. Eigentlich, Lieber, finde ich doch mit jedem Tage, daß ich für das Geschäft, welches ich jetzt treibe, so ziemlich taue. Vielleicht giebt es bessere, aber nenne mir sie. Die Geschichte wird unter meiner Feder, hier und dort, manches, was sie nicht war. Das sollst Du am Ende selbst erkennen, wenn Du erst mein Buch gelesen haben wirst. Im Jennerstück des Mercur steht der Anfang meiner Einleitung in die Rebellion; aber einen Begriff von meinem historischen Berufe kann sie Dir durchaus noch nicht geben; warte also, bis ich Dir das erste Buch wenigstens abgedruckt schicken kann. Alsdann, mein Lieber, mache Dir den Spaß und lies dieselbe Geschichte in jedem anderen Buche, worin sie beschrieben ist. Freilich schnell geht es damit nicht; aber dies ist für jetzt mehr die Schuld meiner Neulingschaft in der Historie, und wird sich heben, wenn wir erst besser mit einander bekannt sind. Wie weit mich diese Art von Geistesthätigkeit führen wird, ist schwer zu sagen; aber mir schwant, daß wenn sich meine Lust nach der Proportion, wie sie angefangen hat, vermehrt, ich am Ende dem Publicisten näher bin, als dem Dichter, wenigstens näher dem Montesquieu als dem Sophokles – und dabei danke ich mit jedem Schritte dem Himmel für jede poetische Zeile, die ich mich zu machen nicht habe verdrießen lassen.

Hier geht alles Uebrige charmant; ich und Wieland stehen uns noch wie immer; ich wundere mich selbst, daß wir noch keine Händel gehabt haben. Neulich hätt ich ihn fast auf den Kopf gestellt; ich war

just in einer meiner widersprechenden Launen, und da erklärte ich ihm, als das Gespräch auf französischen Geschmack roulirte, daß ich mich anheischig machte, jede einzelne Scene aus jedem französischen Tragiker wahrer und also besser zu machen. Du kannst ungefähr wissen, wie ich das meinen mußte, aber ihm hatte ich in die Seele gegriffen. Er führte mir meinen Carlos zur Widerlegung an; wo ich nämlich gerade die Fehler hätte, die ich an den Franzosen tadelte. Ich sagte ihm, daß aus den dreißig Bogen des Carlos gewiß sieben herauszubringen seien, worin reine Natur sei (und habe ich nicht recht?); er solle mir das an einem französischen Stücke probiren. Er solle mir den Marquis Posa in einer Scene mit einem König Philipp soweit kommen lassen, ohne meinen Weg einzuschlagen, oder er solle eine dreizehn Blätter starke Scene zwischen Carlos und der Eboli in französischem Geschmacke schreiben lassen, und sehen, wer sie aushält.

Er konnte mir nichts antworten, und ich glaube überhaupt niemand. Eine Frau habe ich noch nicht; aber bittet Gott, daß ich mich nicht ernsthaft verplempere. Adieu, meine Lieben. Heute erwarte ich Briefe von Euch. Wann kommt denn Huber? Tausend Grüße an Euch alle von

Eurem

S.

## **An Gottfried Körner.**

**Weimar, d. 23. Febr. [Sonnabend] 1788.**

Ihr gebt ja kein Lebenszeichen von Euch; alles ist dort bei euch herum wie ausgestorben – und doch, dächte ich, hätte ich jetzt mehr von Dresden zu erfahren, als Ihr von Weimar, da Huber, wie Göschen mir gesagt, in Leipzig erwartet wird. Ich sehne mich nach ihm mit Ungeduld – obgleich die Freude ihn zu sehen mich nicht so eigennützig beschäftigt, daß ich vergäße, wie schwer Ihr euch von ihm trennen werdet. Dorchon aber, hoffe ich, wird auf diesen Schritt gefaßt seyn, da er sie nicht überrascht, und wenn ich sie recht kenne, so wird ein Opfer ihr nicht unerträglich fallen, das ihn glücklich macht; so gewiß sie in manchen Augenblicken der vergangenen Jahre durch die Unsichern Aussichten seines Schicksals beunruhigt

worden ist. Hubern wünsche ich jetzt alle die Unbefangenheit und Lebhaftigkeit des Geistes, die ihn für diese neue Situation geschickt macht – und möchte er zwischen dem, was Er war und ist und dem, was andre sind, jetzt eine glückliche Mittelstraße halten. Für sein Herz und die Harmonie unserer Empfindungen ist mir nicht bange, wenn ich gleich darauf gefaßt bin, daß auf diesem Instrumente noch mancherlei gespielt werden wird. Es ist Deine Sache, lieber Körner, (weil Du doch von uns Dreien mit Dir selbst am meisten fertig geworden bist) der Aufseher über uns zu seyn und, wenn ich so sagen soll, die 2 Uhren nach der Deinigen zu stellen, wenn sie variieren sollten.

Schreibt mir also ja, wann ich Hubern zu erwarten habe, und überhaupt, wann ich anfangen soll, mir Euch ohne ihn zu denken. Fast fürchte ich, daß er Charlotte nicht einmal hier treffen wird. Sie wird biß in die Mitte des May nicht hier seyn, in acht Tagen reist sie mit ihrem Manne zu einer Zusammenkunft mit seinem Bruder auf eins ihrer Güter und geht von da nach Kalbsrieth, wo sie solange bleiben wird, biß das Semestre ihres Mannes verstrichen ist. Es wäre doch ärgerlich, wenn er sie nicht sehen sollte! Im Nothfall müßten wir sie in Kalbsrieth besuchen.

Göschen war hier, beinahe 8 Tage. Er ist ein zufriedener Glücklicher; aber ich wollte, daß Ihr mir seine Braut beschriebet, und was von dieser Heurath überhaupt zu halten ist; denn durch ihn ist kein gesunder Begriff von ihr zu gewinnen. Es ist ordentlich lustig, wie die Leutchen hier Göschen schätzen. Wieland nennt ihn einen vorzüglichen Sterblichen; Bode gefällt sich, seinen Protector zu machen, und Bertuchs mercantilische Seele ist durch die seinige erquickt. Wir waren oft beieinander, weil er sich in meinem Circel herumtreibt; von euch habe ich ihn keine Silbe gefragt und er hat nicht angefangen. Ich gebe ihm auf diese Messe noch eine Thalie, weil ich es nach dem Avertissement des Neuen Merkur nicht schicklich mehr thun kann; Hubers heiml. Gericht und die Fortsetzung des Geistersehers werden der Inhalt seyn. Mit dem Carlos ist er diese nächste Messe fertig und wird ihn auf Michael. neu auflegen. Meine Rebellion wird schwerlich auf Ostern erscheinen, theils weil es an gutem Papier fehlt, theils weil ich sie nicht in so viele Lieferungen verzetteln mag. Sie wird in allem über vier Alphabethe

betragen, und auf Ostern könnte nur Eines fertig seyn. Es ist ungeheuer, was sie mich Arbeit kostet, nicht die Erzählung selbst, sondern das Materialiensammeln; aber sie gewährt mir Vergnügen, und ich halte auch die Zeit nicht für verloren.

Weimar hat dieser Tage einen Auftritt erlebt, der die Menschlichkeit interessiert. Ein Husarenmajor, namens Lichtenberg, ließ einen Husaren, eines höchst unbedeutenden Fehltritts wegen, durch 75 Prügel mit der Klinge so zu Schanden richten, daß man an seinem Leben zweifelte. Vorfälle dieser Art sind in dieser Stadt freilich sehr neu; es entstand eine allgemeine Indignation vom Pöbel biß zu dem Hofe hinauf. Das gemeine Volk rächte sich an ihm durch Pasquille, die es an seinen Thür schlug; ein adliges Hauß wo er auf denselben Abend zum Souper gebeten war, ließ ihm absagen und die Herzogin Louise weigerte sich, in seiner Gesellschaft ihrem Manne entgegen zu fahren. Man weiß noch nicht gewiß ob der Herzog davon unterrichtet ist; auf allen Fall, fürchte ich, wird er sich nicht bei dieser Sache auf eine seiner würdige Art benehmen, weil unglücklicherweise dieser Lichtenberg, der ein guter Soldat seyn soll, ihm jetzt unentbehrlicher ist als seine Minister. Ich schreibe Dir diesen Auftritt, weil er ein gutes Gegenstück zu den vorhergehenden Epochen Weimars abgeben kann, wo man im Conseil wertherisierte. Sonst ist hier alles wie immer und von mir kann ich Dir jetzt auch nichts wichtigeres sagen; vielleicht ein andermal. Grüße mir alle von Herzen.

Dein Schiller.

[Adresse:]

Herrn	Oberconsistorial	an
	D.	Rath
		Körner
		in
frey.	Dresden.	

**An Gottfried Körner.**

**Weimar, 6. März [Donnerstag] 1788.**

Gleich anfangs muß ich Dich aus einer irrigen Vermuthung reißen, die mir Dein vorletzter Brief zu erkennen gegeben hat. Du thust, als ob Du wüßtest, ich habe hier eine ernsthafte Geschichte, zu der ich Euch nach und nach vorbereiten wolle, und Du sagst, Du hättest es aus einer guten Quelle. Glaube mir, Deine Quelle ist schlecht, und ich bin von etwas wirklichem dieser Art so weit entfernt, als nur jemals in Dresden. Wenn ein Mensch so etwas von mir wüßte, so würdest Du es seyn, und die Leute, unter denen ich bin, sollten in diesem Stücke vor Dir, wenn wir auch noch so entfernt von einander wären, kein Vorrecht haben. Bei dem, was ich Dir geschrieben, hat mich nichts als eigene und kalte Ueberlegung geleitet, ohne positiven Gegenstand. Neuerdings ließ ich zwar ein Wort gegen Dich fallen, das Dich auf irgend eine Vermuthung führen könnte – aber dieses schläft tief in meiner Seele, und Charlotte selbst, die mich fein durchsieht und bewacht, hat noch gar nichts davon geahnet. Wenn dieses mich weiter führt, so sei gewiß, daß Du, wie in allen ernsthaften Angelegenheiten meines Lebens, der erste seyn wirst, gegen den ich mich öffne.

Es freut mich, was Du mir über den Aufsatz im Mercur geschrieben hast, und Dein Tadel scheint mir nur zu gegründet; aber Du mußt und wirst mir auf der andern Seite auch wieder einräumen, daß es keine solche leichte Sache für mich war, mich in der Historie so schnell von der poetischen Diction zu entwöhnen. Und darin hast Du es getroffen, daß die Geschichte selbst weniger von diesem Fehler hat; mit dem meisten wirst Du zufrieden seyn. Gleich die Fortsetzung im zweiten Heft des Mercur ist beinahe ganz rein davon.

Laß mir nur Zeit, und es wird werden. Wenn ich meinen Stoff mehr in der Gewalt, meine Ideen überhaupt einen weiteren Kreis haben, so werde ich auch der Einkleidung und dem Schmuck weniger nachfragen. Simplicität ist das Resultat der Reife, und ich fühle, daß ich ihr schon sehr viel näher gerückt bin, als in vorigen Jahren.

Aber Du glaubst kaum, wie zufrieden ich mit meinem neuen Fache bin. Ahnung großer unbebauter Felder hat für mich soviel reizendes. Mit jedem Schritte gewinne ich an Ideen, und meine Seele wird weiter mit ihrer Welt. Ich habe mir den Montesquieu, Pütters Staatsverfassung des deutschen Reichs und Schmidts Geschichte der

Teutschen gekauft. Diese Bücher brauche ich zu oft, um sie von der Discretion anderer zu besitzen.

Göschel hat mir ein Heft der Thalia abgebangt, und ich hab es ihm zugesagt, weil er mir versicherte, daß Crusius kein Papier habe, die Revolution der Niederlande noch vor der Messe anzufangen; jetzt aber schreibt mir Crusius, daß er scharf darauf losdruckt, die Thalia ist auch angefangen, Wieland will einen Aufsatz in das dritte Mercurstück, und ich sitze in Todesschweiß. Dem verfluchten Geisterseher kann ich bis diese Stunde kein Interesse abgewinnen; welcher Dämon hat mir ihn eingegeben! Bitte Huber, daß er mir den Brief schicke, den Du beantworten wolltest. Ich setz' ihn in die Thalia.

Ich schreibe Dir gern mehr, aber ich bin diesen Mittag bei einem Diner, wo ich Herder finden werde; und es ist schon spät. Herders vierter Theil der Ideen soll scharf über das Christenthum hergehen; man sagt hier, daß ers zu bunt gemacht habe. Lebe wohl und grüße mir alle herzlich.

Dein

S.

## **An Gottfried Körner.**

**Weimar, 17. März [Montag] 1788.**

Frau von Kalb ist mit ihrem Manne jezt von hier abwesend, und wird erst zu Ende dieses Monats wiederzurückkommen. Sie hat eine Zusammenkunft mit ihrem Schwager auf einem ihrer Güter, und Bertuch ist dabei. Die Sache ist eines Processes wegen, den der Präsident K. führt.

Die Abwesenheit von Charlotten macht mich jezt manchmal zum Einsiedler, weil ich in den Abendstunden, d. h. nach acht Uhr, die fast allein meiner Erholung erlaubt sind, nicht zu jedermann mag oder kann. Das Wielandsche Haus und allenfalls noch eins sind jezt meine einzigen Zufluchtswinkel, die Clubbs ausgenommen; in die Komödie gerathe ich fast gar nicht mehr. Angenehm wird Dirs seyn zu hören, daß ich mich aus dem Schulstaub meines Geschichtswerks auf etliche Tage losgerüttelt und mich ins Gebiet der Dichtkunst wieder hineingeschwungen habe. Bei dieser Gelegenheit habe ich die

Entdeckung gemacht, daß, ungeachtet der bisherigen Vernachlässigung, meine Muse noch nicht mit mir schmollt. Wieland rechnete auf mich bei dem neuen Mercurstücke, und da machte ich in der Angst – ein Gedicht. Du wirst es im März des Mercur finden und Vergnügen daran haben, denn es ist doch ziemlich das beste, das ich neuerdings hervorgebracht habe, und die Horazische Correctheit, welche Wieland ganz betroffen hat, wird Dir neu daran seyn. Ich schreibe Dir von dem Gegenstande nichts. Was wir sonst, wenn Du Dich noch gern darauf besinnen magst, miteinander getrieben haben, die Wortfeile, treibe ich jezt mit Wieland, und einem Epitheton zu Gefallen werden manche Billets hin und wieder gewechselt, am Ende aber bleibt immer das erste stehen.

Hast Du die Fortsetzung der niederländischen Rebellion im Februar des Mercur schon gelesen? Ich wäre neugierig, wie Du mit dieser zufrieden bist. Aus dem, was Du kürzlich der Frau von Kalb geschrieben hast, sehe ich, daß Du Dich mit meinem Abfall zur Geschichte noch nicht so recht aussöhnen willst. In der That habe ich Dir alle Gründe mitgetheilt, die mich dazu haben bestimmen können; wenn sie Dich nicht überzeugen, so muß es wohl in unserer verschiedenen Vorstellungsart liegen. Die Geschichte ist ein Feld, wo alle meine Kräfte in's Spiel kommen, und wo ich doch nicht immer aus mir selbst schöpfen muß. Bedenke dieses, so wirst Du mir zugeben müssen, daß kein Fach so gut dazu taugt, meine ökonomische Schriftstellerei darauf zu gründen, sowie auch eine gewisse Art von Reputation; denn es giebt auch einen ökonomischen Ruhm. Uebrigens denke ja nicht, als ob es mir jemals im Ernst einfallen könnte, mich in diesem Fache zu begraben, oder ihm in meiner Neigung diejenige Stelle einzuräumen, die es, wie billig, in meiner Zeit hat. Auch sehe ich recht gut voraus, daß ich durch meine Arbeit in der Historie mir einen wesentlicheren Dienst leisten werde, als der Historie selbst, und dem Publicum einen angenehmeren, als einen gründlichen den Gelehrten.

Der Geisterseher, den ich eben jezt fortsetze, wird schlecht – schlecht, ich kann nicht helfen; es giebt wenige Beschäftigungen, die Correspondenz mit dem Fräulein von A. nicht ausgenommen, bei dem ich mir eines sündlichen Zeitaufwandes so bewußt war, als bei

dieser Schmiererei. Aber bezahlt wird es nun einmal, und ich habe wirklich bei der ganzen Sache auf Göschens Vortheil gesehen.

Meine übrigen Angelegenheiten dürfen Dich gar nicht anfechten, und vor einer übereilten Heirath laß Dir vollends nicht bange seyn. Die Wielandsche Tochter ist so gut als versprochen; ich habs von dem Vater selbst, der freilich in gewissen Augenblicken andere Erwartungen gehabt haben möchte, die ich nicht erweckt, auch nicht unterhalten habe. Wieland hat ganz recht, daß er mit seinen Mädchen eilt und mit dem Ersten dem Besten Ernst macht, ohne zu warten, bis die Genies sich erklären. Bei fünf ledigen Töchtern darf einem wohl Angst werden, aber er hat zwei brave Bursche zu Schwiegersöhnen, die mir beide weit lieber sind als Reinhold.

Du schriebs Charlotten, daß Minna in einigen Monaten niederkommen wird. So etwas schreibst Du mir nun nicht! Mein Herz trägt sich mit den besten Hoffnungen für Euch! Aber um was ich Dich bitte, laß Minna diesmal nicht wieder stillen.

S.

## **An Gottfried Körner.**

**Weimar, 31. März [Montag] 1788.**

Ich schicke mit der heutigen Post den Rest meines Geistersehers an Göschen ab, und kann kaum soviel Zeit gewinnen, Dir, mein Bester, einen herzlichen Gruß zu schicken. Aber ich fühle, daß ich Dir schon drei Posttage nicht geschrieben habe, und dieser heutige soll wenigstens nicht leer abgehen.

Dieser Brief, fürchte ich, trifft Euch nicht in der besten Stimmung. Huber wird Euch kürzlich verlassen haben, und ich denke mir Eure Lage. Eine kleine Reise zur Zerstreung würde Euch recht gute Dienste thun, und wie wärs, wenn Ihr hierher kämet? Einige recht schöne Tage kann ich Euch hier versprechen, die Ihr nicht überall so finden sollt.

Charlotte erwarte ich in nächster Woche wieder zurück. Sie wird also unfehlbar da seyn, wenn Huber kommt. Ihr Mann kommt auch mit ihr zurück.

Hier wird Goethe jeden Tag aus Italien zurückerwartet; der Herzog hat ihn verlangt und ihm, wie man mir gesagt, eine Prolongation

seines Urlaubs verweigert. – Du hast mich neulich gefragt, ob ich beim Herzog gewesen sei? In der That noch nicht, und es ist auch keine Angelegenheit, die es von mir verlangte.

Schon zu Ausgang des vorigen Jahres habe ich mich schuldigermaßen bei ihm melden, dabei aber zugleich einfließen lassen, daß ich nichts bei ihm zu suchen habe (er wird hier so gemißbraucht, daß es schändlich ist). Darauf ließ er mir sagen, daß er mir den Tag bestimmen wolle, welches sich vergessen hat; jezt habe ich es nicht mehr für nöthig erachtet. Ich kann ihn jeden Tag im Stern sprechen, wens der Zufall fügt, und auf den will ich es ankommen lassen – ich gefalle ihm durch nichts mehr, als wenn ich ihn zu gar nichts brauche.

Sonst ist hier alles beim Alten. Deine Sorge wegen einer Heirath von meiner Seite wirst Du nun wohl los seyn. Gestern habe ich bei Wielands zu Mittag gegessen; seine beiden Schwiegersöhne waren da. Ganz ohne Plan mag Wieland wegen meiner nicht gewesen seyn; ich bin über gewisse Dinge raillirt worden, die mich fast glauben machen, daß er so etwas Aehnliches doch von mir erwartet haben könnte. Weil ich mich nicht gemeldet habe, so schließt er, daß ich dem Heirathen zuwider sei; so ungefähr erkläre ich mir die Beredsamkeit, mit der er mein vermeintes Ideal von Freiheit bekämpft hat. Aber sonst hat es weder ihn, noch die Familie kälter gegen mich gemacht, und es ist wirklich viel, daß wir seit fünf Monaten auf gleichem guten Fuße miteinander zurückgelegt haben. Jetzt bin ich wegen des Mercur in Erwartung; bisher wollte ich von keinem eigentlichen Plane mit ihm reden, weil er meine Genossenschaft beim Mercur erst aus den Folgen beurtheilen soll. Auch muß er sich vorher überzeugt haben, daß ich ihn nicht im Stiche lasse. Ich brauche deswegen noch fünf bis sechs Monate, ehe ich die Sache mit ihm berichtige; in dieser Zeit lasse ich die Thalia fortlaufen. Was ich ihm bereits gegeben, ist mir noch nicht bezahlt; so daß ich glaube, er will mich auch schon jezt nicht pro Bogen bezahlen; aber ich thue es in der Folge nicht anders, als er muß mit mir Moitié machen.

An der niederländischen Rebellion wird scharf in Leipzig gedruckt; wenn eine Anzahl Aushängebogen beisammen ist, sollst Du sie erhalten; im Mercur erscheint nichts mehr davon.

Adieu, Lieber. Tausend Grüße von mir an die Weiberchen. Ein Bischen Trennung muß uns nicht daniederschlagen – desto fröhlicher wird das Wiedersehen seyn. Lebe recht wohl, und laß mich bald von Euch hören.

Dein

S.

## **An Gottfried Körner.**

**Weimar, 15. April [Dienstag] 1788.**

Huber habe ich wiedergesehen, aber nur im Fluge und so, daß wir einander wenig haben genießen können. Mittags am 9. kam er an, und den folgenden Morgen sind wir zusammen nach Erfurt gefahren, wo sein Gesandter die Nacht geblieben war. Weil ich Charlotte in Gotha vermuthete, so war sogleich mein Entschluß gefaßt; ich ritt von Erfurt aus dahin, um unterdessen, bis Huber nachkäme, ein Rendez-vous zu veranstalten. Aber der Teufel stellte sich wiederum dazwischen, daß Huber und sie nicht zusammenkamen. Sie war just bei einem großen Diner unter zwölf unbekanntem, steifen Gesichtern, wo sie nicht gleich loskommen konnte, und Huber konnte sich keine Stunde in Gotha verweilen, weil sein Gesandter dem Herzoge ausweichen wollte. So ist also abermals aus dieser Zusammenkunft nichts geworden und – es soll nicht seyn. Ich könnte und möchte Dir allerlei über Huber schreiben, aber wie gesagt, ich habe ihn kaum obenhin genießen können, und wenn dir das deutlich ist, mein Senkblei ist bei ihm nicht ganz auf den Grund gekommen. Jezt liegt und drückt die Neuheit der Lage noch auf ihn, Gegenwart und Zukunft durchkreuzen sich bei ihm wunderbar, und alle seine Kräfte sind durcheinander gemengt. Seine Briefe sollen uns mehr von ihm sagen. Du hast mir nicht geschrieben, daß er Maçon ist, wie auch nichts von dem Eigentlichen seiner Versorgung, die mir sehr honorabel und zulänglich erscheint. Man kann es nicht anders als ein Glück nennen, und ich nenne es ein vollkommenes Glück, wenn sein Geist sich erst darin gefunden, oder besser, damit abgefunden hat.

Mit Deinem Briefe an Julius hast Du mich ganz überrascht. Thätig habe ich Dich gar nicht vermuthet, und vollends thätig für mich.

Über die Art, wie ein lebhafter freier Geist dennoch das Joch fremder Meinung ziehen kann, sind lichte Blicke darin gegeben, und wie es kommt, daß sich ein solcher Geist, wenn er diesem Joche entrissen wird, gerade in diese Bahn wirft. Nur das gibt mir wenig Trost, (so recht Du auch haben magst) daß auch die Wahrheit ihre Saisons bei den Menschen haben soll, daß, wie Du hier annimmst, eine gewisse Philosophie in einer gewissen Epoche für unseren Julius gut seyn soll und doch nicht die wahre seyn soll; daß man hier, wie in Eurem maurerischen Orden im ersten und zweiten Grade, Dinge glauben darf oder gar soll, die im dritten und vierten wie unnütze Schalen ausgezogen werden.

Daß sich mein Julius gleich mit dem Universum eingelassen, ist bei mir wohl individuell; nämlich, weil ich selbst fast keine andere Philosophie gelesen habe und zufällig mit keiner anderen bekannt geworden bin. Ich habe immer nur das aus philosophischen Schriften (den wenigen, die ich las) genommen, was sich dichterisch fühlen und behandeln läßt. Daher wurde diese Materie, als die dankbarste für Witz und Phantasie, bald mein Lieblingsgegenstand.

Was Du von den sogenannten Taschenspielerkünsten der Vernunft sagst, die Kunstgriffe, wodurch man der Wahrheit gleichsam zu entrinnen sucht, um ein System zu retten, finde ich sehr gut gesagt: mir hat es Klarheit gegeben. Ich müßte mich sehr irren, wenn das, was Du von trockenen Untersuchungen über menschliche Erkenntniß und demüthigenden Grenzen des menschlichen Wissens fallen ließe, nicht eine entfernte Drohung – mit dem Kant in sich faßt. Was gilt's, den bringst Du nach? Ich kenne den Wolf am Heulen. In der That glaube ich, daß Du sehr recht hast; aber mit mir will es noch nicht so recht fort, in dieses Fach hineinzugehen.

Noch eins. Du verwirfst die Kunstidee, die ich auf das Weltall und den Schöpfer herübertrage; aber hier, glaube ich, sind wir nicht soweit von einander, als Dir scheint. Wenn ich aus meiner Idee alles herausbringe, was Du aus der Deinigen, so wüßte ich nicht, was Du ihr anhaben solltest. Aber dies auf den nächsten Donnerstag. Ich muß jezt abbrechen, um ein Paket an Crusius zu expediren.

Ich sehne mich nach der Nachricht von der Minna glücklicher Niederkunft. Wenn ich beten könnte, so wollte ich sie in mein Gebet einschließen, und das sollte wirken. – Grüße sie und Dorchen

tausendmal. Ich habe Dir noch mancherlei zu schreiben, das aber warten kann und muß.

Dein

S.

Du hast Doch die Quittung erhalten und den Brief, worin ich Dich bat, mir funfzig Thaler von den hundert zu schicken, und sobald Du kannst. Ich habe heut schmerzlich darauf gewartet.

## **An Gottfried Körner.**

**Weimar d. 16. April [Mittwoch] 1788.**

So wie Du in gar vielen Dingen vernünftiger denkst und handelst als ich, so hast Du es auch dißmal gethan und ich danke Dir recht sehr dafür. Falsche Discretion hat mich abgehalten, von Wieland zu fodern, den ich gerade jezt nicht solvendo glaubte; zugleich fürchtete ich, durch ein voreiliges Fodern meinem Contract überhaupt Schaden zu thun, wenn er allenfalls willens gewesen wäre, mich en gros und nicht per Bogen zu bezahlen. Da dieses indessen noch sehr zweifelhaft ist, so glaube ich ganz recht gethan zu haben, dass ich Deinem Rathe folgte und mir 50 Thlr. auf Abschlag von ihm bezahlen liess, welches ganz ohne Schwierigkeit ablief. Ich bin also meiner Verlegenheit überhoben, und an der Beitischen Schuld sind doch 100 Thlr. abgetragen. Die anderen will ich durch Crusius besorgen lassen, weil ich mich hier recht gut durch die Einnahme von der Thalia und dem Merkur hinhalten kann. Die Dalbergschen Gelder rechne ich nicht, weil er mich immer mit meinem Wechsel bei der deutschen Gesellschaft chicaniren kann. Im ganzen genommen ist mir doch jetzo leichter ums Herz, weil ich ohne Mühe, d. h. ohne mich zu überspannen, jetzo mehr erwerbe, als ich aufgehen lasse. Ich bin also doch auf dem Wege zur Genesung, und so langsam vielleicht auch mein Schuldenzahlen geht, so geht es doch, und das ist mehr, als ich seit 29 Jahren mich erinnern kann. Schlägt die Niederl. Rebellion ein, daß innerhalb 2 Jahren eine neue Auflage zu machen ist, so habe ich gleich 400 Thaler baar und ohne Mühe verdient; denn unter 4 Alphabeten beträgt sie nicht, und Crusius hat mir für die zweyte Edition 4 Thaler zugesagt. Da mich Riga bezahlt hat, so kann ich dieses Theater auch

künftig bey meinen Stücken rechnen, und dann habe ich Aussichten aufs Wienerische, weil mein Fiesko dort, wie Du weißt, eingeschlagen, und meines Nahmens Gedächtniß also dorten gestiftet ist. In einigen Jahren verhilft mir eine Generaledition meiner Stücke dann auch zu einer baaren Summe. Kleinere Aufsätze für den Merkur, die ich in dieser Zeit zu Stande bringen muß, nebst den schon vorhandenen in der Thalia und anderswo, geben Stoff zu einigen Bänden vermischter Schriften, so wie meine Gedichte sich bis dahin zu einer honetten Sammlung häufen. Das sind also meine Ruhepunkte fürs künftige, die ich mir darum gegenwärtig mache, um Muth und Freude bey mir zu erhalten; auch Dir, denke ich, sollen sie, in meiner Seele, angenehm seyn, und übertrieben wirst Du sie nicht finden.

Lass mich doch wissen, ob Du wegen Deiner Ausgaben nicht verlegen bist, oder werden kannst; dies wird mich sehr beruhigen. Es kränkte mich längst, dass ich Dir biß jezt noch gar nicht habe Wort halten können, weil Du vielleicht doch bey Deinem Arrangement darauf gerechnet hattest. Du kennst zwar meine ganze Lage und mein Wesen, und dass es Dir nie einfallen konnte, mir darüber böse zu seyn, weiß ich auch – aber dann sehe ich wieder nicht ein, warum Du von meinem schlimmen Schicksale leiden sollst, und warum ich Dich darein verflochten habe? Bist Du aber nicht genirt, so tröste ich mich mit der Aussicht, auch diesen Berg endlich abzuwälzen und die angenehme Zeit zu erleben, wo das fatale Wort: Geld nie unter Dir und mir mehr genannt werden wird.

Lebe wohl. Auch ich will keine bessere Materie mit diesem Geldbriefe beschmutzen. Jezt sehne ich mich nach glücklichen Nachrichten von Minna, die Du mir hoffentlich mit kommender Post melden wirst. Grüße mir beide recht herzlich.

Dein

Schiller.

## **An Gottfried Körner.**

**Weimar, 25. April [Freitag] 1788.**

Viel Glück und Freude, Papa, zu Deiner Emma, und eben soviel zu der überstandenen Gefahr Deiner Frau. Ich kann nicht läugnen, daß ich

deshalb sehr unruhig war, aber nun ist Dein Glück und meine Freude doppelt. Daß es ein Mädchen ist, freut mich auch; die Minna muß ja auch etwas haben und der Junge wird zu seiner Zeit auch nicht ausbleiben. Du hast mir nicht geschrieben, ob die Minna selbst stillt; das ist ein Umstand, der mir nicht gleichgültig ist. Auch wünschte ich zu wissen, wer das Kind aus der Taufe gehoben hat.

Charlotte läßt herzlich Glück wünschen, vielleicht schreibt sie heute selbst. Sie war einige Tage nicht wohl und man fürchtete eine fausse-couche, woraus aber glücklich nichts geworden ist. Ihr Fritz ist vor vierzehn Tagen mit den Blattern inoculirt worden, und läßt sich sehr gut an; es sind gegenwärtig bei vierzig Kinder hier inoculirt, nachdem der Anfang mit dem Prinzen und der Prinzessin gemacht worden; alle sind gutartig, und die meisten schon auf dem Rückwege. In einer so kleinen Stadt wie Weimar ist es wirklich merkwürdig, daß man das Vorurtheil gegen die Inoculation so allgemein abgelegt sieht.

Von Huber wirst Du hoffentlich Nachrichten haben; ich habe dermalen noch keine. Wir haben ausgemacht, uns alle Monate zu schreiben. Sobald der Frühling einmal dauerhaft da seyn wird, ziehe ich in die Einsamkeit aufs Land; mein Kopf und mein Herz sehnen sich darnach. Ich werde mich eine kleine Stunde von Rudolstadt niederlassen. Die Gegenden sind dort überaus ländlich und angenehm, und ich kann da in seliger Abgeschlossenheit von der Welt leben. Das Lengfeldsche Haus, von dem ich Dir nach meiner Zurückreise von Meiningen geschrieben habe, wird mir den ganzen Mangel an Gesellschaft hinlänglich ersetzen. Es sind dort vier sehr schätzbare Menschen beysammen, von sehr vieler Bildung und dem edelsten Gefühl. Sie sind auch schon in der Welt gewesen, und haben eine glückliche Gemüthsstimmung daraus zurückgebracht. Alles, was Lectüre und guter Ton einer glücklichen Geistesanlage und einem empfänglichen Herzen zusetzen kann, finde ich da in vollem Maße; außerdem auch viele musikalische Fertigkeit, die nicht den kleinsten Theil der Erholung ausmachen wird, die ich mir dort verspreche. Diesem Zirkel gedenke ich alle Tage einige Stunden zu widmen. Sonst erwarten meiner die mannigfaltigsten, ich muß leider sagen, die drückendsten Arbeiten; aber ich gehe ihnen mit ziemlichem Muthe, ja selbst mit Vergnügen entgegen.

Den Meßkatalog wirst Du wahrscheinlich durchblättert haben. Ohne mein Wissen ist wieder eine neue (und jetzt die dritte) Auflage von meinem Fiesko und von Cabale und Liebe in Mannheim gemacht worden. Ich habe deswegen, nach dem Anrathen aller meiner hiesigen Freunde, ein Schreiben an Hrn Götz ergehen lassen, und ihm darin die Wahl gegeben ob er mir diese Edition mit hundert Thlr bezahlen, oder es darauf ankommen lassen wolle, daß ich selbst eine verbesserte Auflage meiner Stücke, mit neuen Scenen und einem neuen Stücke vermehrt, für die Michaelismesse veranstalte und noch in dieser ankündige. Bertuch, der gegenwärtig in Leipzig ist, hat den Auftrag übernommen. Es ist in der That niederträchtig, wie diese Buchhandlung mit mir umgeht; hoffentlich hat Schwan keinen weiteren Antheil daran, als daß er es geschehen läßt; sonst müßte ich einem Briefe, den er mir vor vierzehn Tagen geschrieben und der voll der freundschaftlichsten Gesinnungen ist, eine sehr unedle Auslegung geben. Schreibe mir doch, ob Du billigst, was ich gethan habe? Wenn Du Dir aus dem Meßkatalog Einiges aussuchst, so vergiß Wielands Lucian nicht. Er wird Dir gewiß sehr werth werden; durch Wielands Galanterie besitze ich ihn selbst, und habe ihm schon manche angenehme Stunde zu danken.

Schulz, der Verfasser des Moritz, hat die Clarisse nachgebildet und auf berlinischen Grund und Boden verpflanzt. Du findest sie unter dem Titel Albertine. Für ein Werk, davon er in fünf Stunden zwölf Blatt gefördert hat, ist sie noch sehr lesbar ausgefallen. Ich wünschte mir zuweilen die Leichtigkeit seiner Feder; schwerlich ist jezt unter unseren guten und schlechten Schriftstellern einer, der es ihm gleich thut.

Einen Spaß muß ich doch erzählen, wenn es noch nicht geschehen ist. Vor einigen Wochen ist durch die vierte Hand die Anfrage aus der fränkischen Reichsstadt Schweinfurt an mich ergangen, ob ich dort nicht eine Rathsherrnstelle mit leidlichem Gehalt, verbunden mit einer Frau von einigen tausend Thlr, die, sezt man hinzu, an Geistes und äußerlichen Vorzügen meiner nicht unwerth sey, annehmen wolle. Die Stelle soll mich wöchentlich nur 2 oder 3 Stunden kosten u. dergl. Vortheile mehr. Wie ich mich dabey genommen, magst Du Dir leicht selbst einbilden; doch möchte ich eigentlich wissen, wie man auf mich gefallen ist. Da die ganze Sache mehr der Gedanke

einiger Privatleute ist, und man eigentlich nur sagt, daß, wenn ich mich melden würde, sie mir nicht schwer fallen sollte, so erkläre ich es so, daß das Ganze eine Idee der Person seyn mag, die ich heurathen sollte. Diese hat vielleicht einige Lectüre, die ihr den Menschenzirkel um sie herum verleiden mochte und da mag sie nun denken, daß sie mit ihrem bischen Geld und der Lockspeise einer Stelle einen Menschen fischen könnte, der auch andere Forderungen befriedigt. Der Zufall hat ihr von meinen Schriften einige vielleicht in die Hände gespielt, an denen sie Geschmack gefunden hat und für einen Juristen hält sie mich ohne Zweifel. So muß ich mir das Rätsel erklären, und der Meinung ist auch Wieland .

Von Mannheim habe ich Nachricht, daß der Carlos dort gegeben worden, aber bey weitem das nicht gethan hat, was man von ihm erwartete. Dalberg setzt es in die verfehlte Einheit und in die Unverständlichkeit des Plans. Beck klagt die Chicane der Direction und das äußerst schlechte Spiel gewisser Schauspieler an. Du wirst wissen, was aus beyden zu nehmen ist. Etwas mag freylich von Außendingen bewirkt worden seyn. So ließ Dalberg zum Beispiel (ganz gegen mein Mscript. und ich weiß gar nicht zu was Ende? oder woher er die Bravour hat?) den Domingo (den ich in einen Staatssekretär Perez verwandelte) als Jesuiten auftreten. Alles murmelte sich zu: Pater Frank! und dieser Umstand allein hätte dem Stück in einer Stadt wie Mannheim den Hals brechen können, wenn ich nicht eben so viele Gründe dazu in seiner inneren Structur fände. Iffland soll den König geheult, Bök den Marquis aber gut, vorzüglich gut gespielt haben. Die Königin habe niemand verstanden, weil die Schauspielerin leise und unvernemlich sprach. Domingo soll ein Hanswurst gespielt haben. Mit Beck war man, und auch Dalberg, Schwan und andre, sehr zufrieden.

Noch etwas, eh ich schließe: Wenn Du mir Dinge schreibst, die an demselben Posttag beantwortet werden müssen, so schicke sie künftig directe an mich. Die Briefe, die unter Fritschens Adresse an mich kommen, erhalte ich oft erst den andern Tag, wie es mir mit Deinen zwei letzten Briefen auch ergangen ist. Ueberhaupt laß mich doch in Deinem nächsten Brief wissen, wie es kommt, daß ich seit einiger Zeit Deine Briefe durch diesen Canal erhalte? ob Du ihn etwa kennst und mit ihm correspondirst?

Lebe wohl, und gehe jetzt gleich zu Deiner Emma und küsse sie statt meiner. Grüße mir Deine liebe Minna recht herzlich; ich wünsche ihr alles Gute zu ihrem Wochenbette. Grüße mir Dorchen und sag ihr, daß sie mich auch nicht ganz vergessen soll.

Dein

S.

## **An Gottfried Körner.**

**Weimar, 7. Mai [Mittwoch] 1788.**

Ich wollte die Gelegenheit mit Madame Duscheck, die sich einige Tage hier aufhielt, benutzen, Dir die Bibliothekbücher zu schicken; sie hatte aber nicht Raum genug dafür im Wagen, darum bleiben sie nun bis auf kommenden Montag liegen. – M. Duscheck hat hier ziemliches Glück gemacht. Anfangs wollte es nicht gleich gehen, weil ihre Stimme theils von der Reise etwas gelitten hatte, theils auch, weil die hiesigen Ohren nun einmal nicht ganz unbefangen sind. Unter anderen machte die regierende Herzogin die Bemerkung über sie, daß sie einer abgedankten Maitresse nicht unähnlich sehe. Ich muß Dir selbst gestehen, daß mir die Duscheck hier, wo ich sie öfter sah, viel weniger gefallen hat, als in Dresden: sie hatte soviel (Frechheit möchte ich es nicht gern nennen), soviel Dreistigkeit, und in ihrem Aeußern, worin man ihr vielleicht Unrecht thut, soviel Moquantes. Weil aber die Herzogin Amalie artig gegen sie war, so kam sie auf, und hatte in drei Concerten Gelegenheit, den ersten Eindruck zu verbessern und ihr ganzes Talent sehen zu lassen, daß man hernach allgemein davon erbaut wurde. Bei dieser Gelegenheit hat die Herzogin Amalie, bei der ich schon lange wieder recht gut stehen mag, ohne eigentlich die Ursache dieser Revolution zu wissen, die Artigkeit für mich gehabt, mich in der ganzen Stadt aufsuchen zu lassen und nach Hof zu invitiren. Aber Wieland hätte bei dieser Gelegenheit um ein Haar mit ihr Verdruß gehabt. Er war mit seinen ordinären Spielgesellen just im l’Hombre begriffen, als ein ähnlicher Ruf an ihn erging. Um seine theuren Brüder aber nicht sitzen zu lassen, entschuldigte er sich; das verdroß denn die Herzogin ein wenig, und sie gab mir einen ziemlich derben Auftrag an ihn, der Spaß sein sollte, aber es nicht war. Er sei ein

altväterischer platter Mensch, ein Philister; ein andermal, wenn er wieder was bei ihr hören wollte, würde sie ihm die Thüre vor der Nase zuschlagen u. s. w., was ich buchstäblich überliefern sollte, aber es natürlich nicht that. So glimpflich ich es aber auch ausrichtete, so wäre ich doch beinahe mit ihm ins Handgemenge gekommen.

Der Aufenthalt der Duscheck bei uns hat mich vier bis fünf Tage bei Soupers und Picknicks herumgezogen, welche aber nicht besonders viel Interesse für mich hatten, mir aber Geld kosteten, wofür es doch in der That schade ist. Sie wird Dir vom hiesigen Hofe eine ziemlich gute, von den bürgerlichen Zirkeln hingegen nicht die glänzendste Beschreibung machen.

Das erste kannst Du Dir erklären; das zweite ist insofern wahr, daß sich die Bürgerlichen an ein Wesen von dieser Art nicht so recht anzuschließen wissen, und es ist schwer zu sagen, ob ihnen dieses mehr Schande als Ehre macht.

Ich habe Euch bei diesem schönen Frühlingswetter schon manchmal bedauert, daß Ihr es nicht recht benutzen könnt; mir hat es an Leib und Seele wohlgethan. Ich werde nun schwerlich noch über eine Woche hier verharren, doch kannst Du bis auf weitere Verabredung Deine Briefe noch hierher adressieren.

Wegen der Fritschischen Sache habe ich dermalen noch keine Auskunft, ich werde aber der Sache auf den Grund zu kommen suchen.

Bertuch ist vor einigen Stunden aus Leipzig wieder angekommen, und ich erwarte ihn alle Augenblicke bei mir. Du kannst leicht denken, ob ich begierig sein werde, den Ausgang der Götzschen Angelegenheit von ihm zu erfahren. Ob er wohl gar Geld bringt? – Dann will ich seinen Pfad mit Rosen bestreuen.

Ich habe nun zwanzig Stück Recensenda aus Jena erhalten, worunter auch Goethes Egmont sich befindet. Man war von meinen Recensionen sehr erbaut, ob man gleich die wenigsten wird brauchen können, weil die Schriften schon ein und ein halb Jahr alt, und viele darunter schon vergessen sind. In dem Aprilstück des Mercur ist nichts von mir; ich habe nicht Zeit gehabt; aber ein Aufsatz über Polytheismus, von Herrn v. Knebel und Herder zusammengestoppelt, den meine Götter Griechenlands veranlaßt

haben sollen. Du wirst selbst sehen, mit welchem Rechte dies gesagt werden kann. Das V. Heft der Thalia ist heraus. Laß Dirs also in meinem Namen von Göschen schicken, oder soll ich es besorgen?

Lebe wohl und tausend Grüße Deiner Frau und Dorchen. Charlotte ist nach Kalbsrieth, um einige Monate da zu bleiben. Das Uebrige Deines Briefes ein andermal. Adieu.

S.

## **An Gottfried Körner.**

**Weimar, 15. Mai [Donnerstag] 1788.**

Der Canonicus Gleim aus Halberstadt ist seit etlichen Tagen hier; das macht denn, daß ich mich wieder sehr in Gesellschaft herumtreibe. Er wohnt bei Herder, und jetzt ist fast kein Tag, wo wir nicht irgendwohin gebeten werden. Ich weiß eigentlich nicht, in welcher Achtung er bei Dir steht, als Schriftsteller nämlich. Er ist aber merkwürdig durch eine Thätigkeit und Munterkeit des Geistes, die in seinem Alter, da er gegen die Siebzig anrückt, außerordentlich ist. Höchstens würdest Du ihn für einen Funziger und kaum für das halten. Von allen unseren berühmten Männern aus seiner Classe mag er den wohlwollendsten Charakter haben, und der wirksamsten Freundschaft fähig seyn – versteht sich, wie man Freundschaft für Viele empfinden kann; denn eines engen ausschließenden Verhältnisses ist er wohl nie fähig gewesen, kann es auch seiner Laune und seinem Temperamente nach nicht wohl seyn. Seine Schriften malen ihn ganz. Eben diese genaue Uebereinstimmung des Mannes mit jenen ist es, was mir seine Bekanntschaft so angenehm machte. Alles was er schreibt ist, wie er mir auch selbst gestand, nur der Ausfluß des Augenblicks gewesen. Was mehr als eine oder zwei Stunden ihn anhaltend beschäftigen müßte, ist nicht für ihn. Einer weitläufigen Composition hält er sich durchaus nicht fähig; auch halten ihn seine Amtsgeschäfte davon ab, denn, was ich gar nicht erwartet hatte, er hat als Canonicus viel Arbeit, und vorzüglich Rechnungen. Am meisten aber beschäftigen ihn kleine Dienste für die zahlreiche Familie seiner Freunde und Bekannten, für die er, wie gesagt, sehr thätig seyn kann. Er und der Geheime Rath Schmidt (Geheimer Rath seit vier Wochen) waren vor dreißig und

sechsendreißig Jahren sehr intime Freunde und gehörten zu der Kameradschaft, bei welcher Klopstock, Jacobi und die Uebrigen waren. Ich höre nun mit Vergnügen diese alten Kerle von jenen Zeiten sich unterhalten, und ihr burschikoses Leben sich mit Wärme zurückrufen. Gestern waren wir bei Bertuch. Stelle Dir vor und erstaune mit mir – Herder war auch da, Herder, der, wie Du weißt, sonst vor ihm ausgespien hat; alsdann Bode, Voigt, Wieland, Schmidt, Knebel, Krause und ich. Dieselbe Gesellschaft ist heute Abend bei Wieland. Gestern sind sich Bode und Wieland wegen Klopstocks beinahe in die Haare gekommen; aber das Recht war offenbar auf Wielands Seite, weil er äußerst billig und achtungsvoll von Klopstock sprach. Bode aber übertreibt seinen Werth aufs Größte, und macht ihn zu einem ebenso großen Menschen als Dichter, welches er durch Handlungen beweist, von denen er mir leid thäte, wenn Du und ich, und Leute, die noch etwas weniger sind als wir, sie nicht ohne Anstrengung im äußerst gewöhnlichen Lauf des Lebens ausüben könnten.

Ich habe mich mit Herder über historische Schriftstellerei, Magnetismus und verborgene physische Kräfte unterhalten. Er ist sehr für die letzteren, und besonders für eine Art von Emanation des Fluidi nervei, oder was es sonst ist, aus einem Körper in den anderen, woraus er die Sympathien und Antipathien, den Zusammenhang der Mutter mit dem Kinde u. s. w. erklärt. So sagt er von sich, daß ihm das erste Zusammenkommen mit einem fremden Menschen ein dunkles physisches Gefühl erwecke, ob dieser Mensch für ihn tauglich oder nicht. Herder neigt sich äußerst zum Materialismus, wo er nicht schon von ganzem Herzen daran hängt. Sein letzter Theil der Ideen wird, wie er mir sagt, nicht herauskommen. Fertig ist er längst. Warum er damit zurückhält, mocht ich ihn nicht fragen, weil es wahrscheinlich seinen verdrießlichen Ursachen hat. Vielleicht kann ich ihn in Manuscript von ihm erhalten, und dann sollst Du auch dabei zu Gaste sein. Ich bin willens, Herdern diesen Sommer, so zu sagen, zu verzehren.

Goethes fünften Theil habe ich vor einer Stunde unter anderen Recensendis aus Jena erhalten. Ich freue mich auf die Recension des Egmont; jetzt habe ich nur einen Blick hineinwerfen können und schon viel Vortreffliches entdeckt. Göschen giebt auch, wie Du

wissen wirst, ein periodisches kritisches Werk heraus, an dem ich auch Antheil nehmen werde, weil ich darin an kein Buch und auch an keinen Raum gebunden bin. In der jenaschen Zeitung stehen bis jetzt nur vier Recensionen von mir, weil ich sie erst vor vier Wochen eingeschickt habe. Ich halte mir die Zeitung jetzt selbst, weil ich auf dem Lande leicht außer Connexion mit der Literatur kommen könnte.

Hier macht die Thalia wieder schrecklich viel Aufsehen; sie circulirt durch alle Häuser, und mir werden gar erstaunlich schöne Sachen darüber gesagt. Soviel ist indessen gewiß, daß ich mir diesen Geschmack des Publicums zu Nutzen machen und soviel Geld davon ziehen werde, als nur immer möglich ist. Indessen wirst Du finden, daß diese Fortsetzung des Geistersehers mehr Kopf gekostet hat, als der Anfang, weil es nichts Kleines war, in eine planlose Sache Plan zu bringen, und so viele zerrissene Fäden wieder anzuknüpfen. Ich bin auf Deine Meinung begierig. Mein Plan auf Götz ist mir fehlgeschlagen, wenigstens für jetzt; aber endlich muß er doch einmal herausrücken.

Dies ist wahrscheinlich mein letzter Brief aus Weimar. Sobald sich das Wetter ändert, fliege ich aufs Land. Wie stehts bei Dir? Ich erwarte mit der heutigen Post Nachricht. Adieu. Grüße mir alle recht herzlich.

P. S. Hier folgen die Bücher. Eines, das den Titel führt: Vie et généalogie (oder ohngefähr so) de Guillaume I, Prince d'Orange, habe ich gar nicht mit hieher genommen. Es muß sich also bei Dir oder unter den Sachen finden, welche ich und Huber zurückgelassen haben.

S.

**An Gottfried Körner.**

**Volkstätt bei Rudolstadt, 26. Mai [Montag]  
1788.**

Seit acht Tagen bin ich nun hier in einer sehr angenehmen Gegend, eine kleine halbe Stunde von der Stadt, und in einer sehr bequemen heitern und reinlichen Wohnung. Das Glück hat es gefügt, daß ich ein neues Haus, das besser, als auf dem Lande sonst geschieht, gebaut ist, finden mußte. Es gehört einem wohlhabenden Manne, dem Cantor des Orts. Das Dorf liegt in einem schmalen aber lieblichen Thale, das die Saale durchfließt, zwischen sanft ansteigenden Bergen. Von diesen habe ich eine sehr reizende Aussicht auf die Stadt, die sich am Fuße eines Berges herumschlingt, von weitem schon durch das fürstliche Schloß, das auf die Spitze des Felsen gepflanzt ist, sehr vortheilhaft angekündigt wird, und zu der mich ein sehr angenehmer Fußpfad, längs des Flusses, an Gärten und Kornfeldern vorüberführt. In dem Dorfe selbst ist die Porzellanfabrik, die Du vielleicht kennst. Ich habe zwei kleine Stunden nach Saalfeld, ebenso weit nach dem Schlosse Schwarzburg und zu verschiedenen zerstörten Schlössern, die ich alle mit einander nach und nach besuchen will. – In der Stadt selbst habe ich an der Lengefeldschen und Beulwitzschen Familie eine sehr angenehme Bekanntschaft, und bis jetzt noch die einzige, wie sie es vielleicht auch bleiben wird. Doch werde ich eine sehr nahe Anhänglichkeit an dieses Haus, und eine ausschließende an irgend eine einzelne Person aus demselben, sehr ernstlich zu vermeiden suchen. Es hätte mir etwas der Art begegnen können, wenn ich mich mir selbst ganz hätte überlassen wollen. Aber jetzt wäre es gerade der schlimmste Zeitpunkt, wenn ich das bischen Ordnung, das ich mit Mühe in meinen Kopf, mein Herz und in meine Geschäfte gebracht habe, durch eine solche Distraction wieder über den Haufen werfen wollte.

Ich habe vieles zum Lesen mit hierhergebracht. Es kommt nun darauf an, was zu Ausgang meines Termins wird geschehen seyn. Täglich stoße ich noch auf meinen Mangel an Lectüre, und beinahe fürchte ich, daß ich die letzten zehn Jahre nie ganz werde ersetzen können. Daran hindert mich wie immer das leidige Bedürfniß, daß ich viel schreiben muß, und der unglückliche Umstand, daß ich langsam arbeite. Nach der gewissenhaftesten Zeitberechnung, wie sie sich nämlich bei solchen willkürlichen Fällen anstellen läßt, bleiben mir des Tages höchstens drei Stunden zur Lectüre – und wie wenig ist

das bei einer solchen Anzahl nur der unentbehrlichsten Schriften, die ich nachholen muß.

Die Arbeiten, mit denen ich diesen Sommer zu Stande kommen möchte, sind der Geisterseher, der leicht auf fünfundzwanzig bis dreißig Bogen anlaufen dürfte, der zweite Theil meiner niederländischen Rebellion und der Rest des ersten, ein Theaterstück (noch steht es dahin, ob dieses der Menschenfeind oder ein anderes seyn werde, das ich, wie der Schwabe sagt, an der Kunkel habe) und hier und da ein Aufsatz in den Mercur. Aus dem bisherigen Lauf meiner Schreibereien zu schließen, dürfte dieses Unternehmen wohl fast übertrieben seyn. Indessen wollen wir sehen. Geschieht auch nicht alles, so ist doch immer das gewonnen, was geschieht. Ganz bin ich hier doch noch nicht zu Hause; auch meine Arbeiten strömen noch nicht. Bin ich aber einmal darin, so weiß ich aus der Erfahrung, daß es rasch geht; und weil alsdann die Unregelmäßigkeiten und Zerstreungen wegfallen, die den Lauf meines Fleißes in der Stadt gehemmt haben, so gelingt es mir vielleicht, alsdann desto länger in dieser Thätigkeit zu verharren.

Ich freue mich, daß Du wieder gesund bist. Dein Zustand scheint mir von gallichter Art. Du hattest Dich doch nicht geärgert? Deinen letzten Brief, worin Du mir davon schriebst, habe ich sehr spät bekommen, weil er mich nicht mehr in W. fand. Laß Deine Briefe künftig unter der gewöhnlichen Adresse unmittelbar nach Rudolstadt laufen. Grüße mir die Beiden herzlich. Lebe wohl.  
Schiller.

### **An Gottfried Körner.**

**Volkstätt, 3. Juni [Dienstag] 1788.**

Ich besinne mich, daß ich Dir lange nicht geschrieben habe, und ich wünsche nicht, daß Du mir Unrecht thätest. Ein Paar Worte also, so heillos mein Kopf beschaffen ist. Das Vergnügen des Landlebens ist mir durch einen heftigen Katarrh verbittert worden, der mich wenige Tage nach meinem Hiersein befiel, und der eben jetzt epidemisch hier grassirt. Freilich mag ich mir ihn zum Theil auch durch meine nächtliche Retraite aus der Stadt zugezogen haben, wo ich mich vielleicht erkältete – aber woher ich ihn auch haben mag, er hat mich

schändlich zugerichtet, und mein Kopf will mir fast zerspringen. Du kannst leicht denken, daß der Zeitverlust, den ich dadurch erleide, und der Verdruß, meine schönen Erwartungen von dieser ländlichen Existenz gleich am Anfang so aufgehoben zu sehen, mir dieses Uebel nicht erträglicher macht.

Was macht Deine Gesundheit? Was macht Deine Minna und die Kleine? und wie ist Dorchen? Schreibe mir auch was von Huber; ist er zufrieden? Beck schrieb mir, daß er einen Brief von ihm erhalten habe. Ich habe noch die erste Zeile von ihm zu lesen. Es ist doch nicht gut.

Lebe wohl und grüße alles von mir. Ist die Becker bei Euch? Seid Ihr auf dem Weinberg?

Adieu.

S.

## **An Gottfried Körner.**

**Weimar, 1. December [Montag] 1788.**

Die Schilderung, die Du von Deinem hermaphroditischen, halb schriftstellerischen, halb dilettantischen Zustande machst, ist ordentlich kurzweilig-rührend, und insofern ich Dich deswegen nicht unglücklicher finde, hätte ich mehr Lust darüber zu lachen, als mich zu grämen. Die Unzufriedenheit, die Dir diese sogenannte Nichtsthuerei giebt, macht Dir Ehre und zeigt, wie sehr Dein Geist mit seiner Verbesserung beschäftigt ist. Jeder andere und nicht gerade der trägere Mensch würde sich in Deiner Lage gar nicht so mißfallen: denn das wirst Du mich nie überreden, daß bloße Betrachtung fremder Kunstwerke, wenn sie kritisch ist, nicht ebenso gut Thätigkeit sei, als die Hervorbringung war; mit weniger Anstrengung freilich und meinerwegen auch mit einer mäßigeren Belohnung, aber dafür auch mit weniger Einschränkung der Genüsse und mit weniger Mißmuth über die Schranken der Kraft oder des Stoffes verbunden, die dem Künstler seine Freude so oft verbittert. Was dieser an intensiver Wirksamkeit und an dem Grade des Genusses vor dem bloßen Betrachter voraus hat, gewinnt der letztere an Vielfältigkeit und Ausbreitung seines Geschmackskreises wieder.

Sonst finde ich, daß Du Dich sehr richtig beurtheilst. Der Grund Deiner Klagen liegt, wie mir scheint, in dem Zwang, den Dein Verstand Deiner Imagination auflegte. Ich muß hier einen Gedanken hinwerfen und ihn durch ein Gleichniß versinnlichen. Es scheint nicht gut und dem Schöpfungswerke der Seele nachtheilig zu seyn, wenn der Verstand die zuströmenden Ideen, gleichsam an den Thoren schon zu scharf mustert. Eine Idee kann, isolirt betrachtet, sehr unbedeutend und sehr abenteuerlich seyn, aber vielleicht wird sie durch eine, die nach ihr kommt, wichtig; vielleicht kann sie in einer gewissen Verbindung mit anderen, die vielleicht ebenso abgeschmackt scheinen, ein sehr zweckmäßiges Glied abgeben: – alles dies kann der Verstand nicht beurtheilen, wenn er sie nicht so lange festhält, bis er sie in Verbindung mit diesen anderen angeschaut hat. Bei einem schöpferischen Kopfe hingegen, dünkt mir, hat der Verstand seine Wache von den Thoren zurückgezogen, die Ideen stürzen pêle-mêle herein, und alsdann erst übersieht und mustert er den großen Haufen. – Ihr Herren Kritiker, und wie Ihr Euch sonst nennt, schämt oder fürchtet Euch vor dem augenblicklichen, vorübergehenden Wahnwitz, der sich bei allen eigenen Schöpfungen findet, und dessen längere oder kürzere Dauer den denkenden Künstler von dem Träumer unterscheidet. Daher Eure Klagen über Unfruchtbarkeit, weil Ihr zu früh verwerft und zu streng sondert.

Uebrigens könntest Du Dich, wie mir dünkt, über die Entbehrung gerade dieses Genusses trösten, weil Deine Sphäre um so weiter wird. Wir Künstler arbeiten ja nur für Euch; mit Kenntniß seines Vortheils kann und darf keiner von uns wünschen, Euch anders zu machen. Aber auch ohne Eigennutz, wie oft habe ich Dich beneidet, und wie mancher andere würde es auch gethan haben. Ihr flattert von einer Schönen zur anderen, ohne eine einzige zu heirathen – und das Heirathen ist in Dingen des Geistes fast noch schlimmer, wenigstens führt es fast noch früher zu einer prosaischen Vertraulichkeit, als das Heirathen im eigentlichen Sinne. Bewahre Dir also überhaupt nur ein reges und kritisches Gefühl für das Schöne, so versiegen Deine Quellen des Vergnügens nie, oder derber zu reden, erhalten Dir einen gesunden Appetit und eine gute Verdauungskraft; die Tafel wird immer für Dich gedeckt seyn – und jeder von uns kann

Dir, der wie ein Sultan schwelgt, nur ein einziges Gericht dazu liefern, welches zuzurichten er Jahre gebraucht hat. Ist die Rede von Schriftstellerei, die Dir einträglich werden soll, wozu brauchst Du Fruchtbarkeit? Zu dieser brauchst Du nichts, als die Gaben, die Du Dir zugestehst. Wähle zweckmäßig aus dem, was andere geliefert haben, und ordne es mit Scharfsinn, so hast Du immer Arbeit genug, und selbst dankbare, nützliche Arbeit. Um hier nur einer Gattung Erwähnung zu thun: Du hast einen ungerechten Widerwillen gegen ein Fach, worin Du sehr schätzbar seyn würdest. Das ist die Kritik. Selten, nur selten trifft sichs, daß in einem Kopfe kritische Strenge und eine gewisse kühne Toleranz, Achtung und Billigkeit gegen das Genie u. s. w. sich beisammenfinden, und das findet sich bei Dir. Wie, wenn Du wichtige Produkte aus mehreren Fächern der Literatur in einer angenehmen Einkleidung kritisch durchgingst, wie in den Literaturbriefen von Lessing, im Philosophen für die Welt u. s. w. geschehen ist. Sind es interessante Schriften, die Du beurtheilst, so werden solche Aufsätze jedem Journalisten willkommen seyn. Auch der Mercur steht Dir offen.

Dein Project mit der Fronde will ich zwar nicht niederschlagen, Gott bewahre mich! aber Dir nur sagen, daß wir diesmal in eine kleine Collision gerathen – und auch wieder nicht. Die Sache ist die: ich habe mir schon seit mehr als einem Jahre den Charakter des Retz, des Duc d'Orleans, der Anna und des Mazarin, für irgend ein Journal zurückgelegt, weil sich in allen grade soviel historisches und Charakter-Interesse, und auf der anderen Seite wieder soviel interessante modische Kleinigkeiten und Nebenzüge finden, daß eine leichte Darstellung Glück machen muß. Dein Zweck geht ganz von dem meinigen ab; Du willst die Fronde als eine politische Revolution im Ganzen betrachten. Doch hätte Dich diese Entdeckung späterhin vielleicht stutzig machen können; darum sage ich Dirs vorher; Dein Plan wird übrigens gar nicht dadurch gestört.

Dein Urtheil über meine Geschichte ist von dem meinigen wenig verschieden; aber warum beurtheilst Du Werke meines Fleißes wie Werke des Genies? Wo war ich in der Lage, ich, ein großes historisches Ganze mit einem reifen Blick zu umfassen? Aber Du solltest diese Periode bei einem anderen Schriftsteller lesen, Du würdest mir gewiß Verdienste darum zugestehen.

Mit dem Mercur wird es ungefähr so gehalten werden, wie Du meinst. Man wird ihn dieses 89ste Jahr an Gehalt zu verbessern suchen und dann ohne Geräusch mit dem neuen anfangen. Wieland schickte mir schon Aufsätze, um ihren Werth zu prüfen, und ein großes Gedicht habe ich auch bereits erspart. Im December, der jetzt heraus ist, ist der Beschluß meiner Briefe. Mein Gedicht schick ich Dir nächstens in Manuscript zu. Du solltest jetzt billig auf den Mercur subscribiren, da er gewiß eins der besten Journale wird.

Wegen Huber hast Du einen Feuerstrahl in mein Gewissen geworfen. Suche sein Herz zu bewegen, daß er mir mein langes Stillschweigen verzeihe. Wenn ich seiner Versöhnung gewiß bin und das Vergangene ganz in Vergessenheit senken darf, so will ich ihm frischweg schreiben.

S.

## **An Gottfried Körner.**

**Volkstädt d. 12. Jun. [Donnerstag] 1788.**

Deine Reise nach dem Carlsbad finde ich sehr vernünftig, aber die Gründe, die Dich dazu nöthigen, beunruhigen mich. Dass Du bey Deinem Temperamente, Deiner Constitution und Deiner Leichtigkeit zu existiren, zähes Blut machen sollst und an Verstopfungen der Leber laboriren, will mir nicht in den Kopf; auf jeden Fall wenigstens muß Du Dich ja gleich von den ersten Anfängen warnen lassen, das Uebel nicht zu vernachlässigen. So wie ich Deine körperliche Constitution beurtheile, so hast Du eine etwas weiche, reizbare, und darum immer etwas schwächliche Nervenkraft, die bei Dir, wie ich aus Erfahrungen weiss, bey dem kleinsten Reitze, der entweder aus dem Gemüth oder aus physischen Unordnungen kommt, sogleich aufgeregt wird. Dir ist also Stärkung der festen Theile nöthig; aber sie muß durch eine gelinde Auflösende Methode allmählig vorbereitet und unterstützt werden, weil hier schon Verschleimungen entstanden sind, und also eine zu schnelle Stärkung und Constriction der Kanäle diese nur einsperren würde. Ich habe zu wenig Kenntniß der specifiquen Kräfte des Carlsbads, um es auf Dich anwenden zu können; aber bloss im allgemeinen betrachtet, muß es Dir zuträglich seyn. Ich wollte, daß Du mehr

Vegetabilien in Deine Diät mischtest und über Tische immer ein oder 2 Gläser Wein tränkest, um Deine Circulation frischer und leichter zu machen.

Hier ein Pröbchen Medizin. Verzeyh mirs. Ich will warlich nicht an Dir pfuschen; aber ich glaubte, daß meine Bekanntschaft mit Dir überhaupt mir einige Aufschlüsse über Deine Animalität könnte gegeben haben, die einem landfremden Parktikus nicht gleich zu Gesichte liegen.

Aus Weimar, soviel ich weiß, wird niemand ins Bad gehen, der Dich interessieren könnte. Ein Herr G. Regierungsrath von Schardt mit seiner Frau hat sichs vorgenommen; er selbst ist ein armer verrufener Sünder, dessen erster Debut Dir alle meine Vorerinnerungen ersparen wird, aber seine Frau dürfte Dich doch interessieren. Ein feines, schlaues, einschmeichelndes Geschöpfchen, nicht ohne Geist, nicht ohne Genie sogar, eine Espèce von Dichterin, wovon ich einige niedliche Pröbchen gesehen habe; dabei Coquette und sehr begehrllich obendrein; kurz ein sinnlich spirituelles Wesen, das einem, im Bade besonders, nicht Langeweile machen muß. Zugleich hat sie eine gewisse Delikatesse und Feinheit des Umgangs, die gefällt, und die noch mehr gefallen würde, wenn man ihr nicht das ängstliche Bestreben abmerkte, zu gefallen, das sie ihrerseits durch Räucherwerk und Schmeicheleyen zu erhalten sucht. Ihr Mann ist der Fr. v. Stein und der Imhof Bruder (in dieser Familie sind die Weiber gescheid und die Männer dumm biß zum Sprüchwort), und sie ist eine Niece der Gräfin Bernstorf. Sprichst Du sie, so sage ihr, daß Du mich kennest. Möglich ists übrigens doch, dass noch jemand sich entschließt, die Parthie mit zu machen. Sogar Charlotte hatte den Einfall, diß Jahr ins Carlsbad zu gehen, aber es hat keinen Anschein mehr, dass sie ihn ausführen wird. Ja so! Fast hätte ich das schönste vergessen: – Mlle. Schröder wird hinkommen. Gesagt ist es wenigstens worden, denn ich weiss, dass ich mich gewundert habe, wovon sie die Depense macht; und eben fällt mirs ein, ich habs von der Schmidt, also dürfte wohl ein Bischen Médisance mit unterlaufen. Aber um Dir eine so gar interessante Nachricht mit Gewißheit zu geben, will ich morgen an sie schreiben. Daß Herder nach Italien geht, wirst Du aus der Zeitung wissen; es ist keine bloße Zeitungsnachricht – Charlotte schreibt mirs als gewiß.

Göthe wird auf den 20sten hujus erwartet. Man ist sehr begierig, ob er bleiben wird. Der Hofrath Voigt ist jezt in die Kammer versetzt und Schmidt dabey Präsident worden.

Schade, das Deine Karlsbader Reise nicht um ein Jahr später fällt. Wie schön wärs, wenn ich euch da überraschen könnte; aber so gut wird mirs diß Jahr nicht. Ich schmachte nach dem Augenblick, wo ich anfangen kann Schulden zu bezahlen, und dieses will erschrieben seyn. Gottlob, ich habe Muth, und das wird mir denn auch Succès verleihen. Jetzt dank ich dem guten Zufall, der mir den Geisterseher zuführte. Lache mich aus, soviel Du willst, ich arbeite ihn ins Weite, und unter 30 Bogen kommt er nicht weg. Ich wäre ein Narr, wenn ich das Lob der Thoren und Weisen so in den Wind schlüge. Göschen kann mir ihn gut bezahlen. Den Menschenfeind hab ich auch wieder in den Vordergrund gerückt, und hoffe ihn auf den October geendigt zu haben. Ich will mich nicht so sehr um Details bekümmern. Endlich kommt doch wohl eine Zeit, wo ich etwas ganz ohne Nebenrücksicht schreiben kann; für die nächsten Jahre genug, wenn ich nur nicht zurückgehe bey dem Publikum. Aber vorwärts muß es ja immer.

Im 10. Junius der A. L. Z. wirst Du eine Recension des Carlos finden. Hufeland sagte mir, daß drey Recensenten den Carlos ausgeschlagen hätten. Diese Recension – sie nimmt das ganze Zeitungsblatt ein und ist noch nicht geendigt – verräth einen jungen Mann von vielem Feuer. Ich kann sie jezt noch nicht ganz schätzen, weil die Fortsetzung noch zurück ist. Du willst wissen, was ich recensiert habe; dißmal lauter unbedeutendes – im Monat April und May: 1) Friedrich der Große. Ein Gemählde. p. 212. – 2) Dyanasore, oder die Wanderer. p. 204. 205. – 3) Encyklopädie von Hoff. p. 219. – 4) Beyträge von Eckartshausen. S. 216. – 5. Historische Nachrichten und Lebensjahre Friedrichs II. von Herzberg (in den litterarischen Nachrichten vom May. p. 277. In der Pandora die nun bald herauskommt findest Du auch ein Gedicht von mir: Die berühmte Frau.

Dein Urtheil über die Götter Griechenlands mus ich noch nachholen. Was Du von gesuchten Nahmen sagst, dürfte mich nicht treffen. Ich mußte ja, um keinen Mischmasch zu liefern, alle römische Benennungen vermeiden, weil ich nur von Griechenland rede: so statt Ceres Demeter, statt Aurora Himera, statt Proserpina

Persephone, statt Luna Selene, statt Apollo Helios. Nicht zu rechnen, dass ich gern die gewöhnlichen Nahmen vermied, die mich durch ihre Trivialität anekeln. Mit Ganymeda allein habe ich mir etwas herausgenommen, weil das Wort ungemein schön fließt und ich 4 Silben brauchte, ein Epithet aber nicht gern mochte. Die Note aus Pausanias ist ohne mein Angeben von Wieland beygesetzt worden. Mir gefällt diß Gedicht sehr, weil eine gemäßigte Begeisterung darinn athmet, und eine edle Anmuth mit einer Farbe von Wehmuth untermischt – und just diese scheint flacher auf Dich gewirkt zu haben. Meine liebsten Stellen sind die: I. II. III. VI. XI. XIV. XVI. XVII. XIX. XX., und zwar weniger der Gedanken wegen, als wegen des Geists der sie eingab und wie ich glaube darinn athmet.

Was Du über die Fortsetzung des Geistersehers sagst, mag wohl wahr seyn. Die Auflösung durch den Sicilianer ist allerdings gezogen, aber in solchen Fällen kann man kaum zu deutlich seyn; und was für Ursachen sollte ich gehabt haben, gerade hier den besten Leser im Auge zu haben und mich um einen Bogen Honorarium zu bringen?

Der zweyte Artikel Deines Briefes – das projectirte Journal, verdient eine eigene Beleuchtung kann ich heute noch dazu kommen, so schreib ich Dir darüber und leg es bey. Jetzt lebewohl, und gib mir bald gute Nachrichten von Dir und den anderen. Ich bin von meinem Catarrh wieder genesen und befinde mich gar wohl hier. Lebewohl.  
Schiller.

Schreibe mir recht bald und ausführlich. Ich lege noch ein Postscript bei. Das Hutfutteral soll nicht vergessen werden.

P. S.

Für die Grundlage eines Journals, das man in viele Hände bringen will, ist Dein Plan offenbar zu ernsthaft, zu solid – wie soll ich sagen? zu edel. Betrachte alle Journale, die Glück gemacht haben, und sieh nach, wodurch sies gemacht haben. Unsere philosophischen Briefe in der Thalia sind ein Beispiel eines, nach Deinem Plane äuserst zweckmäßigen und schönen Productts – wie viele Leser haben sie gefunden? Giengen wir also von Deiner Idee aus, so müßten wir es uns ja nicht anmerken lassen. Cagliostros und Starks, Flamels Geisterseher, geheime Chronicken, Reiseberichte, allenfalls piquante Erzählungen, flüchtige Wanderungen durch die jetzige politische und in die alte Geschichtswelt – das sind Objecte für Journale. Vor allen

Dingen müßten wir es uns zum Gesetz machen, unseren Stoff entweder aus dem Moment, d. h. aus dem neuesten zu wählen, was bey der Lesewelt eben im Umlauf ist, oder aus den entlegensten Feldern, wo wir durch das Bizarre und Fremde Eingang finden würden. Ich sage dieses gar nicht, um Deine Idee wegzuraisonnieren; nur müssen wir das Glück, wenigstens das erste Glück des Journals, nicht von ihr erwarten. Hat dieses einmal Posseß von der Lesewelt genommen, so kann Deine Idee ihm die Dauer vielleicht versichern. Interessante – leicht und elegant behandelte Situationen, Charaktere u. s. w. aus der Geschichte, erdichtete moralische Erzählungen, Sittengemählde, Dramatische Vorstellungen, allenfalls populäre und dabey gefällige Ausführungen philosophischer, vorzügl. moralischer Materien, Kunstkritiken, Satyrische Schilderungen, Meißnersche Dialogen und dgl. müßten unser Debut seyn. Vor allem anderen aber muß 1) der Buchhändler das seinige thun, um dem Journal Ausbreitung zu geben; 2) muß es rasch und praecise auf einander folgen, 3) im Preiss nicht zu hoch seyn, und 4) womöglich sich durch interessante Nahmen empfehlen. Mein Nahme gilt freilich, aber doch nicht gerade bei allen Klassen, um deren Geld es uns zu thun ist; bei denen muß man z. B. einen Garve, Engel, Gotter, oder einen Biester und seines Gelichters (ich meyne nicht die Menschen selbst sondern ihre Arten) affichiren. Vielleicht, daß es mir gelingt, Herdern, wenn er aus Italien zurück ist, durch große Preiße zu locken; vielleicht komme ich mit Göthen in Verbindung; von Gottern dächte ich auch Beyträge zu erhalten. Meine Hauptidee ist, wirklichen Gehalt der Autoren und Sachen womöglich zur Lockspeise zu machen, diese aber in Moden-stoff arbeiten zu lassen.

Die Hauptfrage wird nun diese seyn.

Göschens Vortheil und Wunsch ist es, ein gangbares, jeden Monat rendierendes und accurat erscheinendes Journal zu verlegen; der unsrige ist, den meisten Antheil daran zu haben und es gut bezahlt zu bekommen. Ein ganz neues hat zu diesem Zweck einen weit schwereren Weg. Das Archenholzsche ist im gang, aber die Zeit, wo er es aufgibt, ist unbestimmt, und – aufrichtig zu reden – ich möchte ihm nicht gern succedieren; die Thalia, sagst Du, bezahlt die Unkosten. Gut. Innerhalb 5 Monaten erscheinen wenigstens noch 3

Hefte, wo in jedem 3-4 Bogen Geisterseher sind, auch in einem – Szenen aus einem Schauspiel. Diß muß nun entschieden, ob die verlangte Wirkung nicht von der Thalia zu hoffen ist. Fängt diese an, sich besser zu vergreifen, so drücke ich nach, was ich nur kann, und kündige dann mit dem letzten Decemberstück einen regulären Fortlauf und den erweiterten Plan des Journals mit den berühmten Nahmen seiner neuen Mitarbeiter an. Zugleich lasse ich die ersten 5-6 Lieferungen den neuen Titel, den wir zweckmäßiger finden werden, bey dem alten mit fortgehen, dass man sich daran gewöhnt, beide für ein Buch zu halten; und alsdann erst nehme ich ihm förmlich seinen vorigen Nahmen und gebe so viele Abdrücke von dem neuen Titel, als von dem ganzen Journal-Hefte heraus sind, dass derjenige, der Ordnung liebt, am Ende nur Ein Journal hat. In dieses Journal nun kannst Du geben, was Du willst, und wie Du mit Göschen übereinkommst. Ich verpflichte mich, etwas in jedes Heft zu geben, und im Ganzen wenigstens 25 Bogen des Jahres; aber er muß mir 3 Louisdors für den Bogen bezahlen (die ich an Originalarbeiten – im Drama, Gedicht und in Erzählungen liefere). Ich glaube, daß ich das mit Recht fodern kann, weil dieserlei Aufsätze mir erstlich mehr als einem anderen die seinigen kosten, weil ich die Momente dazu abwarten muß; weil sie auf seiner Seite dem Debüt des Journals gewiß nützen, und – weil mir ein anderer das angeboten hat. Was ich sonst gebe, bezahlt er mir wie sonst. Dafür nun gebe ich dem Journal, wie gesagt, wenigstens 25 Bogen Originalarbeit; ich gebe ihm, wenn man das wünscht, meinen Namen, treibe berühmte Mitarbeiter zusammen (versteht sich keine solche Anzahl, die merklich ins Geld greift) und kurz, thue alles, was der Verleger zur Aufnahme des Journals durch mich erhalten kann. Dir bleibt dann der größere Theil der Aufsätze, für deren Herbeyschaffung ich Dich und Deinen Genius sorgen lasse. Nur, Herr Oberconsistorialrath, mit dem Publikum alsdann nicht gespaßt, sondern hübsch, wie es einem rechtschaffenen Kutschpferde von Journalisten zukommt, und wie ich es meinerseits gewiß auch thun werde, bey der Stange geblieben, und nicht gleich bey der ersten Station niedergefallen. Wenn Du Dich nicht während der 6 nächsten Monate lieber aufs künftige Jahr füttern willst, so kannst Du mir gleich jetzt Aufsätze in

die Thalia geben, die Dir Göschen wie mir bezahlen soll. Den Mercur werde ich nie ganz aufgeben; ich weiß warum.

## **An Gottfried Körner.**

**Volkstätt, 5. Juli [Sonnabend] 1788.**

Ich höre schon vierzehn Tage nichts von Dir, und hatte doch auf meinen letzten Brief eine Antwort von Dir zu erwarten. Du wirst doch hoffentlich nicht kränker geworden seyn? In diesem Falle würdest Du mirs, wärs auch nur in ein Paar Worten, haben sagen lassen. Schreibe mir doch ja mit rückgehender Post. Der Himmel weiß, wie viel Zeit unsere Briefe brauchen, bis sie zu uns gelangen. Es ist hier in Rudolstadt keine rechte Post, und alles geht durch Umwege. Deine Briefe erhalte ich immer zu spät. – Von mir kann ich Dir gar wenig schreiben; alles ist wie sonst. Ich arbeite fleißig an dem Plane zum Menschenfeind. Ich gedenke keine Feder mehr zu diesem Stück auszusetzen, bevor ich mit dem Plan in Richtigkeit bin.

Mit dem ersten Theil meiner Geschichte werde ich in zehn Tagen fertig. Er beträgt dreiunddreißig bis vierunddreißig Bogen. Ich fange an diese Arbeit satt zu werden. Die Pause, die ich zwischen dem ersten und zweiten Theil machen werde, ist mir äußerst nöthig. Überhaupt ist es keine Arbeit für die schöne Jahreszeit.

Göthe ist jetzt in Weimar seit vierzehn Tagen; man findet ihn wenig verändert. Wie es weiter mit ihm werden wird, weiß noch niemand. Die Schröder wird nicht ins Carlsbad gehen, wie ich höre; aber den Gemahl der Frau v. Stein wirst Du antreffen, aber gar wenig Dich an ihm erbauen. Er ist ein leeres Geschöpf, ein Kopfhänger dabei, und sein Verstand ist in täglicher Gefahr. Er ist, glaub ich, schon einmal drum gewesen, und wahrscheinlich wird er es wieder.

Ich habe hier Goldonis Leben zu recensiren. Lies es auch, es wird Dich manches darin interessiren.

Meine Existenz ist hier gar angenehm. Hätte ich weniger zu thun, ich könnte glücklich seyn; doch fühle ich meinen Genius wieder, und mein Menschenfeind, glaub ich, wird gut.

Geht denn die Becker auch mit Euch nach dem Carlsbad?

Das Noth- und Hilfsbüchlein ihres Bruders wird stark gelesen; er soll bereits die ganze Auflage zu dreißigtausend Exemplaren abgesetzt

haben. Meine Lengefelds hier sind ihm sehr gewogen. Charlotte ist wohl und wird vielleicht auch für einige Tage in meine Gegend kommen. Hier habe ich Bekanntschaft gemacht, aber nichts Interessantes, doch drückt mich die hiesige Menschenart nicht. Die Prinzen sehe ich oft bei Lengefelds; der Erbprinz, der zwanzig Jahre ist, hat viel Gutes und ist sehr bescheiden. Es ist nämlich der Erbprinz des Erbprinzen. Der Fürst ist achtzig Jahre und der Erbprinz bald funfzig. Der letztere regiert. – Das hiesige Land ist so ziemlich gut bestellt, ist fruchtbar und von ziemlichem Umfange. Es wird Weimar wenig nachgeben. Es giebt hier eine Papiermühle und eine stark besetzte Druckerei, die von allen Orten her Arbeit bekommt. Voltaire wird jetzt hier gedruckt werden, und auch englische Schriften, glaub ich. Der Preis ist billiger, weil die Lebensmittel überaus wohlfeil sind. Hier könnte ich um vierhundert Thaler wie in Dresden um 600 Thaler und noch leichter leben.

Der junge Erbprinz hat eine Zeichnung aus dem Geisterseher gemacht, die nicht übel gerathen ist. Er zeichnet für einen Prinzen ganz gut. Seinen Vater soll ich auch kennen lernen; dies aber ist ein Pedant, ein beschränkter Mensch und, ich glaube, auch ein Kopfhänger. Er wird sich also sowenig an mir erbauen, als ich mich an ihm.

Lebe wohl, schreibe mir so bald möglich.

Tausend Grüße an Deine Frau und Dorchen. Laß mich auch hören, was die Familie macht. Adieu.

S.

## **An Gottfried Körner.**

**Volksstädt, d. 27. Juli [Sonntag] 1788.**

Die Wunderkräfte des Karlsbades werden sich nun bald an Dir bewiesen haben, wenn auch nicht die des Wassers, doch die des Neuen und des Geselligen, das in reichem Maaß auf Dich regnen wird. Doch glaube ich, daß Ihr euch alle nicht sehr lange von Hause halten könnt, ohne euch schmerzlich wieder in Eure blaue und

lillafarbe Stube zu sehnen. Ich bin begieriger, wie das Bad den Frauens bekommen wird; denn da Deine Natur nicht so eigensinnig und wunderlich ist als das närrische Ding von weiblicher Composition so wird das Bad auf Dich auch nur flach wirken und Deine Natur hilft sich am Ende am besten selbst. Neugierig bin ich, was für Menschen Du gefunden haben wirst. Du hast mir nicht geschrieben ob Sophie auch mit euch nach dem Carlsbad gereist ist und wie lang sie überhaupt bei euch zu bleiben gedenkt. „Du hast mich ungeduldig gemacht, sie von Person kennen zu lernen, und ich wünschte, dass Du mir mehr specielles von ihr schriebest. Thue es doch in Deinem nächsten Briefe und sage mir, ob Du wohl glaubst, daß sie eines von denen Geschöpfen sey, für die ich Sinn habe?“

Ich habe mich hier noch immer ganz vortreflich wohl. Nur entwischt mir manches schöne Stündchen in dieser anziehenden Gesellschaft, das ich eigentlich vor dem Schreibtisch zubringen sollte. Wir sind einander hier nothwendig geworden und keine Freude wird mehr allein genoßen. Die Trennung von diesem Hause wird mir sehr schwer seyn, und vielleicht desto schwerer, weil ich durch keine leidenschaftliche Heftigkeit sondern durch eine ruhige Anhänglichkeit die sich nach und nach so gemacht hat, daran gehalten werde. Mutter und Töchter sind mir gleich lieb und werth geworden und ich bin es ihnen auch. Es war echt gut gethan, dass ich mich gleich auf einen vernünftigen Fuß gesetzt habe, und einem ausschließenden Verhältniß so glücklich ausgewichen bin. Es hätte mich um den besten Reiz dieser Gesellschaft gebracht. Es sollte mich wundern, wenn Euch diese Leute nicht sehr interessierten. Beide Schwestern haben etwas Schwärmerei, was Deine Weiber nicht haben, doch ist sie bei beiden dem Verstande subordiniert und durch Geistescultur gemildert. Die jüngere ist nicht ganz frey von einer gewissen Coquetterie d’esprit, die aber durch Bescheidenheit und immer gleiche Lebhaftigkeit mehr Vergnügen gibt als drückt. Ich rede gern von ernsthaften Dingen, von Geistesweben, von Empfindungen – hier kann ich es nach Herzenslust, und ebenso leicht wieder auf Possen überspringen.

Ich konnt es nicht ganz vermeiden auch andere Menschen hier kennen zu lernen, doch ist es bis jetzt noch gnädig zugegangen. Ein Original ist darunter, das sich aber weniger schildern läßt. Ein Herr

von Kettelhodt, der Minister und eigentliche Landesregent. Eine groteske Species von Menschen, und eine monströse Composition von Geschäftsmann, Gelehrten, Landjunker, Galanthomme und Antike. Als Geschäftsmann soll er vortreflich seyn und dabey tragen wie ein Esel; sein größter Anspruch geht aber auf gelehrte Wichtigkeit. Er hat eine Bibliothek angelegt, die für einen Particulier erstaunend groß, dabey aber zu keinem Zwecke ganz brauchbar ist. Sie enthält schöne und selbst rare Werke in allen Fächern, aber keins ist nur leidlich complet. Da es ihm mehr um Menge die ins Auge fällt als um einen vernünftigen Gebrauch zu thun war, so hat er alles durcheinander gekauft. Aus der Geschichte habe ich treffliche Werke da gefunden, und im Fach der alten Romane aus dem Mittelalter mag wohl das meiste zu finden seyn.

Die Anlage von aussen fällt gut ins Auge, der Saal und der Eintritt ist fürstlich. Die Bibliothek würde ich übrigens, wärs auch nur um in dem alten Schutt der Romane und Memoires ein Goldkörnchen auszuwählen, fleissig besuchen, wenn der Wirth zu vermeiden wäre. Aber zum Unglück ist er äuserst eitel, besonders auf gelehrte oder gar berühmte Bekanntschaften, und man wird ihn nicht los. Nachdem er in Erfahrung gebracht hat, daß ich seine Bibliothek gelobt habe mußte ich ein Souper bey ihm aushalten, und er ließ meinen Burschen von der Gasse auffangen, mich nach Volkstädt mit Wein zu regaliren.

Herder wird nun bald Weimar verlassen; diese Tage nahm er auf der Kanzel Abschied. Ich weiss nicht, ob ich Dir schon geschrieben habe, daß ihm vor einiger Zeit von unbekannter Hand 2000 Thlr. sind zum Geschenk gemacht worden, welches ihm bei der großen Zerrüttung seiner Umstände äuserst wohl gethan hat. Findest Du nicht, daß dieses eine äuserst vortrefliche Handlung ist? Ich bewundere den unbekanntem guten Mann, der eine schöne Handlung an einem so gut gewählten Gegenstand ausgeübt hat. Herder hat in seiner Abschiedsrede dem Unbekanntem auf der Kanzel gedankt und ich finde, dass er das gut gemacht hat. Es ist eine edle Dankbarkeit, die dem Geber genugthuend seyn kann und sie schickt sich für Herdern nach dem Gebrauche den er von der Kanzel macht. Er wendet sich an die Quelle des guten, weil er das Werkzeug nicht wissen soll.

Von Weimar höre ich schon viele Wochen nichts, doch wird dieser Tage Frau von Stein hierther kommen, die mir von Göthen erzählen soll. Fr. v. Kalb ist in Meiningen. Huber hat mir auch geschrieben. Ich ärgere mich über mich selbst, dass ich über sein Stillschweigen so empfindlich habe seyn können. Wie ungerecht kann man seyn gegen andre und wieviel hätte man sich selbst zu vergeben! Adieu. Schreibe mir bald. Ich erwarte heute einen Brief. Möchte Dir der Himmel ihn eingegeben haben. Grüße die andern.

S.

Ich breche meinen Brief noch einmal auf; den Deinigen aus dem Carlsbad habe ich erhalten. Das Resultat von dem was Du schreibst ist also, dass Dirs in Carlsbad nicht sonderlich gefällt, aber dass Du wohl bist, ist um so besser. Lass mich doch wissen, wann Ihr wieder abzugehen gedenkt.

Nach Weimar werde ich doch wohl nicht sobald kommen. Es ist eine kleine Tagereise hin, und es sind der Orte nach denen ich meinen hiesigen Leuten habe versprechen müssen Parthie mit zu machen soviel, daß mir keine Zeit für so große Excursionen übrig bleibt. Ich bin sehr neugierig auf ihn, auf Göthe, im Grunde bin ich ihm gut, und es sind wenige, deren Geist ich so verehere. Vielleicht kommt er auch hierher, wenigstens nach Kochberg, eine kleine Meile von hier, wo Fr. v. Stein ein Gut hat.

Die Niederl. Geschichte wird nach dem angefangenen Plane 6 Bände. Der erste hat 32 Bogen. Nun urtheile! Es wird alles auf die Aufnahme des ersten Versuchs ankommen, ob ich in dem Fache verharre. Wenn ich aber auch nicht Historiker werde, so ist dieses gewiß, daß die Historie das Magazin seyn wird woraus ich schöpfe, oder mir die Gegenstände hergeben wird, in denen ich meine Feder und zuweilen auch meinen Geist übe. Huttens Geschichte ist noch nicht im reinen, aber der erste Plan hat wichtige Veränderungen erlitten. Davon ein andermal. Im Juliusstück des Merkurs stehen Briefe von mir über den Carlos. Schreibe mir Deine Meinung darüber. Vergiss nicht mir von der Beckern zu schreiben. Grüße mir alle.

Adieu.

S.

**An Gottfried Körner.**

**Rudolstadt, 20. August [Mittwoch] 1788.**

Ich habe Dir lange nicht geschrieben; aber jetzt habe ich ordentlich rechte Lust dazu, es wieder hereinzubringen. Vielerlei, ziemlich nichtsbedeutende Dinge zusammengenommen haben mich zerstreut. Es ist diese Woche hier Vogelschießen, die einzige gesellschaftliche Anstalt im ganzen Jahr für den Hof und die Stadtleute. Sie hat mir Zeit genommen, ohne mir Vergnügen zu geben – übrigens das ganze gewöhnliche Schicksal.

Zuerst auf Deinen Brief zu kommen. Deiner Beschreibung nach sieht es wirklich so aus, als wenn die Hämorrhoiden bey Dir im Anzuge wären, und da müßtest Du ihnen freilich nachhelfen, um die Crisis zu beschleunigen. Die Hämorrhoiden sind freilich eine Hilfe der Natur, und man thut oft recht, sie zu unterhalten. Aber bey Dir könnte doch lieber noch die Quelle davon verstopft werden; ihr Ausbruch kommt mir zu früh. Die Hämorrhoiden sind zwar heilsame Ausleerungen, aber zugleich unterhalten sie den Zufluß des Blutes nach den untern Gedärmen, weil jede Ausleerung zugleich als ein Reiz wirkt. Die Quelle der Hämorrhoiden aber, wie ich sie mir bey Dir denke, ist ein erschwerter Umlauf des Blutes durch die Gefäße des Unterleibes, durch Verdickung des Blutes, zuviel Ruhe, locale Erhitzungen in diesen Theilen, und vielleicht durch eine langwierige und stille Gemüthsbewegung hervorgebracht.

Auf alle diese Dinge zusammen mußst Du losarbeiten und Du kannst es auf eine gar nicht drückende Art mit Deiner Lebensordnung verbinden. Ich dächte, Du solltest Dich leicht davon überzeugen können und alsdann nach dieser Ueberzeugung handeln. Eine leichtere Diät muß deswegen die schlechtere nicht seyn; Bewegung ist an sich ja auch ein Vergnügen, und – Kalender zu machen dächte ich hättest Du auch nicht Ursache. Ich bin gewiß nicht für ängstliche Lebensordnung – aber hier mußst Du in Anschlag bringen, daß es früher oder später um den besten Theil Deines Wesens, um Deinen Geist zu thun ist, den ein hypochondrischer Zustand des Unterleibes gar bald unterjochen würde. Zum Medicinieren rathe ich Dir gar nicht. Nimmst Du etwas, so sey es ein gelindes Salz, oder noch besser Venetianische Seife, zu kleinen Dosen, aber anhaltend gebraucht, und zuweilen ein Abführendes Mittel Vor allen Dingen aber rathe ich Dir, bringe eine gleichförmige lebhaftige Beschäftigung

in Dein Leben, die Dich immer in Athem erhält, die Dir öftere kleinere Genüsse verschafft und die Du nie ganz zu Ende bringst. An dieser hat es Dir bis jetzt, scheint es, am meisten und beynahe nur allein gefehlt, und sie ist ein ebenso gewisser Weg, Dir zu einer dauerhaften Gesundheit zu verhelfen, als sie Dir diese Gesundheit erst recht werth machen wird. Du wirst sagen, daß ich altklug spreche; aber nimm das beste aus dem, was ich sage, und mache mit dem anderen, was Du willst.

Du glaubst, es würde gut seyn, wenn wir wieder beisammen wären. Wenn ich mich nur im geringsten überzeugen könnte, daß ich Dir jetzt etwas seyn könnte, so sollte mich gewiß weder Weimar nach Rudolstadt halten, so wenig ich läugnen will, daß mir der Aufenthalt in Rudolstadt ungemein wohlgethan hat. Aber es ist ein Gemüthszustand in mir nach und nach aufgekommen, der gar nicht wohlthätig auf Dich wirken würde, besonders da Leichtigkeit der Gefühle und Ruhe des Gemüths das sind, dessen Du jetzt am meisten um Dich herum zu bedürfen scheinst. Herz und Kopf jagen sich bey mir immer und ewig; ich kann keinen Moment sagen, daß ich glücklich bin, daß ich mich meines Lebens freue. Einsamkeit, Abgeschiedenheit von Menschen, äußere Ruhe um mich her und innere Beschäftigung sind der einzige Zustand, in dem ich noch gedeihe. Diese Erfahrung habe ich diesen Sommer gar häufig gemacht. Ich bin lebhaft überzeugt, daß ich durchaus nicht für die Gesellschaft taugte, und ich werfe mir vor, daß ich immer nicht Stärke genug besessen habe, nach dieser Ueberzeugung zu handeln. Alle Bestrebungen sind umsonst, sich etwas zu geben, was nicht in uns ligt – und darüber verscherzt man den Genuß dessen, was man wirklich besitzt. Alle meine Leiden sind bisher Folgen von Wünschen und Neigungen gewesen, die mir die Gesellschaft gegeben hat; die wenigsten meiner wenigen Freuden hab' ich von ihr empfangen. Mein Geist wirkt mehr im stillen, im Umgange mit sich selbst; selbst für andere wirkt er so mehr. Seit 6 und 8 Jahren bin ich ein so äuserst abhängiger Mensch von tausend Armseligkeiten geworden, die ich mir nicht vergeben kann. Und bin ich nicht Herr meines Schicksals? Warum verharre ich in einem Zustande, der gar nicht für mich ist? Das sind Betrachtungen, die ich jetzt so oft und so anhaltend anstelle, daß sie es endlich doch bey mir zu einem

Entschlusse bringen werden. Du wirst fragen, was ich denn eigentlich will? Das weiß ich selbst nicht. Aber ich fühle, daß ich noch nicht in dem Element schwimme, für das ich eigentlich gehöre.

Hier habe ich viele gesellige Freuden schon genossen; aber da ich mich wieder losreißen muss, so verderbt mir ein Gedanke an die Zukunft den augenblicklichen Genuß. Ein bischen mehr ruhiges Blut machte mich zu einem glücklichen Menschen; ich fühle, daß ich in mir selbst die Ressourcen zum Leben reichlich hätte, aber es muß irgendwo bey mir versehen worden seyn. Es will nicht gehen. Laß Dich übrigens dieses Klagelied nicht anfechten. Ich bin nicht immer so, und am Ende werd ich mir doch davon helfen.

Meine Geschäfte gehen nicht zum lebhaftesten. Mein unruhiger Geist ist der Darstellung nicht empfänglich, ich bin mir selbst zu gegenwärtig. Meine Geschichte hat viel Dichterkraft in mir verdorben, und diese Journalarbeiten ziehen mich zu sehr auseinander. Die Zeiten sind nicht mehr, wo ich auf ein einziges Object alle meine Kräfte zusammenhäuffte. Ich fühle diese Veränderung lebhaft bey meinem Menschenfeind – um ihn vorzunehmen, darf ich kein Nebengeschäft haben. Auch lasse ich ihn jezt wieder liegen. Ich habe einige kleine Schritte darinn vorwärts gethan, und wenn ich noch dreimal daran gehe und ihn dreimal wieder weglege, so qualifizirt sich endlich das Stück zu einer gewissen Vollkommenheit. Eher, versichere ich Dir, schreibe ich keine Zeile an der Ausführung, bis ich mit dem Plane ganz und aufs genaueste in Ordnung bin, und bis dieser Plan alle meine Forderungen erfüllt.

Ein anderes Sujet habe ich schon seit einem halben Jahre im Kopfe, das weit einfacher ist und durch eine feine Behandlung äuserst viel gewinnen kann. An dieses mache ich mich jezt; versteht sich, daß ich es einige Monate erst bey mir kochen lasse. Es ist einer griechischen Manier fähig und ich werde es auch in keiner anderen ausarbeiten.

Ich lese jezt fast nichts als Homer. Ich habe mir Voßens Uebersetzung der Odyssee kommen lassen, die in der That ganz vortrefflich ist; die Hexameter weggerechnet, die ich gar nicht mehr leiden mag; aber es weht ein so herzlicher Geist in dieser Sprache, dieser ganzen Beareitung, daß ich den Ausdruck des Uebersetzers

für kein Original, wär es noch so schön, missen möchte. Die Iliade lese ich in einer prosaischen Uebersetzung. In den nächsten 2 Jahren, habe ich mir vorgenommen, lese ich keine moderne Schriftsteller mehr. Vieles, was Du mir ehemals geschrieben, hat mich ziemlich überzeugt. Keiner thut mir wohl; jeder führt mich von mir selbst ab, und die Alten geben mir jetzt wahre Genüsse. Zugleich bedarf ich ihrer im höchsten Grade, um meinen eigenen Geschmack zu reinigen, der sich durch Spitzfündigkeit, Künstlichkeit und Witzeley sehr von der wahren Simplizität zu entfernen anfieng. Du wirst finden, daß mir ein vertrauter Umgang mit den Alten äußerst wohlthun, – vielleicht Classicität geben wird. Ich werde sie in guten Uebersetzungen studieren – und dann – wenn ich sie fast auswendig weiß, die griechischen Originale lesen. Auf diese Art getraue ich mir spielend Griechische Sprache zu studieren. Schreibe mir über diese Materie Deine Gedanken.

Daß Dir meine Critischen Briefe im D. Mercur gefallen, freut mich. Ich finde auch, daß sie gut geschrieben sind; Wieland hat sie sehr bewundert; ich bin begierig, was Du von der Fortsetzung halten wirst; hier hatte ich eine schlimme Sache zu verfechten aber ich glaube mich mit Feinheit daraus gezogen zu haben. Zugleich gebrauchte ich diese Briefe zu einem Vehikel, allerlei zu sagen, was sich mir da und dort aufgedrungen hat, und zu wenig ist, um in eigener Form behandelt zu werden. Nächste Woche gehts an die Fortsetzung des Geistersehers. Meine Geschichte soll denk ich in 4 Wochen gedruckt sein, wenn die Titelvignette, die sich Crusius nicht nehmen lassen will, keinen Auffenthalt macht. Oeser sollte die Zeichnung machen, nachdem er ihn aber vier Monate herumgezogen, nahm er sie ihm. Jetzt weiß ich nicht, in welches Stümpers Hände sie gefallen ist. Ich verlangte das Sinnbild der Freiheit.

Göthen habe ich noch nicht gesehen; aber Grüße sind unter uns gewechselt worden. Er hätte mich besucht, wenn er gewußt hätte, daß ich ihn so nahe am Wege wohnte, wie er nach Weimar reiste. Wir waren einander auf eine Stunde nahe. Er soll, höre ich, gar keine Geschäfte treiben. Die Herzogin ist fort nach Italien, und der Herzog wird nächstens bei euch in Dresden seyn. Göthe bleibt aber in Weimar. Ich bin ungeduldig, ihn zu sehen.

Die Herder soll ganz untröstlich seyn über die Abwesenheit ihres Mannes. Auf Pfingsten 1789 will er in Weimar wieder predigen.

Ich habe dieser Tage einen Trauerfall gehabt, der mich sehr rührte: die Frau, auf deren Gut ich war, ist gestorben. Es war ein recht gutes Wesen, und vorzüglich eine sehr gute Mutter für ihre vielen Kinder.

Zu einem Briefe an Raphael hat sich Stoff gesammelt, aber digerirt ist er noch nicht.

Lebe wohl und grüße mir alles recht herzlich. Wie schön wärs, wenn Du auf einem Dörfchen hier herum wohntest, und wir begegneten uns an dem Ufer der Saale! adieu.

S.

## **An Gottfried Körner.**

**Rudoldstadt d. 1. Octob [Mittwoch] 1788.**

Eben fange ich an, mich von einem rheumatischen Fieber zu erholen, das sich in ein Zahngeschwür aufgelöst und mich einige Wochen mit allen Plagen, besonders mit wüthenden Zahnschmerzen gemartert hat. Ich weiss nicht, was ich lieber ausstehen möchte, als das letztere – es hat mir alle Freude und Lust zum Leben gestohlen und meinen ganzen Kopf verwüstet. Jezt ist der Schmerz vorbei, das Gesicht aber noch geschwollen, und ich fange allmählig an, mich wieder in meinen Geschäften umzusehen.

Schon einige Posttage habe ich einen Brief von Dir erwartet; hoffentlich ist es kein Rückfall in Deine Krankheit, was Dich davon abgehalten hat, mir zu antworten; Dein letzter Brief machte mir so gute Hoffnungen wegen Deiner Genesung, und der Aufheiterung Deines Geists. Du hast angefangen, Dich zu beschäftigen; gewiß ist diß das souveraine Mittel, Deine Gesundheit zu verbessern. Möchten Dich Deine alten Ideen recht anziehen, möchtest Du Dich mit ihnen wie mit alten vernachlässigten Freunden und Bekannten wieder aussöhnen. Mir wird nie besser, als wenn meine Seele in den Gebieten herumschweift, die sie sich früher zum Tummelplatz gemacht hat. Indessen komme ich auf meinen alten Wunsch zurück, daß Du Dich nehulich an eine Hauptarbeit machtest, Dich derselben ganz widmetest, ohne Dich auf Deinem Wege durch Furcht vor Unvermögen oder auch durch den Reiz anderer ablocken zu lassen.

Eigentlich ist es ein Unglück für Dich, daß Dich der Hunger nicht zum Schreiben zwingt, wie unser einen. Dies würde Dich nöthigen, allen diesen Betrachtungen zum Trotze, zum Ziele zu eilen, und am Ende würdest Du doch finden, daß Du etwas geleistet hast, was Arbeit und Zeit lohnt; der leidige Muß würde ersetzen, was Dir an Selbstvertrauen und Beharrlichkeit fehlt. Wie oft ist es mir so ergangen!

Zwar was diesen Sommer betrifft, kann ich mich nicht sehr mit meiner Arbeitsamkeit glorieren. Aber ich weiß die Ursache, und weiß auch, wodurch ihr abgeholfen werden kann. Ich fühle doch wirklich, dass ich mit den Fortschritten der Zeit manches gewinne, und manches abstoße was nicht gut ist. Es ist diesen Sommer allerlei in meinem Wesen vorgegangen, was nicht übel ist; besonders merke ich mir mehr und mehr an, dass ich mich von kleinen Leidenschaften erhebe. Freilich ist es schwer, daß sich mein Geist unter dieser drückenden Last von Sorgen und äußerlichen Umständen aufrichte, aber seine Elasticität hat er doch glücklich zu erhalten gewußt. Ich werde mich immer mehr und mehr auf mich selbst einschränken und kleinen Verhältnissen abstreben, dass ich die ganze Kraft meines Wesens so wie meine ganze Zeit rette und genieße. Ich sehe diesem Winter mit Heiterkeit entgegen, bringe einen ruhigen Geist und einen männlichen Vorsatz nach Weimar mit, davon Du bald die Früchte sehen wirst.

Die Niederl. Geschichte kannst Du vor Ende dieser Messe nicht erhalten, weil jezt eben erst der Titelbogen gedruckt wird. An die Thalia gehe ich dieser Tage wieder; dann aber setze ich sie ununterbrochen fort. Der Geisterseher muß mir noch 4-5 Hefte durch bringen, und dann behalte ich ungefähr die letzte 4 Bogen, in denen die Katastrophe enthalten ist, zurück, welche erst in der vollständigen Ausgabe, die ich davon mache erscheinen. Diese Ausgabe welche schwerlich unter 25 Bogen betragen wird (denn zu soviel habe ich reichlichen Stoff und das Publikum hoffe ich reichliche Neugierde) ist dann bestimmt, die Beitische Schuld und noch einige andre Posten zu tilgen, welche in Dresden ausstehen. Biß dahin also sei so gut und laß Beiten prolongieren, mache aber aus, daß ich jeden Monat und von funfzig zu funfzig Thn. wenn ich

will abzahlen kann. Vielleicht schießt mir Göschen die Summe früher vor, wenn nur erst einige Hefte von der Thalia mehr heraus sind.

Lebewohl und gib mir ja bald Nachricht von Dir.

In der A. L. Z. steht meine Recension von Göthens Egmont, wenn Du Lust darnach hast, und im September des t. Mercur werden auch Aufsätze von mir erscheinen, doch von wenigem Belang.

Grüße mir die Weiber herzlich, und lass mich ja bald hören, dass Du gesund und heiter bist.

S.

## **An Gottfried Körner.**

**Rudolstadt. 20. 8br [Montag] 88.**

Jezt ist ja ein ordentlicher Ernst in Dich gefahren, da die Anstalten zu Deinem Fleisse schon in das Haus übergegangen sind. Das höre ich gerne und ich habe es längst gewünscht. Du scheinst jezt auf einem gewissen Scheideweg zu stehen, und die alte Alternative zwischen dem Publicumsmenschen und dem Staatsdiener wieder abzuhandeln. Ich finde aber, daß Dir hierinn gar schwer zu rathen ist; unser einer wäre freilich schnell entschlossen, aber ein Ehemann muß allerlei in Betrachtung ziehen. Ich mags aber überlegen wie ich will, so finde ich ein ungeheures Mißverhältniß zwischen dem was Dir Dein Consistorial- und Commercienrath kostet, und dem was er Dir gibt oder verspricht. Alle Deine 200 Thaler gehen biß auf den letzten Heller gegen die Unkosten auf die Du in Dresden mehr hast, als an einem selbstgewählten Orte; die sündliche Zeitverschwendung mit Akten, die Dependenz, und die erbärmlichen Verhältnisse, in denen diese letztere Dich doch immer herumtreibt, hast Du also umsonst, oder für künftiges beßeres Etablissement, welches aber reichlich durch den Zwang von Dir bezahlt werden wird, in dem es Dich erhält. Denke doch diesem nach. Es scheint mir so palpabel zu seyn. Hast Du nur irgend mit überwiegender Wahrscheinlichkeit auf die Airersche Erbschaft zu zählen, so ist ja von dieser Seite Deine und Deiner Fr. und Kinder Zukunft beßer gedeckt, als durch alle Collegialversorgungen. Bringst Du nun das unschätzbare Glück der Unabhängigkeit in Rechnung, welche Dir den ganz freien Gebrauch Deines Geistes verschafft, Deine ganze

Zeit in Deine Gewalt gibt, und Dich aus allen dummen Verhältnissen herausreißt, so dächte ich müßte Dein Entschluß gefaßt seyn. Ein paar hundert Thaler erschreibst Du Dir spielend, wenn Du auch weiter nichts thust, als mit Bequemlichkeit übersetzest, oder über das, was Du liest, Bemerkungen niederschreibst, für Journale arbeitest und dgl. Dieß thust Du in Nebenstunden und die besten Augenblicke verwendest Du planmäßig auf eine Lieblingsschrift. Sapienti sat.

Von der Histoire de mon tems habe ich hier noch nichts gesehen. Die Vorrede dazu habe ich bei Gelegenheit einer Schrift gelesen, die ich für die A. L. Z. recensirt habe – Herzbergs Nachricht über Fridr. II. letzte Lebensjahre, wo der t. Uebersetzer 2 verschiedene Ausarbeitungen der nehmlichen Vorrede von der Hand des Königs (eine in den fünfziger die andere in den achtziger Jahrgängen) angehängt hat. Mir war diese Gegeneinanderstellung interessant, um die Fortschritte seines eigenen Geistes u. schriftstellerischen Geschmacks und Carakters aus der Art seiner Verbesserungen zu ermessen. Es schien mir ein edler männlicher und bescheidener Ton darinn zu herrschen. Was Du sonst von der Hist. D. m. Tems vorläufig sagst, stimmt sehr mit den Erwartungen überein, die ich mir davon machte. Ich bin begierig, sie auch zu lesen.

Deine Idee zu dem Epischen Gedichte ist gar nicht zu verwerfen, nur kommt sie 6 biß 8 Jahre für mich zu früh. Laß uns späterhin wieder darauf kommen.

Alle Schwierigkeiten, die von der so nahen Modernität dieses Sujets entstehen, und die anscheinende Unverträglichkeit des epischen Tones mit einem gleichzeitigen Gegenstande würden mich so sehr nicht schrecken, im Gegentheil, es wäre eines Kopfes würdig, sie zu bestehen und zu überwinden. Wenn einige vollendetere poetische Werke und einige gute historische Versuche die Erwartung des ganzen deutschen Publikums von mir genug erhöht und verbeßert haben werden, daß ich von seiner Seite etwas großes zur Beförderung einer solchen Nationalangelegenheit hoffen kann – Dinge, die alle einigen Schein der Wahrscheinlichkeit haben – dann läßt sich mehr darüber denken und sagen.

Ich bin jetzt mit einer Uebersetzung der Iphigenia von Aulis aus Euripides beschäftigt. Ich mache sie in Jamben; und wenn es auch

nicht treue Wiedergebung des Originalen ist, so ist es doch vielleicht nicht zu sehr unter ihm. Die Arbeit übt meine dramatische Feder, führt mich in den Geist der Griechen hinein, gibt mir, wie ich hoffe unvermerkt ihre Manier – und zugleich liefert sie mir interessante Ingredienzien zum Merkur und zur Thalia, welche letztere sonst umsonst ihren Namen führen würde. Ich habe den Griechischen Text, die lateinische Uebersetzung und das Theatre Grec vom P. Brumoy dazu.

Die Niederl. Geschichte erwarte ich nunmehr mit jedem Posttag um sie Dir zu schicken. Im September des T. Merkur steht noch nichts von mir, den October habe ich noch nicht. – Meine Recension von Egmont hat viel Lärm in Jena und Weimar gemacht, und von der Expedition der A. L. Z. sind sehr schöne Anerbietungen an mich darauf erfolgt. Göthe hat mit sehr viel Achtung und Zufriedenheit davon gesprochen. In der Pandora für 89 die jezt heraus ist, findest Du ein Gedicht von mir – das sich sehr gut für die Pandora schickt. Du kannst es den Weibern lesen. Im nächsten Hefte der Thalia wird eins erscheinen, das ich einem alten Versprechen nach schuldig war. Ich denke, es wird Dich sehr interessieren.

Mein hiesiger Aufenthalt neigt sich nun zum Ende; er hat mir viel angenehme Stunden verschafft, und, was das beste ist, er hat mich mir selbst wieder zurückgegeben, und überhaupt einen wohlthätigen Einfluß auf mein inneres Wesen gehabt. Meinen Geburtstag werde ich noch hier zubringen, dann gehts nach Weimar. An Frau von Kalb habe ich Deinen Einschluß besorgt. Ich hab ihr diesen Sommer gar wenig geschrieben; es ist eine Verstimmung unter uns, worüber ich Dir einmal mündlich mehr sagen will. Ich widerrufe nicht, was ich von ihr geurtheilt habe: sie ist ein geistvolles edles Geschöpf – ihr Einfluß auf mich aber ist nicht wohlthätig gewesen.

Unsere Herzogin ist jezt in Rom angelangt, auch Herder ist da. Er hat ein Logis für sich allein, ohne Dalberg, bezogen, welches mir schon gleich sehr lieb ist. (Schreibe mir doch einmal, was Du von der Dalbergischen Musikalischen Composition hältst, und ob Dir seine letzten Stücke, Compositionen zu einigen Herderischen Gedichten, vorgekommen sind. Er ist Verfasser einer kleinen Schrift: Ueber die Musik der Geister.)

Ueber meine an Dich ergangene Bitte um einige Compositionen hast Du nicht geantwortet oder ist Dein Stillschweigen eine Antwort? Hast Du unter Deinen Sachen nicht meine teutsche Dissertation, die ich in Stuttgart geschrieben? Hast Du sie, so schicke mir sie doch.

Beiten jetzt etwas zu zahlen ist mir ganz unmöglich. Im Gegentheil, ich sollte eher Geld einzunehmen haben, als weggeben, und um nur das, was ich für mich nöthig brauche zu haben, muß ich mir von Wieland oder Göschen vorschießen lassen. Ich habe so vielerlei den Sommer angefangen und so wenig fertig gemacht. Dieses Jahr kann ich noch 3 Hefte Thalia expediren, aber alle 3 erst im December, weil alles dazu fertig ist, außer dem Geisterseher, der doch in allen dreien seyn muß.

Miller wartet schon noch bis zur Ostermesse. Was Beiten betrifft, so will ich suchen dieses Neujahr etwas davon abzuthun. Ich schränke mich gewaltig ein, und werde es noch mehr thun. Ich wünschte sehnlich, mich einigermaßen in Ordnung gebracht zu sehen. Vielleicht schießt Göschen mir das Geld ganz vor.

Ich erinnere mich nicht, Dir von einem Herrn v. Labes gesagt zu haben. Hätte ich ihn gekannt, so müßte ichs rein vergessen haben.

Lebe wohl. Grüße die Weiber und schreibe mir bald wieder.

Schiller.

## **An Gottfried Körner.**

**Rudolstadt, 29. October [Mittwoch] 1788.**

Nur ein Paar Worte diesem Pack zur Begleitung. Ich habe diesen Vormittag von Expeditionen den Kopf so voll, daß ich Dir sonst nichts Vernünftiges schreiben könnte.

Sage mir bald, was Du aus meiner Geschichte Gutes oder Schlimmes, sowohl von meinem Beruf zu historischen Bearbeitungen, als von der Aufnahme dieses Pröbchens beim Publicum augurirst.

Ich lege Egmonts Recension bei. Schicke mir diese wieder. Adieu.  
Grüße alle.

Dein

Schiller.

## **An Gottfried Körner.**

**Weimar d. 14. Nov. [Freitag] 1788.**

Seit vorgestern bin ich wieder in meiner einstweiligen Heimat. Meine letzten Tage in Rudolstadt und meine Ersten hier waren so voll Zerstreungen und Geschäften, dass ich nicht dazu kommen konnte, Dir zu schreiben. Auch habe ich noch auf einen Brief von Dir gewartet, der aber noch unterwegs seyn wird. Ich habe eben einen ruhigen Abend und will ihn anwenden, allerlei Dinge mit Dir abzuthun.

Mein Abzug aus Rudolstadt ist mir in der That schwer geworden, ich habe dort viele schöne Tage gelebt und ein sehr werthes Band der Freundschaft gestiftet. Bei einem geistvollen Umgang, der nicht ganz frey ist von einer gewissen schwärmerischen Ansicht der Welt und des Lebens so wie ich sie liebe, fand ich dort Herzlichkeit, Feinheit und Delikatesse, Freiheit von Vorurtheilen und sehr viel Sinn für das, was mir theuer ist. Dabey genoß ich einer unumschränkten inneren Freiheit meines Wesens und die höchste Zwanglosigkeit im äußerlichen Umgang und Du weißt, wie wohl einem bei Menschen ist, denen die Freiheit des anderen heilig ist. Dazu kommt, dass ich wirklich fühle, gegeben und im gewissen Betrachte wohlthätig auf diese Menschen gewirkt zu haben. Mein Herz ist ganz frey, Dir zum Troste; ich habe es redlich gehalten, was ich mir zum Gesetz machte und Dir angelobte; ich habe meine Empfindungen durch Vertheilung geschwächt, und so ist denn das Verhältniß innerhalb der Grenzen einer herzlichen vernünftigen Freundschaft. Uebrigens ist dieser Sommer nicht unwichtig für mich, wie ich Dir, glaube ich, schon geschrieben habe. Ich bin von mancherlei Dingen zurückgekommen, die mich auf dieser Lebensreise oft schwer gedrückt haben, und hoffe, mich künftig mit mehr innerer Freiheit und Energie zu bewegen. Doch, das wird sich in der Folge besser merken, als jezt beschreiben lassen.

Bei meiner Zurückkunft habe ich den armen Merkur in Todesnöthen gefunden. Das Feuer brennt Wieland auf den Nägeln, und er fängt an, mich sehr nöthig zu brauchen. Wenn ich mich nicht entscheidend für den Merkur mit ihm verbinde, so wird er wohl aufhören. Er hat mir über das Mercantilische ein offenerziges Geständniß abgelegt; ich will Dich selbst darüber urtheilen lassen. Der Merkur hat ohngefähr 1200 Käufer, welches auf 2000 Thaler, wie er sagt, hinausläuft (vermuthlich nach Abzug dessen, was Göschen erhält). Die Druck- und Papierkosten, sagt er, stehen zwischen 7 biß 800 Thaler. Nun bleibt ihm nach Abzug der Honorarien wie er behauptet nicht viel über 200 Thaler, welches mir dadurch begreiflich wird weil er z. B. Reinhold 300 Thaler en gros bezahlt und wer weiß was seine 2 anderen Schwiegersöhne ihm ausgepreßt haben. Die Autoren wollen frisch bezahlt seyn, und Er wird es freilich etwas langsam und in kleinen Sümichen. Göthe ist jekt auch dazugetreten, und er hat mir im Vertrauen gesagt, daß Göthe nichts wegschenke. Wieland meint, daß er weit mehr Profit von seinen Arbeiten sich zu ziehen getraue, wenn er sie einzeln herausgäbe. Nun ist noch ein Ausweg, worüber er mir eben eine kategorische Antwort abfodert, nemlich die alte schon voriges Jahr projectirte Entreprise, den Merkur ganz nach einem neuen und der Nation interessanten und anständigen Plan herauszugeben, wovon der Merkure de France, der schon 140 Jahre subsistirt, das Modell seyn soll. Zu diesem neuen Merkur nun fehlt uns eigentlich der dritte Mann, der sich diesem Werke ganz wie ich widmen könnte, einigen Nahmen hätte und, sobald er nicht nöthig hat ums Geld zu schreiben, etwas vortrefliches leisten könnte. Ich selbst habe eine solche Idee aus Rudolstadt mitgebracht, die mir erstaunlich einleuchtet und sehr ausführbar däucht. Es kommt nemlich darauf an, einen Weg auszudenken, wie sich wenig und gut arbeiten mit einer anständigen Einnahme vereinigen lasse. Wenn 3 vortrefliche Federn des Jahres nicht mehr als eine jede ein Alphabet zu liefern haben, so sollte man denken, daß 3 Alphabete vortrefliche Arbeit herauskämen. Vertheile diese 96 Bogen in 12 Hefte, so hast Du eine Monatsschrift, an der jeder Aufsatz Werk des Genies, der abgewarteten Stimmung und der Feile seyn kann. Rechnet man, daß jeder der drei Mitarbeiter 100 Carolin reinen Profit erhalten soll und der Entrepreneur die doppelte Summe, oder der

Buchhändler, der sie übernimmt, auch diese 100 Carolin: so sind 2500 Thaler, welches mit den Druckkosten, die sich, wie Wieland sagt, jezt auf 750 Thaler und alsdann ohngefähr auf 1000 belaufen könnten, 3500 Thaler beträgt. Ist diese Summe zusammenzubringen, so hat 1) Deutschland ein vortrefliches Journal u. 2) drei gute Köpfe Brod. Da nun der Mercur 2000 Thaler bereits einträgt und also nur 1500 fehlen, so sollte es doch mit dem Teufel zugehen, wenn man diese 1500 Thaler nicht durch Vortreflichkeit der Arbeit erzwingen könnte. Ein betriebsamer Buchhändler würde sie in 2 biß 3 Jahren bloß allein ausserhalb Deutschlands zusammentreiben. Dieß war meine Idee, und da Wieland nun gleich auf diese Materie kam, so haben wir denn die Töpfe zusammengetragen und uns in den festen Vorsatz vereinigt, mit 1790 diesen Neuen deutschen Merkur herauszugeben. Wieland will mir, es mag nun auch werden wie es will, für ein Alphabeth meiner besten Arbeiten 100 Louisdors bezahlen, wenn ich mich dem Unternehmen widmen will. Ich dachte Göthe könnte der dritte Mann werden; Wieland sezt aber kein großes Vertrauen in seine Beharrlichkeit. Wenn Wieland an der Spitze des Journals bleibt, wie er hartnäckig gesonnen ist, so ist es nichts mit Herdern, welcher mir sonst sehr einleuchtete. Auf jeden Fall wirst Du mir einräumen, daß ich bei diesem Plane nicht anders als zu gewinnen habe, wenn er zu Stande kommt. Zwey Bogen kann ich des Monats mit Lust und Muße fertig bringen, und diese sichern meine ganze Existenz. Aber auch Wieland kann zufrieden seyn und das Journal muß Vortheile genug dann haben, wenn ich jedes Heft mit 2 Bogen guter Arbeit versehe. Meine Fächer würden seyn: 1) Dramen, 2) Erzählungen, wie z. B. Verbrechen aus Infamie, Geisterseher u. s. w., 3) Historische Tableaux, Characteristiken, Biographien, 4) Gedichte, 5) auch philosophische Materie wie Julius u. Raphael, und 6) kritische Briefe, wie die über den Carlos, nach welchen Wieland sehr verlangt, und die viel Sensation gemacht haben sollen.

Solltest Du es glauben, dass wir nach langem Herumsuchen in Deutschland doch noch keinen gefunden haben, der nur soviel dazu taugte, wie ich? d. h. der bei dieser Proportion der Fähigkeit dazu just soviel inneren Willen und äußre Muße hätte, und der gerade in solchen allgemein interessanten Fächern arbeitete? Einstweilen verlangt Wieland, dass ich ihm den Plan zu dem neuen Mercur, d. h.

meine Gedanken aufschreibe. Ich erwarte noch vorher die Deinigen darüber. – Auch will er, dass ich mich wegen 1789 mit ihm auf einen bestimmteren Fuß setze als in diesem Jahre geschehen ist, und dass ich ihm bestimme, wieviel ich dieses 1789ste Jahr arbeiten und wie ich bezahlt seyn will. Es wäre mir gar zu lieb, dieses Project mit dem Merkur auszuführen und ihn nicht ganz sterben oder in andere Hände gerathen zu sehen. Jezt scheint Wieland in seine Schwiegersöhne gar wenig Vertrauen zu setzen, und Reinhold hat ihm offenbar auch mehr geschadet als genützt. Sein Hauptverdienst war das Recensiren, welche Last er Wieland fast ganz abgenommen hat. Aber der kritische Anzeiger hört mit diesem Jahre auf, dafür sollen künftig über Ausgezeichnete Produkte zuweilen ausgeführtere Critiken kommen, die selber musterhafte Aufsätze sind.

Göthe ist jezt auf einige Tage verreist. Es ist nun so ziemlich entschieden dass er hier bleibt, aber privatisirt. In dem Conseil steht nur noch sein Stuhl, er ist so gut als ausgetreten, die Cammer hat er ganz an Schmidt abgetreten, er ist jezt nur noch bei der Bergwerkscommission als eine bloßen Liebhaberei. – Herder ist durch Dalberg häßlich circumvenirt worden; ohne dass man ihn darum gefragt oder prävenirt hätte, hat sich eine Dame, eine Frau von Seckendorf, die Schwester des H. von Kalb, bei der Parthie gefunden, die die Reise nach Italien mitmachte und mit der Dalberg in Herzensangelegenheiten stehen mag. Herder fand erstaunlich viel unschickliches darinn, mit einer schönen Wittwe und einem Domherrn in der Welt herum zu ziehen und in Rom hat er sich ganz von der Gesellschaft getrennt und man sagt, daß er auf Ostern die Confirmation wieder in Weimar verrichten wolle. Er wird in Rom sehr gesucht und geschätzt; der Secretair der Propaganda, Borgia, hat ihn bei einem Souper einigen Kardinälen als den Erzbischoff von Sachsen-Weimar praesentirt.

Ich habe Dir aber noch einige Punkte aus Deinem Briefe zu beantworten.

Erstlich wegen Julius u. Raphael. Ich bin weit davon entfernt, ihn ganz liegen zu lassen, weil ich wirklich oft Augenblicke habe, wo mir diese Gegenstände wichtig sind; aber wenn Du überlegst, wie wenig ich über diese Materien gelesen habe, wieviel vortrefliche Schriften

darüber vorhanden sind, die man sich ohne Schaamröthe nicht anmerken lassen kann, nicht gelesen zu haben, so wirst Du mir gerne glauben, daß es mir immer eine schwerere Arbeit ist, einen Brief des Julius zu schreiben, als die beste Scene zu machen. Das Gefühl meiner Armseligkeit – und Du mußt gestehen, daß diß ein dummes Gefühl ist – kommt nirgends so sehr über mich als bei Arbeiten dieser Gattung. Indeß will ich mich zusammennehmen und Dir eine Materie anspinnen, nur verlange sie so sehr bald nicht von mir; vor allen Dingen muß ich mich wieder in den Geisterseher hineingearbeitet haben.

Mein Gedicht sollst Du lesen und beurtheilen, ehe ich es drucken lasse. Jezt hat es seine Rundungen noch nicht.

Deine Beantwortung meiner Deduction von dem Auffenthalt und der Lebensart, die Du wählen sollst, bringt mich (wärs auch nur Deines Ersten Grundes wegen) vor der Hand zum Stillschweigen. – Weniger bin ich, was das Vorliebnehmen mit mittelmäßigen Menschen betrifft, Deiner Meinung. Mittelmäßiger Umgang schadet mehr, als die schönste Gegend und die geschmackvollste Bildergalerie wieder gut machen können; auch mittelmäßige Menschen wirken; ein andermal mehr davon.

Ueber Hubers Dramatischen Beruf bin ich nicht mit Dir einig. Ich komme darauf zurück, was ich Dir, glaub' ich, und auch ihm schon gesagt habe: er hat keinen dramatischen Styl; im Plan ist er glücklicher. Sein Fehler ist, dass er sich über einen Gedanken ganz ausschüttet, und das soll man nie. Die Scenen aus dem heimlichen Gericht gefallen mir weniger, je mehr ich sie lese, weil sie keinen Gedanken im Rückhalt haben, den sie nicht aus sagen, kurz, weil sie erstaunlich wortreich sind. Ich glaube nicht daß Huber viel im Dramatischen leisten wird und es sollte mir leid thun, wenn er dieses zu spät bemerkte, und seine Fähigkeiten von einem dankbarern Fache ablenkte. Freilich ist mir diese Beschäftigung bei ihm lieber als keine; aber muss denn just diese Alternatife seyn?

Ich erwarte mit Ungeduld Deine Composition der Hymne. Deine Gesundheit, Deine Lust und Liebe zur Thätigkeit freut mich.

Einen Roman wüßte ich Dir nicht zu nennen. Aber willst Du mit mir das nächste Jahr zusammentreten und mir den Plan ausführen helfen, eine Sammlung ausgezogener Memoires herauszugeben? Diß

ist just eine Arbeit, um keinen Tag ganz ungenutzt zu verlieren, ich habe sie schon vor einem Jahre ausgedacht und bin fest dazu entschlossen. Die Sache ist bloß ein langsames Lesen, das einem bezahlt wird. Einen Verleger will ich schon dazu schaffen.

Ich werde diesen Winter gar einsam hier leben, weil ich alle meine Kraft und Zeit zusammen nehmen will. Es ist viel stilles Vergnügen in dieser Existenz. Besonders die Abende sind mir lieb, die ich sonst sündlich in Gesellschaft verloren habe. Jezt sitze ich beim Thee und einer Pfeife und da denkt und arbeitet sich herrlich.

Lebe wohl. Deinen nächsten Brief erwarte ich mit Ungeduld; er wird mir von Rudolstadt nachgeschickt; hast Du das Stück der A. L. Z. nicht beigelegt, so schick es nach. Lebewohl. Grüße alle herzlich.

Schiller

## **An Gottfried Körner.**

**Weimar, 12. December [Freitag] 1788.**

Seit meinem letzten Briefe an Dich bin ich nicht aus dem Hause gekommen. Du kannst Dir gar nicht einbilden, was für ein Geist des Fleißes mich besitzt, und wie viel besser und behaglicher mir in diesem Elemente ist, als bei meiner vorigen so getheilten Existenz. Zwar geschieht nicht so sehr viel, als verhältnißmäßig zu erwarten wäre, da ich soviel Muße habe, denn ich arbeite etwas schwer und habe, wie Du weißt, immer eine langsame Feder gehabt. Aber eine Hauptsache, die gewonnen wird, ist, daß mein Geist mehr zusammengehalten wird und sich mehr mit seinen inneren Ressourcen zu behelfen suchen muß. Der eigentliche Nutzen muß sich erst mit der Zeit zeigen.

Noch immer habe ich den Euripides vor. Die Iphigenia ist zwar nicht sein bestes Stück; aber es wäre nicht gut, wenn ich das beste gewählt hätte, um Lehrgeld darin zu geben. Die Hauptsache ist die Manier, die im Schlechten herrscht wie im Besten, und in jenem fast noch leichter bemerkt wird. Mein Styl hat dieser Reinigung sehr nöthig. Ich hoffe, ehe ein Jahr um ist, sollst Du an diesem Studium der Griechen – Studium kann ich es aber für jetzt noch kaum nennen – schöne Früchte bei mir sehen. Diese Woche wird die Iphigenia fertig und von den Phönicierinnen sind bereits zwei Acte übersetzt.

Nach diesem wertet ein rechter Leckerbissen auf mich, nämlich des Aeschylus Agamemnon, den ich mit mehr Fleiß ausarbeiten werde. Ich hab ihn Wieland schon für den Mercur zugesagt. Vom Geisterseher sind zwölf bis funfzehn Blatt in allem fertig. Nun hab' ich ihn das drittemal liegen lassen. Ich habe noch immer kein Herz dazu gewinnen können, obgleich einige fruchtbare Adern aufgedigrahen sind. Nächste Woche beschäftigt er mich wieder. Auch für den Julius habe ich Ideen, aber sie liegen noch gestaltlos und roh. Heute wollte ich Dir mein Gedicht schicken, aber da müßte es wenigstens zu lesen und einige Lücken ergänzt seyn. Ich habe es von einer guten Stunde zur anderen verwiesen, und immer nicht dazu kommen können. Gedruclt überrascht Dichs vielleicht mehr. Zum Aendern hätte ich doch keine Zeit, wenn Du allenfalls zu ändern fändest, weil ichs heut über acht Tage an Göschen verabfolgen lassen muß – um auf Neujahr Geld zu haben.

Moritz ist eben hier auf seiner Rückreise von Italien; er wohnt bei Goethe. Letzterer hat ihm seinen Stempel mächtig aufgedrückt; sie kamen einander in Rom sehr nahe, und Moritz ist über Goethes Humanität panegyrisch entzückt. Ich fand über einige meiner Lieblingsgefühle, davon in Julius Briefen etwas ausgestreut ist, sehr viele Berührungspunkte mit Moritz. Sein Wesen hat viel Tiefe, seine Seele wirkt schwer, aber er bearbeitet seine Ideen zu möglichster Klarheit. Ueber einige Aehnlichkeit seines Anton Reiser mit meinem Sonnenwirth fing er auch an. Er hat die Thalia in Rom gefunden.

Neulich kam Schubarts Sohn aus Berlin hier durch; er geht als preußischer Legationssecretair mit dem preußischen Gesandten von Stein nach Mainz. Doch eine kleine Zerstreung für Huber! aber er weiß nicht, ob er bleiben wird. Er soll nach Regensburg versetzt werden. Er erzählte mir, daß den Tag vor seiner Abreise mein Carlos auf königlichen Befehl in Berlin gegeben worden, und von 5 bis ½11 Uhr gespielt habe. Er spricht Wunder von der Wirkung des Stücks auf – den König. Mir macht nur dieses daran Spaß, daß Engel und Ramler so armselige Hunde sind, um nicht einmal ihren Geschmack auf der Bühne behaupten zu können. Meine Geschichte circulirt hier stark. Goethe hat sie jetzt. Auch in Berlin spukt sie.

Heute erwarte ich einen Brief von Dir. Ich muß diesen aber schließen und fortschicken; ich werde Dir also auf den Deinigen erst mit nächstem Briefftage antworten.

S.

## **An Gottfried Körner.**

**Weimar, 15. December [Montag] 1788.**

Eben empfangen ich Dein Paket, und ohne es lesen zu können, weil sogleich die Post geht, antworte ich Dir. Entweder solls im Mercur oder in der Thalia erscheinen – oder lieber gleich in der Thalia. Der Mercur würde es auf einige Monate zurückschieben, und wegen der Bezahlung müßte erst accordirt werden. In der Thalia bezahle ich Dirs, wie ich selbst bezahlt bin, nur müßtest Du warten mit dem Gelde bis zu Ende des Jenners oder Anfang des März, weil das, was ich mir nächste Woche von Göschen zahlen lasse, schon im höchsten Grade bestimmt ist und seinen Herrn hat. Das wird Dir im Ganzen einerlei seyn. Gedruckt siehst Du es in der Mitte des Jenner. Wegen Gibbon will ich mit Wieland reden; und was die Memoires anbetrifft, dazu bin ich jetzt wie vormals sehr geneigt. Zweckmäßige Auszüge daraus für Journale kosten eigentlich weit mehr Mühe, als ich zu dieser Arbeit bestimmen kann, und berechtigen das Publicum auch zu strengeren Forderungen.

Hauptsächlich aber geht der Vortheil eines großen fortlaufenden Werks verloren, um den mirs eigentlich zu thun ist. Hingegen ist es zu erwarten, daß es ein lesbares Buch werden wird, wenn in jedem Bande eine angenehme Mannigfaltigkeit herrscht und, wie ich im Sinne habe, jeder von einem Discours historique über das Enthaltene, in einem philosophischen Gesichtspunkt und lebhaften Styl vorgetragen, begleitet wird. Diese Entreprise wird nun um so nothwendiger für mich, da sich etwas ereignet hat, was ich Dir in instanti verkündigen muß.

Du wirst in zwei oder drei Monaten aller Wahrscheinlichkeit nach die Nachricht erhalten, daß ich Professor der Geschichte in Jena worden bin; es ist fast so gut als richtig. Vor einer Stunde schickt mir Goethe das Rescript aus der Regierung, worin mir vorläufige Weisung gegeben wird, mich darauf einzurichten. Man hat mich hier

übertölpelt, Voigt vorzüglich, der es sehr warm beförderte. Meine Idee war es fast immer, aber ich wollte wenigstens ein oder einige Jahre zu meiner bessern Vorbereitung noch verstreichen lassen. Eichorns Abgang aber macht es gewissermaßen dringend, und auch für meinen Vortheil dringend. Voigt sondirte mich, an demselben Abend ging ein Brief an den Herzog von Weimar ab, der just in Gotha war mit Goethe; dort wurde es gleich mit ihnen eingeleitet, und bei ihrer Zurückkunft kams als eine öffentliche Sache an die Regierung. Goethe beförderte es gleichfalls mit Lebhaftigkeit und machte mir selbst Muth dazu. In dem Rescript, das an ihn gerichtet ist, wird gesagt, daß von den übrigen vier Höfen schwerlich Schwierigkeiten gemacht werden, und die Sache also ziemlich entschieden seyn würde. So stehen die Sachen. Ich bin in dem schrecklichsten Drang, wie ich neben den vielen, vielen Arbeiten, die mir den Winter bevorstehen und des Geldes wegen höchst nothwendig sind, nur eine flüchtige Vorbereitung machen kann. Rathe mir. Hilf mir. Ich wollte mich prügeln lassen, wenn ich Dich auf vierundzwanzig Stunden hier haben könnte. Goethe sagt mir zwar: docendo discitur; aber die Herren wissen alle nicht, wie wenig Gelehrsamkeit bei mir vorauszusetzen ist. Dazu kommt nun, daß mich der Antritt der Professur in allerlei neue Unkosten setzen wird, Lehrsaal u. dgl. nicht einmal gerechnet. Magister philosophiae muß ich auch werden, welches nicht ohne Geld abgeht, und dieses Jahr kann ich wegen der Zeit, die mir aufs Studiren drauf geht, am wenigsten verdienen. Freilich wird es heller hinter dieser trüben Periode, denn nun scheint sich doch mein Schicksal endlich fixiren zu wollen. Ich beschwöre Dich, schaffe mir Rath und Trost, und mit dem Baldigsten. Denke für mich und schreib mir auch einen Plan, wie Du glaubst, daß ich am kürzesten mit meiner Vorbereitung zum Ziele kommen werde. Ich habe nur die halbe Zeit vom Januar bis in die Mitte des April. Adieu. Ich erwarte mit Ungeduld Deine Antwort. Grüße mir die Weiber herzlich.

S.

### **An Gottfried Körner.**

**Weimar d. 25. Dec. [Donnerstag] 88.**

Du wirst vorigen Posttag auf einen Brief von mir gerechnet haben, aber ein Paquet, das ich an Göschen fortzuschicken hatte, nahm mir auch die letzte Minute weg ob ich gleich gar nicht zu Bett gekommen war. Ich hätte Dir so gern gleich meinen vollen Beifall über Deinen Aufsatz geschrieben, der mich in der That, außer seiner sehr lichtvollen und durchdachten Auseinandersetzung durch das Verdienst eines sehr edeln und angenehmen Stils überrascht hat. Alles was mir zu wünschen übrig blieb, war, daß Du mit etwas mehr Ausführlichkeit ins Detail gegangen seyn möchtest, weil es nach Deiner Entscheidung immer noch strittig bleibt, wo die edle Kunstfreiheit aufhört und die Uebertreibung anfängt; denn natürlich wird jeder dem es um Einschränkung dieser poetischen Freiheit zu thun ist, Deinem Raisonement eine willkürliche Auslegung geben. Mir schiens, daß Dir wirklich die Stolbergsche Sottise und mein Gedicht einige Details an die Hand gegeben haben würden, Deine allgemeine Richtschnur auf einen besondern Fall anzuwenden. Ueberhaupt, glaube ich, ist hier die allgemeine Regel festzusetzen. der Künstler und dann vorzüglich der Dichter behandelt niemals das wirkliche, sondern immer nur das idealische, oder das kunstmäßig ausgewählte aus einem wirklichen Gegenstande. Z. B. er behandelt nie die Moral, nie die Religion sondern nur diejenigen Eigenschaften von einer jeden, die er sich zusammen denken will – er vergeht sich also auch gegen keine von beyden, er kann sich nur gegen die aesthetische Anordnung oder gegen den Geschmack vergehen. Wenn ich aus den Gebrechen der Religion oder der Moral ein schönes übereinstimmendes Ganze zusammenstelle, so ist mein Kunstwerk gut, und es ist auch nicht unmoralisch oder gottlos, eben weil ich beyde Gegenstände nicht nahm, wie sie sind, sondern erst wie sie nach einer gewaltsamen Operation, d. i. nach Absonderung und neuer Zusammenfügung wurden. Der Gott, den ich in den Göttern Griechenlands in Schatten stelle, ist nicht der Gott der Philosophen oder auch nur das wohlthätige Traumbild des großen Haufens, sondern er ist eine aus vielen gebrechlichen schiefen Vorstellungsarten zusammengeflossene Mißgeburt. – Die Götter der Griechen, die ich ins Licht stelle, sind nur die lieblichen Eigenschaften der Griechischen Mythologie in eine Vorstellungsart zusammengefaßt. Kurz, ich bin überzeugt, daß jedes Kunstwerk nur

sich selbst, d. h. seiner eigenen Schönheitsregel Rechenschaft geben darf und keiner andern Foderung unterworfen ist. Hingegen glaube ich auch festiglich, daß es gerade auf diesem Wege auch alle übrigen Foderungen mittelbar befriedigen muß, weil sich jede Schönheit doch endlich in allgemeine Wahrheit auflösen läßt. Der Dichter, der sich nur Schönheit zum Zwecke setzt, aber dieser heilig folgt, wird am Ende alle anderen Rücksichten, die er zu vernachlässigen schien, ohne daß ers will oder weiß, gleichsam zur Zugabe mit erreicht haben, da im Gegentheile der, der zwischen Schönheit und Moralität, oder was es sonst sey, unstedt flattert oder um beide buhlet, leicht es mit jeder verdirbt. Hier entsinne ich mich einer Stelle aus einem ungedruckten Gedichte, die hierher paßt:

„Der Freyheit freye Söhne (die Künstler)  
 erhebt euch zur höchsten Schöne,  
 Um andere Kronen buhlet nicht!  
 Die Schwester, die euch hier verschwunden,  
 hohlt ihr im Schoos der Mutter ein.  
 Was schöne Seelen schön empfunden,  
 muß treflich und vollkommen seyn.“

Außerdem würde Dein Aufsatz, der wirklich für den Troß der Leser zu gründlich ist, durch einzelne Anwendungen auch auf andre Kunstwerke, wie der Nathan und dgl. ist, eine Anlockung mehr gehabt, und Du würdest die Freude gehabt haben, einen armen Sünder wie Stolberg, der eine gewisse Schätzung beim Publikum usurpiert, in sein wahres Licht gestellt zu haben. Indessen versichere ich Dir, (und ich glaube daß hier keine Parteylichkeit aus mir spricht) daß Dein Aufsatz eine feste Hand und eine schöne Diction verbindet, und daß Du allen Schwierigkeiten kecklich Trotz bieten kannst.

Wegen meiner Sache danke ich Dir für Deinen Rath. Ich werde ihn befolgen, und fürchte mich überhaupt auch weniger, mich gut aus dieser Sache zu ziehen. Es müßte doch lächerlich seyn, wenn ich in jeder Woche nicht soviel zusammenlesen und zusammendenken könnte, um es einige Stunden lang auf eine gefällige Art auskramen zu können. Als Privatum räth mir Voigt über die Niederländische Rebellion zu lesen, wobey ich gewinne, daß ich sie für Crusius vollends bei der Gelegenheit ausarbeiten kann.

Aber Du setztest voraus, daß mir ein Fixum ausgeworfen werden würde, darinn irrest Du Dich sehr. Woher nehmen? Dieß war bei Reinhold ein ausserordentlicher Fall, weil man Himmel und Erde bewegte und sie heraus bettelte. Und eben dieser Fall macht einen zweyten desto schwerer. Ausserdem würde eine solche Betteley mich mehr erniedrigen, als 200 Thaler (soviel hat Reinhold) mir im Grunde helfen können.

Mein ganzes Absehen bey dieser Sache ist, in eine gewisse Rechtlichkeit und Bürgerliche Verbindung einzutreten, wo mich eine bessere Versorgung finden kann. Jena ist unter allen die mir bekannt sind dazu der einzig schickliche Platz. Mit 400 Thalern kann ich gemächlich leben; es hetzt mich während eines Jahres in academische Berufsgeschäfte ein, und gibt mir gewissermaßen einen gelehrten Nahmen, der mir nöthig ist, um gesucht zu werden. Zugleich bringt mich die Nothwendigkeit, in die es mich versetzt, mich mit Ernst auf das Geschichtsfach zu legen, schneller zu einem gewissen Vorrath von Begriffen, und erleichtert mich nachher das schriftstellerische Arbeiten im historischen Fach. Bey dem bischen Nahmen, den ich bereits habe, wird mir das Prädicat als Jenaischer Professor, nebst einer oder der andern historischen Schrift, die ich über Jahr und Tag herausgebe, doch wahrscheinlich irgendwo eine Vocation zuziehen, die mit einem honorablen Fixum verbunden ist, oder die die Jenaische Academie veranlaßt, mir eins auszuwerfen. Es ist kaum möglich, daß mir dieser Plan fehlschlagen kann – und wie hätt ich auf meinem bisherigen Wege dazu gelangen können? Denke diesen Gründen nach, so wirst Du finden, daß die Sache eine unabstreitbare gute Seite hat, und daß es sogar zu meinem Zwecke dient, mir für ein mittelmäßiges Gnadengeld keine Pflicht oder Verbindlichkeit aufgelegt zu haben.

Wir erwarten nun jede Woche die endliche Resolution von den sächsischen Höfen. Was ich noch gewünscht hätte, wäre gewesen, einen Vorschuß von 3 biß 400 Thalern zu erhalten, die ich erst in zwey Jahren zu zahlen hätte; aber ich würde auch dadurch mir drückende Verbindlichkeiten auflegen, wenn ich Jena einmal mit Vortheil verlassen wollte. Sonst hätte ich dieses durch Göthen zu betreiben gesucht. Schreibe mir aber doch Deine Meinung darüber.

In Jena sind meine Bedürfnisse gar gering, weil das nothwendige wohlfeil ist und auf keinen Luxus gesehen wird. Ohne daß es ein Mensch gewahr wird kann ich leben wie ein Student; alle gelehrte Bedürfnisse sind in reichem Maaße vorhanden, und auch an leidlichem Umgang und guten Freunden wird mirs nicht fehlen. Von dieser Seite hat es viele Vorzüge für mich.

Ist erst ein Jahr überstanden, so gewinnt alles eine bessere Seite; und auch in diesem Jahre soll mir niemand anmerken, daß ich noch nachzuhohlen habe. Ueberhaupt muß jedermann alles wissen!

Lebewohl. Wenn Dir etwas beyfällt, das ich nutzen kann, so schreibe mirs ja recht bald. Grüße mir die Weiber. Übrigens ist die Sache noch geheim zu halten.

Schiller.

## **An Gottfried Körner.**

**[Weimar] Neujahr [Donnerstag] 1789.**

Ich muß Euch doch auch ein schönes neues Jahr wünschen, aber für jetzt nur in Prosa. Verlängere Euch der Himmel das, was Ihr bisher Gutes genossen habt, und helfe Euch vom Schlimmen! Mit 1788 hat meine bisherige weltbürgerische Lebensart ein Ende, und ich werde in diesem als ein unnützer Diener des Staats erscheinen.

Bertuch geht eben von mir, und hat meinen Muth durch eine sehr tröstliche Dienstleistung aufgerichtet. Er will mir einen Verleger, der solvendo ist, und über den er ganz zu disponiren hat, für die Entreprise mit den Memoires schaffen, und verspricht mir, daß mir der Bogen mit einem Carolin bezahlt werden soll. Doch unter der Bedingung, daß ich meinen Namen zu dem Werke setze, und jeden Band mit einer eigenen historischen Abhandlung noch versehe. Dieses Unternehmen sichert mir bei dieser neuen Carriere meine Existenz hinlänglich, und ohne mir viel Zeit wegzunehmen. Mit drei Stunden des Tages habe ich alles abgethan, wovon ich lebe. Mit den übrigen neun kann ich, wie ich hoffe, vollkommen für das Studium der Geschichte und die Vorbereitung zu den Collegien ausreichen. Zugleich ist die Uebersetzung der Memoires nicht von meinem Plane entlegen, und ich lebe eo ipso um so mehr in der Geschichte. Hast Du nun Lust, mir auch zuweilen einen Beitrag zu geben, so kannst Du

Dich immer darauf richten. Nur thust Du mir einen großen Dienst, wenn Du englische Memoires wählst, als solche, die auch in meinem Plane begriffen sind, und denen ich für jetzt selbst nicht gewachsen bin. Das Hauptgesetz dabei ist, das Original auf drei Fünftheile wenigstens in der Uebersetzung zu reduciren, eine fließende Sprache und zuweilen eine kleine Nachhilfe, wenn der Text ermattet.

Diese Woche habe ich fast nichts gethan, als Schmidts Geschichte der Deutschen vorgenommen und Pütters Grundriß der deutschen Staatsverfassung, welcher letztere besonders meinen ganzen Beifall hat. Besonders muß sich ihr ganzer Werth alsdann erst ergeben, wenn man durch eine gründliche Geschichte des deutschen Reichs im Detail bereits in den Stand gesetzt ist, diese Resultate gleichsam selbst daraus zu ziehen, und solche also im Pütterschen Buche nur recapitulirt. Das Ganze ist ein sehr klar auseinandergesetztes Gemälde aller allmählichen Fortschritte, welche jede politische und geistliche Macht im Laufe der Geschichte in Deutschland gethan hat. Schmidt ist unendlich schätzbar durch die Menge der Quellen, die er benutzt hat, und in seiner Zusammenstellung ist kritische Prüfung; aber er verliert durch seine befangene parteiische Darstellung wieder sehr. Im Ganzen freue ich mich doch auf dieses unendliche Feld, das durchzuwandern ist, und die deutsche Geschichte besonders will ich in der Folge ganz aus ihren Quellen studiren.

d. 5. Jenner [Montag].

Ich wurde neulich verhindert diesen Brief fortzusetzen, und heute erhalte ich den Deinigen. Was Deine Auszüge aus Gibbons Geschichte betrifft, so habe ich seitdem Wieland nicht gesehen; theils bin ich nicht ausgegangen, theils schreckte mich seine todtkranke Mutter, die jetzt auch begraben ist, sein Haus zu besuchen. Erhalte ich noch vor Absendung dieses Briefes eine schriftliche Erklärung von ihm, so leg ich sie bei. Auf alle Fälle kannst Du fortfahren; denn diese Aufsätze werden in jedem Journale willkommen seyn.

Dein Fleiß entzückt mich; und die Lust, die Du jetzt zum Arbeiten hast, wird einen sehr heilsamen Einfluß auf das Arbeiten selbst haben. Es wird wenig Nachdenkens kosten, um Dich für den Mercur zu engagiren. Ein einziger, kurzer, runder Aufsatz, womit Du bei

Wieland debutirst, wird dies entscheiden. Laß Dir diesen sobald als möglich empfohlen seyn. Deine Abhandlung in der Thalia gebe ich ihm sogleich, wenn sie heraus ist, zum Lesen. Gegen ihn schreiben darfst Du kecklich, da Du es gewiß mit Bescheidenheit thun wirst. Doch um sicherer zu gehen, wärs gut, wenn Du erst, weil ich gewisse Nüancen in seinem Charakter besser kenne, den Aufsatz durch meine Hände gehen ließest. Mein Gedicht ist noch nicht fortgeschickt; Du erhältst es noch schriftlich.

Ueber mein Professorwerden sollst Du, wie ich hoffe, schon noch mit mir einig werden. Die Erklärung, die Du willst, daß ich geben soll, ist so ziemlich schon geschehen, und wird noch deutlicher geschehen. Das Reelle an der Sache ist: daß ich ein, zwei Jahre dadurch hineingehetzt werde, die Geschichte zu studieren und sogleich in akademischen Vortrag zu verarbeiten. Es liegt mir alles daran, binnen zwei Jahren zu einer Besoldung zu gelangen, die mich ganz in Ansehung meiner Subsistenz sichert und einen gründlichen Fonds zur Tilgung meiner Schulden giebt. Diese letztern verbittern mir das Leben, und bei dieser Seelenlage ist es ganz und gar um schriftstellerische Thätigkeit gethan. Ich schmachte nach Ruhe, nach Freiheit, und nur der jetzige Schritt konnte mich dazu führen. Du weißt nicht, wie Professoren von Namen jetzt gesucht werden, und meistens mit sehr ansehnlichen Bedingungen. Mir kann es in einigen Jahren schlechterdings nicht fehlen, und dann erst fange ich an, zu seyn. Meine jetzige Lage verzehrte mein ganzes Wesen, und ich hätte sie nicht länger ertragen.

Lebe wohl. Nächstens ein Weiteres. Grüße alle herzlich.

Dein

S.

## **An Gottfried Körner.**

**Weimar, 12. Januar [Montag] 1789.**

Diese Tage habe ich Deine Sache mit Wieland berichtet. Er kennt Dich durch Göschen und Bertuch von einer gewissen Seite längst, und hat allen Respekt vor Dir. Gewöhnlich werden jetzt Aufsätze, die bloß eingeschickt werden und unter dem Prädicate gut laufen, ohne durch sich selbst dem Mercur einen größeren Kreis zu verschaffen, mit einem Carolin pro Bogen bezahlt; da der Mercur noch nicht so

tief herabgekommen war, waren es drei Ducaten. Du kannst auf diese drei Ducaten allerwenigstens rechnen; und da es überhaupt jetzt nur auf die Wahl, die Du mit den Gegenständen triffst, ankommen wird, ob Deine Aufsätze Leckerbissen für Wieland seyn sollen: so kannst Du in den folgenden Jahren, wenn der Mercur sich erholt hat, noch weit anständiger mit ihm contrahiren. Für Uebersetzungen erhalte ich auch nicht mehr als einen Carolin, und im Grunde läßt sich auch nicht mehr dafür fordern. Sorge Du indessen nur für zwei Dinge: für gangbare und allgemein interessante Gegenstände, nämlich, die nicht allein den denkenden Kopf interessiren, und suche sie eher in kleinere Aufsätze zu vertheilen, als in große Abhandlungen auszudehnen, die man abbrechen muß. Du glaubst nicht, wie abschreckend es für den größten Theil der Journalleser ist, einen etwas gründlichen Aufsatz vorzunehmen, der nicht vollendet ist. Wenn dieser kurz ist, entschließen sie sich allenfalls noch dazu.

Ich wollte Dir rathen, Dich, wens auch nur mit einem einzigen Briefe abgethan wird, mit Wieland bekannt zu machen, und geradezu mit ihm zu thun zu haben. Es ist in jedem Falle anständiger für Dich, und dann wünscht ich auch, daß ihr Bekannte würdet. Nur einen exacten Correspondenten kann ich Dir nicht in ihm versprechen. Das ist eine Blöße, die man übereingekommen ist, ihm zu gut zu halten. Der Gibbon, meint er, sollte billig mit Anmerkungen begleitet werden; er würde sie selbst dazu machen, wenn er jetzt nicht mit anderen Dingen zu überhäuft wäre. Alsdann meint er auch, daß Gibbon schon übersetzt sei. Soviel ich weiß, ist ers aber noch nicht ganz; und gut wärs, wenn das, was Du gewählt hast, zu dem Unübersetzten gehörte.

Schicke mir, was Du fertig hast, sobald möglich. Hier folgt mein Gedicht. Die dritte Strophe fehlt nur, weil ich zwischen der zweiten und vierten zwei ganze Blätter ausgestrichen habe, da mir das Gedicht zu sehr anschwell. Der Inhalt dieser fehlenden Strophe ist der. „Daß die Kunst zwischen der Sinnlichkeit und Geistigkeit des Menschen das Bindungsglied ausmache, und den gewaltigen Hang des Menschen zu seinem Planeten contraponderire; daß sie die Sinnenwelt durch geistige Täuschung veredele, und den Geist rückwärts zu der Sinnenwelt einlade, u. dgl.“

Ich wünschte gar sehr, daß Du Zeit und Lust fändest, mir recht viel im allgemeinen und einzelnen über dieses Gedicht zu sagen: es wird mich dann zu der letzten Hand, die ich ihm noch zu geben habe, begeistern und überhaupt bedarf ich jetzt zu meiner inneren Existenz einer solchen Friction von außen gar sehr.

Ich bin vergnügt, da ich Dich thätig, und durch Deine Thätigkeit fröhlich weiß. Es verspricht mir für Dich und mich schöne Tage; hoffentlich sollen sich auch die meinigen in demjenigen aufhellen, was die äußerlichen Umstände dazu beizutragen haben.

N. B. Mein Gedicht muß heute über acht Tage wieder in meinen Händen seyn! Richte Dich also darnach. Lebe wohl. Grüße mir die Weiber herzlich.

[Schiller.]

## **An Gottfried Körner.**

**Weimar, d. 17. Jenner [Sonnabend] 1789.**

Diese Professur soll der Teufel holen; sie zieht mir einen Louisd'or nach dem andern aus der Tasche. Die Geheimen Kanzleien von Gotha und Coburg haben ich bereits mit Contos für Expeditionsgebühren eingestellt, und mit jedem Posttag drohen mir noch zwei andere von Meiningen und Hildburghausen. Jede kommt mich gegen 5 Thaler und die gothasche auf 6 zu stehen. Der Magisterquark soll auch über 30 Thaler, und die Einführung auf der Universität ihrer 6 kosten. Da hab ich nun schon eine Summe von 60 Thalern zu erlegen, ohne was anders als Papier dafür zu haben. Die Sache geht schneller als man gedacht und besonders schneller, als mein Beutel darauf gerechnet hat. Ein Glück ist indessen, daß es noch in eine Zeit fällt, wo ich nicht ganz blank bin.

Deinen sehr begierig erwarteten Brief habe ich noch nicht, weil die Post noch nicht herein ist vermuthlich. Ich habe doch nun den sichtbaren Genuß von meinem Fleiße, denn außer einem Packet von 9 gedruckten Bogen, das neulich abgegangen ist, qualificirt sich schon wieder ein neues von 12 zur Versendung. Ich werde ordentlich überraschen mit meinen 3 Heften Thalia, die Göschen zugleich ausbringen soll.

Ich vergaß Dir neulich wegen der Memoires zu schreiben. Ueber die Ordnung bin ich noch nicht bestimmt, doch werde ich solche Epochen vorzugsweise wählen, die mit meinem Geschichtsstudium für dieses Jahr in näherer Beziehung stehen, also mehr aus den mittleren als aus den alten oder neuesten Zeiten.

d. 22. Jenner [Donnerstag].

Ich wurde neulich unterbrochen, und da ich Deinen Brief erst Nachts erhielt, die Post aber mit Tagesanbruch ging, so konnte ich Dir nicht sogleich antworten. Dein Urtheil über die Künstler freut mich, überraschte mich aber auch gar nicht, weil wir uns ja kennen. Etwas ausführlicher hätte ich es gewünscht aus dem vorzüglichen Grunde, weil ich mich mit Dir gern einmal recht ausgesprochen hätte. Ich finde Deine Bemerkungen meistens sehr wahr; in einigen Kleinigkeiten hast Du mich mißverstanden, so z. B. „Was ist der Menschen Leben u. s. f.“ zwischen diesem und dem Vorhergehenden, das wir ihm umgethan, ist nur ein Komma; es heißt also: Was ist das Leben der Menschen, wenn ihr ihm nehmet, was die Kunst ihm gegeben hat? Ein ewiger aufgedeckter Anblick der Zerstörung. Ich finde diesen Gedanken sogar tief, denn wenn man aus unserem Leben herausnimmt, was der Schönheit dient, so bleibt nur das Bedürfniß; und was ist das Bedürfniß anders, als eine Verwahrung vor dem immer drohenden Untergang? Daß es schwer hält, etwas auszustreichen, find ich auch; denn was nur immer möglich war, habe ich bereits gethan, ehe ich Dirs schickte. Ueber ein Drittheil ist auf diese Art verschwunden. Ich fürchte, daß eher Mittelglieder noch nöthig sein dürften, und da würde das Gedicht also noch länger – und die Länge ists, was ich am meisten fürchte. Die Anfangsstrophe gefiel mir – auch als Anfangsstrophe – sie führt rasch in die Materie, und verräth doch auch nicht gleich das ganze Geheimniß. Ich komme so gleichsam durch eine Seitenthüre in die Peterskirche. Aber das Schwere bei diesem Anfang ist immer die Brücke zu dem Uebrigen. Indessen behalt' ich das Gedicht noch 2 bis 3 Wochen. Die Wahrheit geht verzehrend über Sternen, kann man dichterisch sagen, weil man sie mit dem Sonnenlicht zu vergleichen gewohnt ist; vorzüglich aber im ganz prosaisch wahren Sinne, weil die nackte Wahrheit uns zu Narren machen würde, da unsere

Vernunft nicht darauf calculirt ist. Ewiger Raum kann der Dichter insofern sagen, weil man die Ewigkeit braucht, um die Unendlichkeit zu durchlaufen, gerade sowie man sagen kann, ein viertelstündiger Weg, weil man soviel Zeit braucht, um ihn zu durchgehen. Um dem Worte kindisch auszuweichen: „sieht man sie kindisch u. s. f.“ will ich setzen: wird sie zum Kind, daß Kinder sie verstehen, und alsdann: wird dort als Wahrheit uns entgegengehen (weil stehen sich nicht auf verstehen reimen darf). Sonst gewinne ich bei dieser Veränderung auch noch, daß vor uns stehen in dieser Strophe nicht zweimal wiederholt wird. (Uebrigens ein Beweis, Herr Patron, daß er nicht recht wachsam gelesen hat, sonst hätte er diesen Uebelstand auch rügen müssen.) Warum soll es nicht passen, daß die Künstlerscheinung in der moralischen Welt mit dem Lenz verglichen wird? Es giebt kein wahreres Bild. Kunst ist nicht die Bestimmung des Menschen, sondern die Blüthe einer höheren Frucht. Zergliedere diese Vergleichung, Du wirst sie immer wahrer finden. Statt stolzen Bogen u. s. w. (wo Du sehr recht hast), will ich ein weniger übertriebenes Bild zu wählen suchen.

Eben schreibt mir Bertuch, daß es mit Mauken in Jena wegen der Memoires berichtet ist. Vier Bände des Jahrs, jeder ein Alphabet, der Bogen ein Carolin. Davon kann ich leben, und Dir noch ganz charmant den vierten Theil an den Werken cediren. Mit Johannis soll der Druck angefangen werden. Deine Gibbonsche Uebersetzung schicke nur bald. Es ist mir sehr lieb, daß sie aus dem noch nicht Uebersetzten ist.

Stelle Dir vor, daß mir der Geisterseher anfängt lieb zu werden, und jetzt, da ich ihn hineilen muß. Das rettet ihn zwar von gänzlicher Leerheit; mir aber muß es immer so ergehen, daß meine Neigung und die Umstände mit einander im Widerspruch stehen. Ich habe diese Tage ein philosophisches Gespräch darin angefangen, das Gehalt hat. Ich mußte den Prinzen durch Freigeisterei führen.

Lebe wohl. Schreib mir bald wieder. Ich lebe jetzt fast nur von meinen Arbeiten, meinen Hoffnungen und Dir. – Grüße mir die Weiber recht herzlich.

Schiller.

**An Gottfried Körner.**

**Weimar, 2. Februar [Montag] 1789.**

Daß Du jetzt schrecklich fleißig arbeiten muß, sehe ich aus Deiner Correspondenz. Das ist schon der vierte Posttag, daß ich auf den versprochenen ausführlichen Brief warte, und wenn auch der, sowie die vorigen, leer vorübergeht, so werde ich Deine Schriftstellerei mit meinem Fluche belegen. Heut aber, hoffe ich, wirst Du mich nicht getäuscht haben; doch erwarten kann ich Deinen Brief nicht, weil ich ihn oft später erhalte, als die Post wieder abgeht.

Die Künstler habe ich seit gestern und vorgestern wieder vor; und was sie heute nicht werden, werden sie nie. Es ist keine undankbarere Arbeit, als Gedichte in Ordnung zu bringen; ein unerhörter Zeitaufwand, und noch dazu ein verlorener: denn meistens kommt man dahin zurück, wovon man anfangs ausging. Die erste Stimmung, worin es wurde, ist einmal vorbei. Ich habe den Anfang ganz weggestrichen; für die Verse ists allerdings schade; vielleicht passen sie einmal für ein anderes Ganze; das Gedicht hat jetzt eine größere Simplicität, und an Kürze hat es auch gewonnen. Wie ich die Verse von der Wiederherstellung der schönen Wissenschaften anders ordnen soll, weiß ich nicht; denn ich darf doch den zweiten Lenz nicht vor dem ersten bringen, und von dem ersten handelt doch alles vorhergehende. Ganz verlieren möchte ich diese Verse auch nicht, und um so weniger, da sie offenbar zu dem Ganzen gehören.

Ich gebe die Künstler Wieland, dem ich sonst auf der Welt nichts zu geben habe; ich habe auch noch den eigennützigigen Grund, daß sie im Mercur weniger verloren gehen, als in der Thalia, die kaum die Hälfte Leser hat und ohnehin aufhört. Zugleich muß ich auch darauf denken, dem Merkur nothwendig zu bleiben.

Ich war gestern nach dreiviertel Jahren zum erstenmal wieder in der Komödie. Es war eine Oper. Bei dieser Gelegenheit wars mir interessant zu bemerken, daß die Unnatur ganz besonders auf mich wirkte, ungefähr wie auf einen, der aus der Provinz zum erstenmal in die Stadt kommt. Durch die Gewohnheit verliert man diesen Sinn; die Bemerkungen, die ich gestern anstellte, erinnere ich mich nie gemacht zu haben. Jetzt quält es mich schon fast den ganzen Winter, daß ich mich nicht an das Schauspiel machen kann, das ich in Rudolstadt ausheckte. Es würde mich glücklich machen – und das,

was mich jetzt beschäftigen soll, vielleicht Jahre lang beschäftigen muß, ist von dem Lichtpunkte meiner Fähigkeiten und Neigungen so himmelweit entlegen. Daß ich über dieses Hinderniß siegen werde, glaube ich wohl, aber ob mir auch wohl dabei seyn wird, ist eine andere Frage. Das ist indessen richtig, daß diese Diverison, besonders wenn sie einige Jahre dauert, einen sehr merklichen Einfluß auf meine erste dramatische Arbeit haben wird, und wie ich doch immer hoffe, einen glücklichen. Als ich während meines akademischen Lebens plötzlich eine Pause in meiner Poeterei machte und zwei Jahre lang mich ausschließend der Medicin widmete, so war mein erstes Product nach diesem Intervall doch gleich die Räuber. Was ich auch auf meine einmal vorhandene Anlage und Fertigkeit Fremdes und Neues pflropfen mag, so wird sie immer ihre Rechte behaupten; in anderen Sachen werde ich nur in soweit glücklich seyn, als sie mit jener Anlage in Verbindung stehen; und alles wird mich am Ende wieder darauf zurückführen. In acht Jahren wollen wir einander wieder daran erinnern.

Dieser Tage ist Moritz wieder von hier abgegangen. Du hast mir nicht geschrieben, ob Du seine Broschüre gelesen hast, und was Du davon hältst. Sie schlägt in Dein Lieblingsfach so nahe ein, und würde Dich gewiß nicht gleichgültig lassen. Moritz ist ein tiefer Denker, der seine Materie scharf anfaßt und tief heraufholt. Seine Aesthetik und Moral sind ganz aus einem Faden gesponnen; seine ganze Existenz ruht auf seinen Schönheitsgefühlen. Die Abgötterei, die er mit Goethe treibt und die sich soweit erstreckt, daß er seine mittelmäßigen Producte zu Kanons macht und auf Unkosten aller anderen Geisteswerke herausstreicht, hat mich von seinem näheren Umgange zurückgehalten. Sonst ist er ein sehr edler Mensch, und sehr drollig-interessant im Umgange.

Oefters um Goethe zu seyn, würde mich unglücklich machen: er hat auch gegen seine nächsten Freunde kein Moment der Ergießung, er ist an nichts zu fassen; ich glaube in der That, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade. Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln, und durch kleine sowohl als große Attentionen sich verbindlich zu machen; aber sich selbst weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohlthätig kund, aber nur wie ein

Gott, ohne sich selbst zu geben – dies scheint mir eine consequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchsten Genuß der Eigenliebe calculirt ist. Ein solches Wesen sollten die Menschen nicht um sich herum aufkommen lassen. Mir ist er dadurch verhaßt, ob ich gleich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke. Ich betrachte ihn wie eine stolze Prüde, der man ein Kind machen muß, um sie vor der Welt zu demüthigen. Eine ganz sonderbare Mischung von Haß und Liebe ist es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht ganz unähnlich ist, die Brutus und Cassius gegen Caesar gehabt haben müssen; ich könnte seinen Geist umbringen und ihn wieder von Herzen lieben. Goethe hat auch viel Einfluß darauf, daß ich mein Gedicht gern recht vollendet wünsche. An seinem Urtheil liegt mir überaus viel. Die Götter Griechenlands hat er sehr günstig beurtheilt; nur zu lang hat er sie gefunden, worin er auch nicht unrecht haben mag. Sein Kopf ist reif, und sein Urtheil über mich wenigstens eher gegen mich als für mich parteiisch. Weil mir nun überhaupt nur daran liegt, Wahres von mir zu hören, so ist dies gerade der Mensch unter allen die ich kenne, der mir diesen Dienst thun kann. Ich will ihn auch mit Lauschern umgeben, denn ich selbst werde ihn nie über mich befragen.

Lebe wohl. Unser Herzog ist gestern nach Berlin, wo er vier Wochen bleiben wird; vor seiner Zurückkunft wird meine Sache wohl nicht zum völligen Schluß kommen.

Besucht Ihr die Redouten auch fleißig? Ich war vorgestern zum erstenmale dieses Jahr darauf, um doch unter Menschen zu gehen. Hier sind die Redouten zuweilen recht brillant, und weit mehr als die Dresdner. Man lebt auch vergnügter darauf und anständiger. Grüße mir Minna und Dora.

Schiller.

## **An Gottfried Körner.**

**Weimar d. 9. Februar [Montag] 89.**

Ich bin doch gar sehr begierig, was Du nun zu den Künstlern sagen wirst, wenn Du sie wieder zu Gesichte bekommst. Der ganz veränderte Anfang gibt dem Gedichte, gegen seine vorige Gestalt,

ein ganz unkenntliches Ansehen, doch sehr zu seinem Vortheil. Ich habe nun die Hauptidee des Ganzen: die Verhüllung der Wahrheit und Sittlichkeit in die Schönheit, zur herrschenden und im eigentlichen Verstande zur Einheit gemacht. Es ist eine Allegorie, die ganz hindurch geht, mit nur veränderter Ansicht; die ich dem Leser von allen Seiten ins Gesicht spielen lasse. Ich eröffne das Gedicht mit einer 12 Verse langen Vorstellung des Menschen in seiner jetzigen Vollkommenheit; dieß gab mir Gelegenheit zu einer guten Schilderung dieses Jahrhunderts von seiner bessern Seite. – Von da mache ich den Uebergang zu der Kunst, die seine Wiege war und der Hauptgedanke des Gedichts wird flüchtig anticipirt und hingeworfen.

In den Künstlern behauptet die Einführung der Zweyten historischen Epoche, der Wiederauflebung der Künste nemlich, ihren vorigen Platz, und gewiß mit Rechte. Ich habe diese ganze Stelle aber weit besser angefangen, mehr erweitert, und durchaus verbeßert. Nun folgt aber ein ganz neues Glied, wozu mir eine Unterredung mit Wieland Anlaß gegeben hatte, und welches dem Ganzen eine schöne Rundung gibt. Wieland nemlich empfand es sehr unhold, daß die Kunst nach dieser bisherigen Vorstellung doch nur die Dienerinn einer höhern Kultur sey, daß der Herbst immer weiter gerückt sey, als der Lenz, und er ist sehr weit von dieser Demuth entfernt. Alles was wissenschaftliche Kultur in sich begreift, stellt er tief unter die Kunst, und behauptet vielmehr, daß Jene Dieser diene. Wenn ein Wissenschaftliches Ganze über ein Ganzes der Kunst sich erhebe, so sey es nur in dem Falle, wenn es selbst ein Kunstwerk werde. Es ist sehr vieles an dieser Vorstellung wahr, und für mein Gedicht vollends wahr genug. Zugleich schien diese Idee schon in meinem Gedichte unentwickelt zu liegen, und nur der Heraushebung noch zu bedürfen. Dieses ist nun geschehen. Nachdem also der Gedanke philosophisch und historisch ausgeführt ist, daß die Kunst die wissenschaftliche und sittliche Kultur vorbereitet habe, so wird nun gesagt: daß diese letztere noch nicht das Ziel selbst sey, sondern nur eine zweyte Stufe zu demselben, obgleich der Forscher und Denker sich vorschnell schon in den Besitz der Krone gesetzt und dem Künstler den Platz unter sich angewiesen. Dann erst sey die

Vollendung des Menschen da, wenn sich wissenschaftliche und sittliche Kultur wieder in die Schönheit auflöse.

Der Schätze, die des Denkers Fleiß gehäuffet, wird er im Arm der Schönheit erst sich freun, wenn seine Wissenschaft der Dichtung zugereifet, zum Kunstwerk wird geadelt seyn.

Diese Vorstellung führe ich nun auch auf meine Allegorie zurücke, und lasse die Kunst an diesem Ziele sich dem Menschen in verklärter Gestalt zu erkennen zu geben. Das Ende von: Der Menschheit Würde u. s. f. an ist ganz geblieben, wie es war.

Aber ich will Dich diese Entdeckungen in dem Gedichte selbst machen lassen. Auch einige Deiner Anmerkungen habe ich benutzt, wie Du zu Deiner Befriedigung finden wirst. Das Gedicht ist weit größer geworden; aber ich glaube mit Dir, daß es dadurch doch an Kürze gewonnen hat. Es sind auch sonst noch – und an Orten, wo Du es gar nicht vermuthen magst – ganze oder halbe Strophen hinein gekommen, die meine Hauptidee sehr glücklich ausbilden, und unter die vorzüglichsten in der Ausführung gehören.

Ich gratulire Dir zu Deiner neuen Eroberung in dem Preußischen Gesandten. Sie ist Dir in Deiner GeistesWüste sehr zu gönnen; ich wünschte diese Bekanntschaft mit Dir zu theilen. Mache ihn nur bald wieder gesund.

Deine Uebersetzung von Gibbon erwarte ich mit Schmerzen; gern sähe ich sie in dem nächsten Merkurstück, daß wir doch in diesem Hefte Nachbarn würden. Auch die frühere Erscheinung dieses Stücks wird davon abhängen, daß Du diesen Beytrag einsendest. Meine Niederl. Geschichte soll in dem Göttinger Journal oder Zeitung sehr vortheilhaft recensiert seyn. In meinem nächsten Briefe erzähle ich Dir eine Unterredung, die ich mit Wieland über die Künstler gehabt habe, und die uns einen interessanten Stoff geben wird, uns unsere Gedanken zu communicieren. Er läßt mir eben sagen, daß er heute zu mir kommen wolle; da wird denn noch weiter davon gesprochen. Lebe wohl. Grüße Minna und Dorchen.

Dein

Schiller.

**An Gottfried Körner.**

**Weimar 25. Februar [Mittwoch] 1789.**

Diesmal hast Du Dich ja außerordentlich angegriffen: drei Briefe in zweien und Manuscript. Ich weiß gar nicht, was ich Dir schönes genug sagen soll. Das letzte werde ich erst noch lesen; also zu den Briefen.

Ueber die Materie der Kunst, die wir zufällig aufgejagt haben, könnten wir eine herrliche Correspondenz unterhalten, noch besser aber sprechen; denn, ich weiß nicht, diese Ideen entwickeln sich ganz anders im Gespräche. Es ärgert mich, daß ich nicht gleich auf frischer That hingeworfen habe, was zwischen mir und Wieland darüber verhandelt worden ist; jetzt erinnere ich mich des Zusammenhangs nicht mehr. Wie er weg war, hatte ich etwas anderes zu thun, als Briefe zu schreiben; er ließ mir die Künstler da, um einige Veränderungen, worüber wir übereingekommen waren, darin anzubringen; dieses und das vorhergegangene Gespräch hieß mich das Gedicht noch einmal ansehen – und hier wurde ich glücklicherweise einiger Schiefheiten und Halbwahrheiten gewahr, die dem besseren Gesichtspunkte, woraus das Ganze betrachtet seyn will, erstaunlichen Abbruch thaten. Ich warf es fast ganz durcheinander, und wirst Du Dich über das jüngste Gericht wundern, das darüber gehalten worden ist. Eine ganze Kette neuer Strophen, die zum Inhalt haben, das zu beweisen, was in der vorigen Edition ganz beweislos hingeworfen war, ist nunmehr eingeschaltet. Ich habe über den Ursprung und Fortgang der Kunst selbst einige Ideen hasardirt, und habe alsdann die Art, wie sich aus der Kunst die übrige wissenschaftliche und sittliche Bildung entwickelt hat, mit einigen Pinselstrichen angegeben. Das Ganze hält nun auch mehr zusammen, und dadurch, daß das, womit angefangen wird, im Laufe des Gedichts erwiesen und am Schlusse darauf, als auf das Resultat, zurückgewiesen wird, ist das Gedicht nun ein geschlossener Kreis. Es ist freilich voluminöser geworden, denn es beträgt dreimal so viel, als Du gelesen hast, und Verschiedenes, was Du gelesen hast, ist weg, so daß Du über zweihundert neue Verse finden wirst. Ich bin äußerst begierig, wie Du es nunmehr findest. Der Anfang ist ganz vortrefflich ausgefallen. Ich muß mich selbst loben. Gleich über der Schwelle strauchelte Wieland. Er wollte es nicht für ein Gedicht erkennen, sondern für philosophische Poesie, in der Art, wie Youngs

Nächte und dergl. Eine Allegorie, die nicht gehalten sei, sich alle Augenblicke entweder in eine neue Allegorie verliere, oder gar in philosophische Wahrheit übergehe, das Durcheinanderwerfen poetisch-wahrer und wörtlich-wahrer Stellen incommodire ihn. Er vermißte die Einheit der Form, die das Ganze macht. Die malerische Sprache und das luxuriöse Uebergehen von Bilde zu Bilde blende ihn, so daß er vor Licht nicht sehe und dergl. Er nennt dieses Poesie in englischem Geschmack und gesteht, daß er sie nicht liebe, ohne sie geradezu kritisch verwerfen zu können. Ich glaube, daß diese Manier sich selbst schaden muß, wenn sie fehlerhaft ist, wenn man nicht weiß und faßt, was der Dichter will, wenn man von der Idee des Ganzen durch das Überladen in die Details zurückgezogen wird, so ist die Poesie natürlicherweise falsch; ist es aber immer derselbe Gedanke, den man in diesen neuen Formen wiederfindet, und schließen sie durch eine natürliche Fortschreitung aneinander, so muß, denke ich, diese Ueppigkeit in der Ausführung ein Vorzug mehr seyn. Die Hauptsache kommt nun bei einem Künstler darauf hinaus, ob der Hauptgedanke, um den ich mich bewege, den höchsten Grad der Anschaulichkeit erhalten hat. – Wieland wirft mir vor, daß ich nicht Leichtigkeit habe; er spricht mir auch ab, sie mir in dem Grade, wie er hat, zu erwerben. Goethe habe sie auch gefehlt, aber er habe sie sich erworben. Ich fühle während meiner Arbeiten nur zu sehr, daß er recht hat, aber ich fühle auch, woran der Fehler liegt; und dies läßt mich hoffen, daß ich mich sehr darin verbessern kann. Die Ideen strömen mir nicht reich genug zu, so üppig meine Arbeiten auch ausfallen, und meine Ideen sind nicht klar, ehe ich schreibe. Fülle des Geistes und des Herzens von seinem Gegenstande, eine lichte Dämmerung der Ideen, ehe man sich hinsetzt sie aufs Papier zu werfen, und leichter Humor sind nothwendige Requisiten zu dieser Eigenschaft; und wenn ich es einmal mit mir selbst dahin bringe, daß ich jene drei Erfordernisse zusammenbringe, so soll es mit der Leichtigkeit auch werden.

Das lyrische Fach, das Du mir anweist, sehe ich eher für ein Exilium, als für eine eroberte Provinz an. Es ist das kleinlichste und undankbarste unter allen. Zuweilen ein Gedicht lasse ich mir gefallen; wiewohl mich die Zeit und Mühe, die mir die Künstler gekostet haben, auf viele Jahre davon abschrecken. Mit dem

Dramatischen will ich es noch auf mehrere Versuche ankommen lassen. Aber mit Goethe messe ich mich nicht, wenn er seine ganze Kraft anwenden will. Er hat weit mehr Genie als ich, und dabei weit mehr Reichthum an Kenntnissen, eine sichrere Sinnlichkeit, und zu allem diesem einen durch Kunstkenntniß aller Art geläuterten und verfeinerten Kunstsinn; was mir in einem Grade, der ganz und gar bis zur Unwissenheit geht, mangelt. Hätte ich nicht einige andere Talente, und hätte ich nicht soviel Feinheit gehabt, diese Talente und Fertigkeiten in das Gebiet des Dramas herüberzuziehen, so würde ich in diesem Fache gar nicht neben ihm sichtbar geworden seyn. Aber ich habe mir eigentlich ein eigenes Drama nach meinem Talente gebildet, welches mir eine gewisse Excellence darin giebt, eben weil es mein eigen ist. Will ich in das natürliche Drama einlenken, so fühl ich die Superiorität, die er und viele andere Dichter aus der vorigen Zeit über mich haben, sehr lebhaft. Deswegen lasse ich mich aber nicht abschrecken; denn eben, je mehr ich empfinde, wie viele und welche Talente oder Erfordernisse mir fehlen, so überzeuge ich mich desto lebhafter von der Realität und Stärke desjenigen Talents, welches, jenes Mangels ungeachtet, mich soweit gebracht hat, als ich schon bin. Denn ohne ein großes Talent von der einen Seite hätte ich einen so großen Mangel von der anderen nicht so weit bedecken können als geschehen ist, und es überhaupt nicht so weit bringen können, um auf Köpfe zu wirken. Wieland selbst hat mir mehr als einmal eingestanden, daß ich ihm in verschiedenen Stücken überlegen sei. Mit dieser Kraft muß ich doch etwas machen können, das mich so weit führt, ein Kunstwerk von mir neben eins von den seinigen zu stellen.

Was Du mir von künftigen Revisionen meiner jetzigen Stücke sagst, mag wohl wahr seyn. Sie jetzt vorzunehmen, würde mir ebensowenig angenehm seyn, als es mir wenig gelingen würde. Mein nächstes Stück, das schwerlich in den folgenden zwei Jahren erscheinen dürfte, muß meinen dramatischen Beruf entscheiden. Ich traue mir im Drama dennoch am allermeisten zu, und ich weiß, worauf sich diese Zuversicht gründet. Bis jetzt haben mich die Plane, die mich ein blinder Zufall wählen ließ, aufs Aeüßerste embarrassirt, weil die Composition zu weitläufig und zu kühn war. Laß mich einmal einen simplen Plan behandeln und darüber brüten. Einen solchen

habe ich in petto, und damit werde ich auch debutiren. Der Menschenfeind ist mir zu verwickelt und zu schwer, als daß ich die neue Manier daran zuerst versuchen könnte; aber vielleicht gründet der Menschenfeind einmal meinen ganzen Credit.

Die Vorstellung des Carlos mag Euch doch interessirt haben. Nur bin ich von uns fünf der einzige, der ihn nicht spielen gesehen hat, und auch sobald nicht spielen sehen wird. Desto besser! Wenn ich ihn in drei oder vier Jahren zum erstenmale sehe, so wird diese Vorstellung gewiß von wichtigen Folgen für ihn seyn.

Deine Uebersetzung kommt für den März des Mercur zu spät. Ich kann sie also, wenn Du bei Wieland mit einem Originalaufsatze debutiren willst, so lange bei mir liegen lassen, weil sie bei ihm auch zwei bis drei Wochen müßig liegen würde.

Mein Contract mit Mauke in Jena wegen der Memoires ist schriftlich aufgesetzt, und durch Bertuchs Verhandlung sehr vortheilhaft für mich. Macht er eine zweite Auflage von dem Werke, so bekomme ich von dem Bogen zwei Thaler; und wenn ich das Werk aufs Neue durchsehe, daß er verbesserte Auflage auf den Titel setzen kann, so erhalte ich das ganze Honorar von einem Carolin dafür. Bei Ablieferung des ganzen Manuscripts zu einem Bande ist stipulirt, daß er mir sogleich sechzehn Carolin baar und den Rest nach Vollendung des Drucks bezahlt.

Meine niederländische Geschichte ist in der allgemeinen Literaturzeitung sehr vortheilhaft recensirt. Ich will Dirs beilegen, weil ich just eine Dublette habe. Diese Recension ist wirklich unter den jetzigen Umständen nicht unbedeutend für mich.

Lebe wohl, und schreibe mir bald wieder so freigebig. Du hast mir eine große Freude gemacht. Grüße an Minna und Dora; das Bonmot der Minna über den Himmelstrich ist gar gut. Charlotte empfiehlt sich Euch. Ich sehe sie zwar selten, aber doch am meisten von allen hiesigen Menschen. Sie wird Dir nächstens einmal wieder schreiben. Die andere Minna grüße freundlich von mir. Ich danke ihr für ihr gutes Andenken.

Adieu.

S.

**An Gottfried Körner.**

**Weimar, 5. März [Donnerstag] 1789.**

Göschen hat Ordre von mir bekommen, Dir mit erster Post die Thalia zuzuschicken, die nun fertig ist. Mit väterlicher Freude wirst Du Dein wohlgezogenes Kind darin erblicken, das mir beim wiederholten Lesen immer mehr gefällt und ohne alle Complimente, im ganzen Ernst, diesem Hefte sehr bei den Kennern aufhelfen wird. Wielands Urtheile haben nicht sehr viel zu sagen, aber als ein Künstler ist er über die Kunstschriften immer ein kompetenter Richter. Er ist äußerst erbaut von Deinem Aufsätze, und erklärte mir gleich, wie wir uns wiedersahen, daß Du sein Mann seiest. Die philosophische Ansicht der Sache, den männlichen gesetzten Ton und die angenehme Sprache kann er nicht genug loben. Ich werde noch mehrere Urtheile darüber hören, nicht um den Werth Deines Aufsatzes damit zu beweisen, sondern um es Dir immer klarer zu machen, daß Deine eigene Ansicht der Dinge diejenige Allgemeinheit nicht ausschließt, die sie dem Publicum zu genießen giebt, und daß Du also Beruf und Fug hast, Schriftsteller zu werden.

Deine Uebersetzung des Gibbon hat mir eine vorläufige Idee von diesem Schriftsteller gegeben. Er hat einen Blick des Genies, mit dem er die Facta auffaßt, daß sie sich unter ihm verneuen. Er stellt sie mit Beurtheilung dar, und erzählt sie geistvoll und kräftig; aber ich stimme Dir bey, daß sein Styl nicht vollkommen ist, daß man ihm eine Künstlichkeit anmerkt, ein Bestreben, eigen, conics und geistreich zu schreiben, das ihn öfters hart und dunkel macht. Im Erzählen lob ich mir doch immer die Franzosen; oder ist es bloß ihre Sprache, die ihnen vor anderen erlaubt, sich mit Leichtigkeit und Anmuth darin zu bewegen?

Glaubst Du nicht, daß ich in meinem historischen Styl in Gibbons Fehler zu fallen in Gefahr sei? Ich möchte mich in der That auf seiner blinden Seite nicht gern mit ihm berühren.

Die Künstler werde ich Dir über acht Tage schicken können; gedruckt sind sie, und der Mercur wird diese Woche fertig. Ich erwarte nun eine fernere Weisung von Dir: ob ich Wieland Deine Uebersetzung sogleich zustellen soll, um das Aprilstück des Mercur damit anzufangen, oder ob Du mit etwas anderem bei ihm anfangen willst. Doch hielt ich dafür (da einige Monatsstücke mit der Gibbonschen

Uebersetzung angefüllt werden), doch nicht zu lange damit zu warten, weil sonst andere darauf speculiren möchten.

Nächstens mehr. Grüße Minna und Dorchchen. Lebe wohl.

Schiller.

Suche Dir eine Histoire secrète vom berliner Hofe zu verschaffen, die erst kürzlich heraus ist. Sie wird Dich sehr amüsiren und aufklären. Es ist eine Sammlung von Briefen, die Mirabeau, als französischer Emissair in Berlin, an den pariser Hof geschrieben und die man widergesetzlich publicirt hat.

## **An Gottfried Körner.**

**Weimar, 10. März [Dienstag] 1789.**

Ich komme eben von einer Geisteswanderung zurück; ein Schnupfen hinderte mich am Schreiben, da habe ich meiner Phantasie einmal den Zügel schießen lassen. Deine Idee, ein episches Gedicht aus einer merkwürdigen Action Friedrichs des Zweiten zu machen, fängt an sich bei mir zu verklären und füllt manche heitere Stunden bei mir aus. Ich glaube, daß es noch dahin kommen wird, sie zu realisiren; an den eigenthümlichen Talenten zum epischen Gedichte, glaub ich nicht, daß es mir fehlt. Ein tiefes Studium unserer Zeit (denn daß dies eigentlich der Punkt ist, um den sich alles darin drehen muß, wirst Du mit mir überzeugt seyn) und ein ebenso tiefes Studium Homers werden mich dazu geschickt machen.

Ein episches Gedicht im achtzehnten Jahrhundert muß ein ganz anderes Ding seyn, als eins in der Kindheit der Welt; und eben das ists, was mich an dieser Idee so anzieht – unsere Sitten, der feinste Duft unserer Philosophie, unsere Verfassungen, Häuslichkeit, Künste, kurz alles muß auf eine ungezwungene Art darin niedergelegt werden, und in einer schönen harmonischen Einheit leben, sowie in der Iliade alle Zweige der griechischen Cultur u. s. f. anschaulich leben. Du wirst mich verstehen. Ich bin auch gar nicht abgeneigt, mir eine Maschinerie dazu zu erfinden. Denn ich möchte und muß auch alle Forderungen, die man an den epischen Dichter von Seiten der Form macht, haarscharf erfüllen. Man ist einmal so eigensinnig (und vielleicht hat man nicht Unrecht), einem Kunstwerk Classicität abzusprechen, wenn seine Gattung nicht aufs

Bestimmteste entschieden ist. Diese Maschinerie aber, die bei einem so modernen Stoffe in einem so prosaischen Zeitalter die größte Schwierigkeit zu haben scheint, kann das Interesse in einem hohen Grade erhöhen, wenn sie eben diesem modernen Geiste angepaßt wird. Es rollen allerlei Ideen darüber in meinem Kopfe trüb durcheinander, aber es wird sich noch etwas Helles daraus bilden. Aber welches Metrum ich dazu wählen würde, ganz entschieden wählen würde, erräthst Du wohl schwerlich? Kein anderes als ottave rime. Alle anderen, das jambische ausgenommen, sind mir in den Tod zuwider; und wie angenehm müßte der Ernst, das Erhabene in so leichten Fesseln spielen! Wie sehr der epische Gehalt durch die weiche, sanfte Form schöner Reime gewinnen! Singen muß man es können, wie die griechischen Bauern die Iliade, wie die Gondolieri in Venedig die Stanzas aus dem befreiten Jerusalem. Ich traue mir zu, schöne Verse zu machen, und einige Strophen in den Künstlern werden Dir keinen Zweifel darüber lassen. Auch über die Epoche aus seinem Leben, die ich wählen würde, habe ich nachgedacht. Ich hätte gern eine unglückliche Situation, welche seinen Geist unendlich poetischer entwickeln läßt. Die Schlacht bei Kollin und der vorhergehende Sieg bei Prag z. B., oder die traurige Constellation vor dem Tode der Kaiserin Elisabeth, die sich dann so glücklich und so romantisch durch ihren Tod lös't. Die Haupthandlung müßte wo möglich sehr einfach und wenig verwickelt seyn, daß das Ganze immer leicht zu übersehen bliebe, wenn auch die Episoden noch so reichhaltig wären. Ich würde darum immer sein ganzes Leben und sein Jahrhundert darin anschauen lassen; es giebt hier kein besseres Muster als die Iliade. Homer z. B. macht eine charakteristische Enumeration der alliirten Griechen und der trojanischen Bundesvölker. Wie interessant müßte es seyn, die europäischen Hauptnationen, ihr Nationalgepräge, ihre Verfassungen, und in sechs bis acht Versen ihre Geschichte anschauend darzustellen! Welches Interesse für die jetzige Zeit! Statistik, Handel, Landescultur, Religion, Gesetzgebung: alles dies könnte oft mit drei Worten lebendig dargestellt werden. Der deutsche Reichstag, das Parlament in England, das Conclave in Rom u. s. w. Ein schönes Denkmal würde auch Voltaire darin erhalten. Was es mir auch kosten möchte, ich

würde den freien Denker vorzüglich darin in Glorie stellen, und das ganze Gedicht müßte dieses Gepräge tragen.

Laß uns manchmal über diese Fridericiade miteinander plaudern.

Diese Woche werde ich ohne Zweifel meine Vocation nach Jena förmlich erhalten. Die Rescripte sind alle dort, und gestern habe ich schon die Anzeige meiner Vorlesungen für diesen Sommer hinschicken müssen. Ich habe hierin noch eine recht erträgliche Auskunft zu treffen gewußt. Weil ich gern diesen Sommer so wenig als möglich überhäuft werden wollte, und doch eilen mußte, mich in den Besitz der Universalhistorie zu setzen (die als eine res derelicta sonst von meinem Collegem Heinrich hätte können weggefangen werden), so habe ich eine Introduction in die Weltgeschichte als publicum angeschlagen, und bloß zur Form noch meine niederländische Rebellion als privatum, das ich aber nicht zu halten gedenke. Man hat mir gesagt, daß ich dieses dann machen könne, wie ich wolle. Ich dürfe nur sagen, daß ich noch keine hinlängliche Anzahl beisammen habe, oder dgl. Mit dem October aber drehe ich es um, mache die letztere zum publicum und die Weltgeschichte zum privatum; wobei ich gewinne, daß von denjenigen, die sie im Sommer als publicum zu hören anfangen, weil sie ihnen nichts kostete, vielleicht mehrere fortfahren sie zu hören, wenn mein Vortrag sie angelockt hat. Eben schreibt mir Schütz, daß es besser gethan seyn würde, dieses privatum über die niederländische Revolution für diesen Sommer nicht anzuschlagen, weil es ganz unmöglich sei, zu einer so particulären Vorlesung eine gehörige Anzahl zusammenzubringen, und weil er nicht wünschte, daß mein erstes privatum ins Stocken gerieth. Es würde mirs niemand verdenken, wenn ich nur das publicum läse, und erst mit dem Herbst eigentlich anfinge. Von Tentamen oder Disputation ist gar nicht die Rede, da ich als Professor vocirt werde. Ein Logis haben mir auch Schützes ausfindig gemacht, das sehr gut seyn soll, Meubles und Lehrsaal dazu um vierzig Thaler. Sobald ich beim Herzog mich gemeldet und meine Vocation empfangen habe, werde ich auf einen Tag nach Jena gehen und das Nothwendige arrangieren.

12. März [Donnerstag].

Ich vergaß Dir neulich noch einige Anfragen in Deinem Briefe zu beantworten. Wegen der Memoires weiß ich Dir nichts Genaueres zu bestimmen, als daß ich die englischen Memoires vom Mittelalter gern von Dir bearbeitet wünschte. Für die französischen habe ich schon gesorgt. Da ich von den englischen wenig weiß, so kann ich Dir auch nicht bestimmen, welche Du bearbeiten sollst. Ich vermüthe, daß man vor dem eilften Jahrhundert wenige antrifft. Die Collection der französischen Memoires, die jetzt periodisch in Paris herauskommt, und von der ich Dir neulich schrieb, fängt mit Joinville (unter Ludwig dem Heiligen) an. Ich werde aber die Memoires des Komnenus, die noch früher sind, vorangehen lassen. Du siehst ein, daß es am besten gethan seyn würde, wenn wir eine synchronistische Ordnung beobachten könnten. Fändest also Du im Englischen so frühe Memoires, so ist es desto besser. Zwei Bände sind den französischen gewidmet, einer den englischen und der vierte wechselsweise den deutschen, italienischen und spanischen u. s. f., wo es deren giebt. In Ansehung der Art sie zu bearbeiten muß Du über folgende Hauptpunkte mit mir übereinkommen:

- 1) Alles herauszuwerfen, was in der Geschichte nichts aufklärt, was bloßes Geschwätz, oder pedantische Mikrologie oder dergl. ist, und dadurch die Memoires auf den kleinstmöglichen Auszug zu reduciren, wo möglich auf die Hälfte oder auch noch weniger.
- 2) Charakteristische Kleinigkeiten vorzugsweise zu erhalten und allgemein bekannte Thatsachen so kurz als möglich zu berühren.
- 3) Der Verständlichkeit des Textes mit historisch-kritischen Anmerkungen nachzuhelfen.
- 4) Mit Freiheit zu übersetzen, daß die wörtliche Treue der Gefälligkeit des Styls nachgesetzt wird.

Ich lege meinen Contract mit Mauke bei, woraus Du das Uebrige ersehen kannst. Aus beigelegtem Zeitungsblatte kannst du den Werth der französischen Sammlung näher ersehen; und überhaupt wirst Du finden, daß die Entreprise viel Solides hat, und daß diese gleichzeitige Erscheinung eines ähnlichen Werkes in Frankreich dem unsrigen zu einer Stütze und Empfehlung dient. Ich überlasse Dir nun die Wahl der englischen Memoires, wie auch ihre Anschaffung ganz und werde mich nicht mehr darum bekümmern. Mache nun Deine Eintheilung und fange bei so frühen Zeiten an, als sich

Memoires in England finden. Ueber den Begriff, was ich für Memoires gelten lasse, müssen wir uns aber auch noch verständigen. In diesen Begriff gehört erstlich, daß der Schriftsteller gesehen haben muß, wovon er schreibt; zweitens, er beschreibt entweder eine einzelne merkwürdige Begebenheit, an der mehrere Personen theilnahmen oder er schreibt das Leben einer einzelnen merkwürdigen Person, die viele Begebenheiten erlebte: also weder Chronik noch Geschichte; drittens, der liefert particuläre Aufschlüsse zu bekannten Begebenheiten. Ueberlege nun die Sache, und schreibe mir dann, wie Du Dich eintheilen willst.

Von der Thalia erscheint noch vor Ostern das 7. und 8. Heft; dieses wahrscheinlich als das letzte. Zu beiden liegt schon Manuscript in Leipzig. Nur das, was vom Geisterseher darein kommt, ist noch nicht ganz fertig. Du hast mir gar nicht geantwortet, ob Du auf den T. Mercur abonniren willst, wie ich Dir einmal vorschlug; das Abonniren wird Dich nun nichts mehr kosten, wenn Du ein ordentlicher Mitarbeiter wirst; aber ehe Du dieses bist, so kannst Du ihn noch nicht wohl geschenkt verlangen. Ich habe Dich deßwegen als Abonnenten angegeben, damit Dir jedes Heft gleich ausgeliefert werden kann. Wenn der Termin zur Bezahlung kommt, wirst Du mit Wieland lange einig seyn, daß Du ihn nicht bezahlst. Willst Du aber nicht, oder hättest Du schon abonnirt, so lasse ich diesen Jahrgang mir anschreiben und verschenke das Exemplar. Antworte mir darüber. Grüße mir M. und D. Schiller.

## **An Gottfried Körner.**

**Weimar d. 26. Merz [Donnerstag] 89.**

Ich war diese und die vorige Woche in Jena, um für ein Logis zu sorgen, das ich auch so ziemlich nach meinen Wünschen gefunden habe. Die Dienstfertigkeit einiger dortiger Menschen erleichtert mir meinen ersten Eintritt auf alle Art, so dass ich das Beschwerliche und Weitläufige, das sonst damit verbunden zu seyn pflegt, kaum fühle. Von den Anstalten zur Geselligkeit in Jena habe ich auch eine Probe gesehen. Es ist dort von halbem Jahr zu halbem Jahr ein Clubb unter den Professooren veranstaltet, wozu auch eine Auswahl von Studenten gezogen wird. Zuweilen werden Concerte oder auch Bälle

gegeben. Wie ich da war mögen doch gegen 100 Menschen darauf gewesen seyn, und für eine solche Anzahl, die zur Hälfte aus Studenten bestand, ging es ziemlich bescheiden und ruhig zu. Man bezahlt halbjährlich 8 Thaler, wofür man 25mal zu Abend ißt, versteht sich, daß man für den Wein besonders zu sorgen hat. Ich habe auch abonniert, ohne mir übrigens viel Vergnügen zu versprechen. Es ist eine Ersparniß von Zeit, weil man hier viele Sachen abthun kann, die man sonst zu Hause auf dem Hals hätte. Es sind jetzt verschiedene junge Männer in Jena angestellt, die sich vielleicht doch in einen vernünftigen Zirkel zusammen thun und einander etwas seyn werden. Ein junger, geschickter Landsmann von mir, M. Paulus, wird Professor der orientalischen Sprachen; so ist auch ein junger Dr. Batsch, der in der Naturgeschichte stark seyn soll, und sehr gelobt wird, einer näheren Bekanntschaft werth. Diese machen mit Reinhold, Hufeland, Schütz und mir schon einen artigen Zirkel aus, zu dem sich vielleicht noch einige andere qualifizieren. Für feineren Umgang, wozu Weiber concurrieren könnten, ist schlechterdings nichts zu hoffen. Das Gießbachische Haus ist hier eins der ausgesuchtesten, aber von dieser Seite ist es ganz und gar nichts. Bei Reinholds verspreche ich mir noch eher einige angenehme Stunden. Im Ganzen aber, seh ich schon, muss ich mich auf meinen Fleiß, auf die schöne Gegend und auf unsre Briefe einschränken.

Ein Auditorium ist nicht bey meinem Logis, aber ich habe mich auch darnach wenig umgethan, weil es die Kosten nur vermehrt hätte, und weil mir das Döderleinische, Reinholds und vieler andrer ganz zu Gebote steht. Wahrscheinlich werde ich also mein Publicum in einem theologischen Lehrsaal eröffnen. Ein Publicum, das eine Einleitung in die Univ. Historie zum Gegenstande hat, habe ich schon in das gedruckte Verzeichniß der Vorlesungen setzen lassen. In der ersten Woche des Mays ohngefähr ziehe ich nach Jena, und in der Mitte des Mai werde ich meine Bude eröffnen.

Jezt lese ich, wie Du Dir leicht einbilden wirst, historische Schriften. Um doch einen Führer zu haben, der mich auf eine nicht gar zu ermüdende Art durch die Universalhistorie leitet habe ich mir die Universalhistorie des Millot angeschafft. Die Becksche, die ich auch habe, ist gar zu beschwerlich eingerichtet, der Noten wegen, die den

Text weit übersteigen – eine Methode, die mir äuserst zuwider ist und auch wenig Geschmack verräth. Zur Berichtigung des Franzosen ist sie mir übrigens brauchbar. Die Schröckhsche W.Geschichte erwarte ich auch noch von Leipzig; aus diesen dreyen denke ich, in Verbindung mit Robertsohn, Gibbon, Bossuet und Schmidt schon eine interessante eigene – für das erstemal – herauszugeben. Aber schon von diesem Sommer an werde ich mich mit den besten Quellen selbst bekannt machen. In Spittlers Handbuch der Kirchenhistorie, mit dem ich eben jezt beschäftigt bin, finde ich vieles, das mich reizt und auf künftige Recherchen leitet. Eigentlich sollten Kirchengeschichte, Geschichte der Philosophie, Geschichte der Kunst, der Sitten und Geschichte des Handels mit der politischen in Eins zusammengefaßt werden, und dieß erst kann Universalhistorie seyn. Mein Plan ist es, diesen Weg zu gehen und zwar so früh als möglich dazu Hand ans Werk zu legen. Was ich von Gibbon gelesen habe, so viel nemlich übersetzt ist, die 2 ersten Theile, hat mir ungemein viel gegeben, ob ich gleich gestehen muß, daß ich mir ihn nicht ganz zum Muster wählen würde. Es ist ein Werk des Genies, des Fleißes und einer ausgebreiteten Lecture, aber nicht frey von einer gewissen Jugendlichkeit, von gesuchter Künstlichkeit und zuweilen von einem falschen Geschmacke. Vieles hingegen ist mit einer wirklichen Meisterhand zusammen gestellt und vorgetragen. Die Fortsetzung erwarte ich mit Ungeduld. Wenn Du in der Messe Gelegenheit findest, so wollte ich Dich bitten, mir aus Deiner Bibliothek einige historische Schriften zu borgen, die ich vielleicht in Jena nicht finde. Doch will ich mich vorerst noch erkundigen. Deinen Rollin möchte ich gern diesen Sommer durchlesen, und einiges in Deinem sogenannten Hißmann ist für mein Publicum vielleicht auch zu brauchen, weil es einige sinnreiche Hypothesen enthält, die sich mitnehmen lassen, um hie und da eine trockene Materie aufzuheitern.

Du hast mir lange nicht geschrieben. Ein Paquet an Dich, das 3 Merkurstücke enthält, habe ich vor 14 Tagen in Jena auf die Post geben lassen, welches Du doch erhalten haben wirst. Wenn Dir der Merkur nicht anständig ist, so brauchst Du ihn meinetwegen nicht zu behalten; ich halte ihn dann für meinen Vater oder für meine Schwester, denen es Vergnügen macht, manchmal etwas von mir zu

lesen. Vielleicht kannst Du ihn in Dresden in Deiner Lesegesellschaft ohnehin erhalten.

Lebewohl. Herzliche Grüße an Minna und Dorchen. Wie sehne ich mich, euch einmal wieder von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

Dein Schiller.

P. S. Wegen des Beitischen Artikels hoffe ich Dir mit nächster Post etwas bestimmtes schreiben zu können; ein Brief, den ich in dieser Angelegenheit heute von Leipzig erwartete, ist nicht angelangt.

## **An Gottfried Körner.**

**Weimar d. 30. März [Montag] 89.**

Deinen Brief habe ich in dem Augenblick erhalten, wo der meinige abgieng. Du hast mich sehr damit erfreut. Was Du von den Künstlern urtheilst stimmt mit meiner Erwartung überein; wir müssen einander ja kennen. Ich fürchte, daß Deine Bemerkung wegen gewisser Dunkelheit im Ausdruck wahr ist, und bey einigen Lesern fand ich sie auch schon bestätigt. Wieland hat manches nicht verstanden. Diese Dunkelheit thut mir darum besonders leid, weil sie einige vorzügliche Gedanken trifft, die ich in das möglichste Licht gesetzt wünschte. Wir wollen doch diejenigen durchgehen, die Du ausgehoben hast.

1) Das Kind der Schönheit – empfangen. Ich will sagen: Jedes Kunstwerk, jedes Werk der Schönheit ist ein Ganzes, und so lange es den Künstler beschäftigt, ist es sein eigener einziger Zweck; so zum Beispiel eine einzelne Säule, eine einzelne Statue, eine poetische Beschreibung. Es ist sich allein genug. Es kann für sich bestehen, es ist vollendet in sich selbst. – Nun sage ich aber, wenn die Kunst weiter fortschreitet, so verwandelt sie diese einzelne Ganze in Theile eines neuen und Größern Ganzen d. i. ihr letzter Zweck ist nicht mehr in ihnen, sondern außer ihnen, darum sage ich sie habe ihre Krone verloren. Die Statue, die einzeln gleichsam geherrscht hat, gibt diesen Vorzug an den Tempel ab, den sie ziert; der Charakter eines Hektor an sich allein schon vollkommen, dient nur als ein subordinirtes Glied in der Iliade; die einzelne Säule dient der Symmetrie. Je reicher je vollkommener die Kunst wird, desto mehrere einzelne Ganze gibt sie uns in einem größeren Ganzen als Theile zu genießen, oder desto verwickelter und üppiger ist die

Mannichfaltigkeit in der sie uns Einheit finden läßt. Wenn ich weiter hinten sage, der Zeus des Phidias neige sich in seinem Tempel zu Olympia, so sage ich nichts anderes, als: Diese Statue, die für sich selbst ein Gegenstand der allgemeinen Bewunderung seyn würde hört auf, ihre Wirkung allein hervorzubringen sobald sie in dem Tempel steht, und gibt nur das ihrige zu dem Totaleindruck von Majestät u. s. f. der durch das Ensemble des ganzen Tempels hervorgebracht wird. Aber die eigentliche Schönheit dieser Stelle liegt in einer Anspielung auf die gebückte Stellung des olympischen Jupiters, der in diesem Tempel sitzend und so vorgestellt war, daß er das Dach hätte aufheben müssen, wenn er sich aufgerichtet hätte. Wer dieses weiß, dem wird durch meinen Ausdruck: er neigt sich, eine angenehme Nebenidee erweckt. Mir hat überhaupt diese gebückte Stellung des olymp. Jupiter immer sehr gefallen, weil sie soviel sagen kann, als hätte sich der Gott herabgelassen und nach der menschlichen Einschränkung bequemt, und alles würde unter ihm zusammenfallen, wenn er sich aufgerichtet, d. i. als Gott zeigte.

2) Die seine Gier nicht in sein Wesen reißt. Jeder sinnlichen Begierde ligt ein gewisser Drang zum Grunde, den Gegenstand dieser Begierde sich einzuverleiben, in sich hinein zu reissen, von der Lust des Gaumens an biß auf die sinnliche Liebe. Die sinnliche Begierde zerstört ihren Gegenstand, um ihn zu einem Theil des begehrenden Wesens zu machen.

3) Der Leidenschaften wilden Drang – in den Weltenlauf. Die moralischen Erscheinungen, Leidenschaften, Handlungen, Schicksale, deren Verhältnisse der Mensch im großen Laufe der Natur nicht immer verfolgen und übersehen kann, ordnet der Dichter nach künstlichen, d. i. er giebt ihnen künstlich Zusammenhang und Auflösung. Diese Handlung begleitet er mit Glückseligkeit, jene Leidenschaft läßt er zu diesen oder jenen Handlungen führen, dieses Schicksal spinnt er aus diesen Handlungen oder diesen Charakteren u. s. f. Der Mensch lernt nach und nach diese künstlichen Verhältnisse in den Lauf der Natur übertragen, und wenn er also eine einzelne Leidenschaft oder Handlung in sich oder um sich herum bemerkt, so leyht er ihr – nach einer gewissen Reminiscenz aus seinen Dichtern – dieses oder jenes Motiv, dieses oder jenes Ende – d. i. er denkt sie sich als den Theil

oder das Glied eines Ganzen; denn sein durch Kunstwerke geübtes Gefühl für Ebenmaaß leidet keine Fragmente mehr. Überall sucht er die Symmetrie, die ihn die Kunst kennen gelehrt hat. Aber

4) dieses Gesetz des Ebenmaaßes wendet er zu früh auf die wirkliche Welt an, weil viele Parthien dieses großen Gebäudes für ihn noch in Dunkel gestellt sind. Um also sein Gefühl für Ebenmaaß zu befriedigen, muß er der Natur eine künstliche Nachhilfe geben, er muß ihr gleichsam borgen. So zum Beispiel fehlte es ihm an dem nöthigen Lichte, das Leben des Menschen zu überschauen, und die schönen Verhältnisse von Moralität und Glückseligkeit darinn zu erkennen. Er fand in seiner kindischen Einbildung Disproportionen; da sich aber sein Geist einmal mit dem Ebenmaaße vertraut gemacht, so schenkt er aus dichtender Eigenmacht dem Leben ein zweytes um in diesem zweyten die Disproportionen des jetzigen aufzulösen. So entstand die Poesie von einer Unsterblichkeit. Die Unsterblichkeit ist ein Product des Gefühls für Ebenmaaß, nach dem der Mensch die moralische Welt beurtheilen wollte, ehe er diese genug überschaute.

5) Das Gleichniß: Der Schatten in des Mondes Angesichte usf. hat in meinen Augen einen ungemeinen Werth. Das Menschliche Leben, sage ich in den vorhergehenden Versen, erscheint dem Menschen als ein Bogen, d. i. als ein unvollkommener Theil eines Kreises, den er durch die Nacht des Grabes fortsetzt, um den Zirkel ganz zu machen (von Schönheit oder Kunstgefühl sich regieren lassen ist ja nichts anderes, als den Hang haben, alles ganz zu machen, alles zur Vollendung zu bringen). Nun ist aber der wachsende Mond ein solcher Bogen, und der übrige Theil der noch fehlt um den Zirkel völlig zu machen, ist unbeleuchtet. Ich stelle also zwey Jünglinge nebeneinander, davon der eine beleuchtet ist, der andere nicht, (mit umgestürztem Lichte) jenen vergleiche ich mit der beleuchteten MondesHälfte, diesen mit der schwarzen, oder was eben soviel sagt, die Alten, die den Tod bildeten, stellten ihn als einen Jüngling vor, der eben so schön ist als sein Bruder, das Leben; aber sie gaben ihm eine umgestürzte Fackel, um anzudeuten, daß man ihn nicht sehe – eben so wie wir an den ganzen Ring des Mondes glauben, ob er uns gleich nur als ein Bogen oder als ein Horn erscheint. Ich habe in dieser Stelle ein Gleichniß Ossians in Gedanken gehabt und zu

veredeln gesucht. Ossian sagt von einem der dem Tode nahe war „der Tod stand hinter ihm, wie die schwarze Hälfte des Mondes hinter seinem silbernen Horn.“ Diese ganze Strophe muß man überhaupt mit einer lebhaften Gegenwart des Hauptgedankens lesen „daß der Mensch, in dem einmal das Gefühl für Schönheit, für Wohlklang und Ebenmaaß rege und herrschend geworden ist, nicht ruhen kann, biß er alles um sich in Einheit auflößt, alle Bruchstücke ganz macht, alles mangelhafte vollendet, oder, was eben soviel sagt, biß er alle Formen um sich her den vollkommensten nähert.

Ich finde, daß es schwer ist, den Commentator über sich selbst zu machen, schriftlich wenigstens; im Gespräch würdest Du mir bald meine ganze Vorstellungsart entlockt haben. Indessen ist sie vielleicht doch in diesem wenigen enthalten.

Nun noch geschwind von Geschäften. Um den Beutischen Posten zu tilgen (welches mir von dem Gelde was mir Göschen zu zahlen hat unmöglich wäre, da mir die Professor und Magister Gebühren mit dem nothwendigsten in meiner anderen Einrichtung allein über 150 Rthlr. hinwegnehmen) bin ich auf ein Mittel gefallen, das mir sehr ausführbar scheint. Wenn ich alle meine kleinen prosaischen Aufsätze, Selbstarbeiten sowohl als Uebersetzungen, schlechte und gute, zusammen schreiben lasse, so kommt ungefähr eine Summe von 25 biß 30 Bogen heraus. Wenn ich meine Gedichte sammle, bloß mit Weglassung der ganz und gar schlechten, so entstehen auch wohl 10-12 Bogen. Würde mir nun pro Bogen ein Carolin bezahlt, so würde ich dann gegen 40 Carolin einzunehmen haben. Nach dieser angestellten Berechnung schrieb ich an Crusius: Ich wolle meine einzelnen prosaischen Aufsätze und Gedichte sammeln und in 3 Bändchen herausgeben; Ich verlange für den Bogen 1 Carolin, aber unter der Bedingung (sine qua non) 1) dass sie mir bezahlt würden, wie ich ihm das Mscrpt vollständig in die Hände stellte, und 2) dass sie erst auf künftige Ostern gedruckt und mir einen Monat vorher zum Durchsehen zugeschickt würden. Dafür machte ich mich anheischig, ihm das Geld auf ein Jahr lang zu verinteressiren, und ihm die ganze vorgeschossene Summe in Leipzig zu assigniren, sobald ich das Mscrpt wieder aus seinen Händen verlangte, um es durchzusehen. Dadurch ist der Buchhändler gegen alle Zufälle gedeckt, ich mag leben oder sterben;

und was diese Sammlung selbst anbetrifft, so brauche ich übers Jahr nur einen einzigen historischen Aufsatz von 12-15 Bogen zu machen, um aus der Sammlung die mittelmäßigen wieder herauszuwerfen. Auf meinen Brief an Crusius habe ich noch keine Antwort, aber meine Aufsätze lasse ich auf jeden Fall schon abschreiben. Contrahiren kann ich immer und einen Verleger finde ich gewiß; habe ich aber diesen, und das Mscrypt ist vollständig und fertig, so kann ich, oder Du vielleicht noch besser, ohne Gefahr Geld auf diese Waare aufnehmen. Schreibe mir in Deinem nächsten Brief darüber. Die ersten 3 Stücke vom Merkur schicke mir zurück. Ich will Dir ihn künftig besorgen; es kommt nur darauf an, ob ich sie Dir von Jena aus früher schicken kann, als Göschen sie aus Leipzig schickt. Auf Deinen Aufsatz bin ich sehr begierig; ich glaube, Dich zu ahnden, und Deine alten Ideen über die Begeisterung mögen in diesem Aufsatz einen guten Platz gefunden haben. Mache, daß ich ihn bald habe. Schicke!

Minna und Dorchen grüße schön. Lebewohl.

Schiller.

Noch etwas zur Zugabe. Jemand von hier, der viel Geschmack haben soll, und viel Gefühl haben will, bekam auch die Künstler zu lesen. Ich hatte einige Zeit darauf Gelegenheit, mit ihm zu sprechen. In den Künstlern, fieng er an, habe ihm einiges (er accentuirte wie ich schreibe) recht wohl gefallen; einiges aber nicht und besonders, wo ein Unterschied zwischen Seele und Körper vorausgesetzt worden sey. (Dieser Jemand ist sehr materiell mußst Du wissen.) Die Verse, komme ihm vor, seyen auch gut und fließend. Der Anfang des Gedichts habe ihm misfallen. Als ich fragte, warum? war die Antwort, die Ursache liege in dem Ausdrucke: O Mensch! Dieses Wort habe eine so häßliche Nebenidee u. s. f. Ich wünsche, Du schriebst mir über dieses Urtheil und bezögest Dich namentlich auf das, was ich Dir hier anführte. Was ich damit will, sollst Du einmal erfahren. N. B. Dieser Mensch wollte und (sollte gewissermaßen) und glaubte, mir etwas angenehmes zu sagen. Er sagte mir selbst ein andermal, er habe ein so lebhaftes Gefühl für Schönheit der Poesie, daß er kaum widerstehen könne, das Buch zu küssen, das ihm gefiele. Vergiß nicht mir über diesen Jemand, den Du ja nicht kennst, Deine

Herzensmeinung zu schreiben, aber thu es auf einem besonderen Blatt.

## **An Gottfried Körner.**

**[Weimar Anfang April 1789.]**

Unsere Zusammenkunft in Leipzig im August wird gar keine Schwierigkeit von meiner Seite finden; ich will mich jetzt schon darauf freuen, wir haben uns solange nicht gesehen. Richte es nur so ein, daß ich euch wenigstens 4 biß 5 Tage genießen kann. Ich würde Dir proponirt haben, den kleinen Abstecher nach Jena selbst und nach Weimar vollends zu machen, aber aus zwey Gründen möcht ich es nicht einmal. Die Menschen, die Du nicht unterlassen könntest an beiden Orten zu sehen, würden uns die besten Stunden nehmen; und wenn ich Dich in Leipzig aufsuche, so können wir unsere Zeit immer so eintheilen, daß Du zugleich Deine dortigen Bekanntschaften abfindest, und also gar nichts versäumt wird.

In drey Wochen spätestens bin ich in Jena, in 4 Wochen habe ich schon gelesen. Worüber ich aber lesen werde, weiß ich noch nicht einmal. Ich habe eine Einleitung in die Universalhistorie angekündigt, aus der sich gar vielerley machen läßt. Ohne Zweifel wird es eine Geschichte der bürgerl. Gesellschaft, oder doch etwas ähnliches. Vielleicht auch nur eine vorläufige Festsetzung des wichtigen in der Geschichte, und eine Bestimmung gewisser Begriffe, auf die man sich in der Geschichte selbst beziehen und über die man also einig seyn muß. Ich bekümmere mich diesen Sommer um keinen Plan; das Hauptsächlichste ist, jede Vorlesung interessant und nützlich zu machen.

Bei unsrer Entrevue hoffe ich Dir schon mit Zuverlässigkeit sagen zu können, ob mir diese Carrière zusteht, und ob ich meinen Zweck dadurch erreiche.

Die Academie hat gegen 900 Studenten wenn ich von diesen nur den 5ten Theil bekomme, und von diesem nur die Hälfte mich bezahlt, so erhalte ich von meinem Collegium jährlich eine Einnahme von 100 Louisd'ors. Einen Rival habe ich nicht zu fürchten, und das Fach worüber ich lese ist für alle. Das sind meine Hofnungen.

Hast Du Dich nach Englischen Memoires umgesehen, und wie weit gehen die ältesten zurück? Es ist doch nunmehr Zeit, dass wir bestimmt wissen, mit welchen wir die ersten Theile anfangen wollen. Ich wünschte nur einen dictionnaire zu besitzen, worin die obsoleten französischen Wörter angegeben sind. Joinville ist fast gar nicht zu verstehen, ohne eine solche Beyhilfe. Weißt Du mir eins zu nennen, so thust Du mir einen großen Gefallen damit. Ich bin wirklich verlegen, wie ich mich aus dieser Schwierigkeit ziehen werde, ohne zu viel Zeit dabey zu verlieren.

Deine Gesundheit und Deine Reitkur freut mich, aber ich glaube, daß Du darum doch etwas fleißiger seyn könntest. Die Schneiderische Reconciliations-Handlung ist ein gutes Werk, das mich um ihrentwillen freut. Aber sie sollte sich doch, da sie ihren Mann kennt, seiner lächerlichen Eifersucht nicht so exponiren.

Lebewohl und grüße Minna und Dorchen. In einem Vierteljahre sehen wir einander also gewiß.

Schiller.

## **An Gottfried Körner.**

**Weimar, d. 30. April [Donnerstag] 1789.**

Mit diesem Briefe sei denn unsere Correspondenz von und nach Weimar beschlossen. Künftige Woche ziehe ich in Jena ein, wo ich hoffe, durch ein paar Zeilen von Dir bewillkommt zu werden.

Ich schicke Dir einstweilen 22 Carolin für Beit. Gern hätte ich die 150 Thaler voll gemacht, und mit 10 Thalern für Dich, Dein wohlverdientes Honorarium für Deinen Aufsatz in der Thalia, begleitet; aber die Jenaer haben mir einen dummen Streich gespielt. Sie sagten mir, ich würde mit 30 Thalern für das Magisterdiplom wegkommen, nun werden mir 44 dafür gefodert, und noch einige Carolinen werden sie mir in Jena für andere Ceremonien abnehmen. Da ich mein bischen Geld fast bis auf den Gulden berechnet habe, so

entsteht dadurch eine Lücke, die ich nicht gleich zuzustopfen weiß; doch, hoffe ich, soll sich in einigen Wochen noch Rath finden. Einige Exemplare von meinem Mag.diplom lege ich bey, dass Du etwas zu lachen hast, wenn Du mich in diesem lateinischen Rocke prangen siehst.

Bürger war vor einigen Tagen hier und ich habe seine Bekanntschaft gemacht. Sein Äußerliches verspricht wenig – es ist plan und fast gemein, dieser Karakter seiner Schriften ist in seinem Wesen angegeben. Aber ein gerader ehrlicher Kerl scheint er zu seyn, mit dem sich allenfalls leben ließe. An Becker von Gotha hat er mich in vielen Stücken erinnert. Wir haben einander das Wort gegeben, einen kleinen Wettstreit mit einander anzufangen, der darin bestehen soll, daß Bürger aus dem Virgil ein Morceau in selbstbeliebigem Metro übersetzt, und ich dasselbe in einem andern. Du erräthst leicht, daß ich meine Stenzen zuerst an dem Virgil versuchen will. Meine Idee, die Chöre der Iphigenie in Reimen zu übersetzen, hat Bürgern sehr eingeleuchtet, er findet auch Griechischen Geist in der Uebersetzung. Wie er mir sagt, werden noch mehr Lanzen für mich wegen der Götter Griechenlands gebrochen werden. Er selbst hat etwas noch im Mscrt darüber gelesen. Er wird künftige Michaelismesse ein Journal anfangen, daß bloß Wortkritik zum Zwecke haben, und einerseits unsern ersten Schriftstellern empfehlen soll, gut deutsch zu schreiben, andererseits den Grammatikalischen Gesetzgebern den Daumen aufs Auge halten soll.

Der Capellmeister Reichardt von Berlin ist gegenwärtig auch hier; er componirt Goethes Claudine von Villa Bella. Dieser Reichardt ist ein unerträglich aufdringlicher und impertinenter Bursche, der sich in alles mischt und einem nicht vom Halse zu bringen ist.

Schicke mir nun, wenn Du Gelegenheit findest, welches jezt über Leipzig nicht fehlen kann, den Hissmann, Meusel (wenn Du diesen entbehren kannst) nebst einigen andern historischen Büchern, die Du mir für diesen Sommer brauchbar glaubst.

Minna und Dorchen grüße herzlich. Lebe wohl.

Schiller.

**An Gottfried Körner.**

**Jena, 13. Mai [Mittwoch] 1789.**

Vorgestern, als den Montag, bin ich hier eingezogen, wo mir Dein Brief sogleich überliefert wurde. Mein Logis habe ich über meine Erwartung gut gefunden. Der freundliche Anblick um mich herum gibt mir eine sehr angenehme Existenz. Es sind drei Piecen, die ineinanderlaufen, ziemlich hoch, mit hellen Tapeten, vielen Fenstern, und alles entweder ganz neu oder gut conservirt. Meubles habe ich reichlich und schön: zwei Sophas, Spieltisch, drei Commoden, und anderthalb Dutzend Sessel mit rothem Plüsck ausgeschlagen. Eine Schreibcommode habe ich mir selbst machen lassen, die mir zwei Caroline kostet, und Dir gewiß auf drei zu stehen kommen würde. Dies ist, wonach ich längst getrachtet habe, weil ein Schreibtisch doch mein wichtigstes Meuble ist, und ich mich immer damit habe behelfen müssen. Ein Vorzug meines Logis ist auch die Flur, die überaus geräumig, hell und reinlich ist. Ich habe zwei alte Jungfern zu Hausmietherinnen, die sehr dienstfertig, aber auch sehr redselig sind. Die Kost habe ich auch von ihnen auf meinem Zimmer, zwei Groschen das Mittagessen, wofür ich dasselbe habe, was mich in Weimar vier Groschen kostete. Wäsche, Friseur, Bedienung und dergl. wird alles vierteljährlich bezahlt, und kein Artikel beträgt über zwei Thaler: so daß ich nach einem gar nicht strengen Anschlag über vierhundertundfunzig Thaler schwerlich brauchen werde. Und so hoch hoffe ich meine Einnahme von Mauke allein schon zu bringen. Mit jeder anderen Erwerbung kann ich Schulden abtragen und etwas für meine Einrichtung thun.

Mit eigentlichem Besuchgeben mache ich erst heute beim Prorektor den Anfang; wenn ich im Collegium introducirt bin, thue ich alsdann die meisten übrigen Visiten mit Karten ab, und fahre herum. Ich hoffe über diese ersten Beschwerlichkeiten leicht wegzukommen. Im Reinholdschen Auditorium werde ich lesen, und träfe sichs, daß die Anzahl zu groß würde, so nehme ich Gießbachs oder Döderleins, worin über Zweihundert Platz haben.

Vor zwölf bis vierzehn Tagen werde ich doch nicht damit anfangen: so lange muß Du also Deine Neugier einstellen. Ich bin nicht ohne Verlegenheit, öffentlich zu reden; aber eben weil ich sie ganz überwinden möchte, will ich mich indessen mehr an diese Gesichter gewöhnen, um nicht zum erstenmal unter ganz fremden Menschen

mich zu sehen. Wenn übrigens meine erste Vorlesung zweckmäßig, gut und interessant geräth, so gibt mir dieses allein schon einen gewissen Muth, sie desto unerschrockener abzulegen. Ehe ich Weimar verließ, habe ich mich mit Wieland des neuen Mercur wegen noch explicirt. Erstlich muß ich Dir ankündigen, daß er auf Dich rechnet als bleibenden Mitarbeiter, und wenigstens für zwölf Bogen jährlich (aber keine Uebersetzungen, weil er diese von dem neuen Mercur ganz ausschließt). Es würde jetzt gut seyn, daß Du selbst an ihn schriebst und gerade heraus mit ihm contrahirtest. Willst Du meinem Rathe folgen, so fordere drei Ducaten fürs erste Jahr. Deinen jetzigen Aufsatz rathe ich Dir für den neuen Mercur aufzusparen, so wie alles, was Du dieses Jahr noch machen wirst, damit Du alsdann desto besser versehen bist, wenn es zum Treffen kommt. Ich habe ihm meinerseits auch nur zwölf Bogen versprochen, und werde mich meistens nur auf historische Materien einschränken.

Kritische Briefe über wichtige Produkte des Geschmacks würden ihm von Dir sehr willkommen seyn, und mir däucht, sie müßten auch Dir leicht von der Hand gehen. Überhaupt nimmt michs Wunder, daß Du in der Kritik, worin Du gewiß glücklich seyn würdest, bisher nicht fruchtbarer gewesen bist, und meinen alten Vorschlag wegen des Mitarbeitens an recensirenden Journalen ganz mit Stillschweigen übergangen hast. Für meine Sammlung von Memoires habe ich an dem Geheimen Archivar Heß in Gotha, dem Verfasser Ludwigs des Heiligen, eine gute Acquisition erhalten. Er wird Mitarbeiter seyn, und vielleicht gleich mit Joinville anfangen. Ich bezahle ihm fünf Thaler, daß ich doch immer an fünfundzwanzig Bogen gegen vierzig Thaler hiesiges Geld Profit habe. Meine Arbeit wird nun Anna Comnena und nach dieser Otto von Freisingen über Friedrich I. seyn. Mit einer universalhistorischen Abhandlung über die Kreuzzüge werde ich das Werk überhaupt interessant eröffnen können.

S.

**An Gottfried Körner.**

**Jena, den 28. May [Donnerstag] 89.**

Vorgestern, als den 26sten, habe ich endlich das Abentheuer auf dem Katheder rühmlich und tapfer bestanden und gleich gestern wiederholt. Ich lese nur 2mal in der Woche und zwey Tage hintereinander, so daß ich 5 Tage ganz frey behalte. Das Rheinholdische Auditorium bestimmte ich zu meinem Debut. Es hat eine mäßige Größe und kann ungefähr 80 sitzende Menschen, etwas über 100 in allem fassen; ob es nun freilich wahrscheinlich genug war, daß meine erste Vorlesung, der Neugierde wegen, eine größere Menge Studenten herbeylocken würde, so kennst Du ja meine Bescheidenheit. Ich wollte diese größere Menge nicht gerade voraussetzen, indem ich gleich mit dem größten Auditorium debutirte. Diese Bescheidenheit ist auf eine für mich sehr brillante Art belohnt worden. Meine Stunden sind Abends von 6 bis 7. Halb 6 war das Auditorium voll. Ich sah aus Reinholds Fenster Trupp über Trupp die Straße heraufkommen, welches gar kein Ende nehmen wollte. Ob ich gleich nicht ganz frey von Furcht war, so hatte ich doch an der wachsenden Anzahl Vergnügen, und mein Muth nahm eher zu. Überhaupt hatte ich mich mit einer gewissen Festigkeit gestählt, wozu die Idee, daß meine Vorlesung mit keiner andern die auf irgend einem Catheder in Jena gehalten worden, die Vergleichung zu scheuen brauchen würde, und überhaupt die Idee von allen die mich hören als der Ueberlegene anerkannt zu werden, nicht wenig beitrug. Aber die Menge wuchs nach und nach so, daß Vorsaal, Flur und Treppe vollgedrängt waren und ganze Haufen wieder gingen. Jetzt fiel es einem der bey mir war ein, ob ich nicht noch für diese Vorlesung ein anderes Auditorium wählen sollte. Grießbachs Schwager war gerade unter den Studenten, ich ließ ihnen also den Vorschlag thun bei Grießbach zu lesen und mit Freuden ward er aufgenommen. Nun gabs das lustigste Schauspiel. Alles stürzte hinaus und in einem hellen Zug die Johannisstraße hinunter, die eine der längsten in Jena, von Studenten ganz besäet war. Weil sie liefen was sie konnten, um im Grießb. Auditorium einen guten Platz zu bekommen, so kam die Straße in Allarme und alles an den Fenstern in Bewegung. Man glaubte anfangs es wäre Feuerlarm und am Schloß kam die Wache in Bewegung. Was ists den? Was gibts denn? hieß es überall. Da rief man denn! Der neue Professor wird lesen. Du siehst, daß der Zufall selbst dazu beytrug, meinen Anfang

recht brillant zu machen. Ich folgte in einer kleinen Weile von Reinhold begleitet nach, es war mir, als wenn ich durch die Stadt, die ich fast ganz durchzuwandern hatte, Speißruthen lief.

Grießbachs Auditorium ist das größte und kann, wenn es voll gedrängt ist zwischen 3 und 400 Menschen faßen. Voll war es diesmal und so sehr daß ein Vorsaal und noch die Flur biß an die Hausthüre besetzt war und im Auditorio selbst viele sich auf die Subsellien stellten. Ich zog also durch eine Allee von Zuschauern und Zuhörern ein und konnte den Katheder kaum finden, unter lautem Pochen, welches hier für Beyfall gilt, bestieg ich ihn und sah mich von einem Amphitheater von Menschen umgeben. So schwül der Saal war, so erträglich wars am Catheder, wo alle Fenster offen waren und ich hatte doch frischen Odem. Mit den zehn ersten Worten, die ich selbst noch fest aussprechen konnte, war ich im ganzen Besitz meiner Contenance, und ich las mit einer Stärke und Sicherheit der Stimme, die mich selbst überraschte. Vor der Thüre konnte man mich noch recht gut hören. Meine Vorlesung machte Eindruck, den ganzen Abend hörte man in der Stadt davon reden und mir wiederfuhr eine Aufmerksamkeit von den Studenten, die bey einem neuen Professor das erste Beispiel war. Ich bekam eine Nachmusik und Vivat wurde 3 mal gerufen. Den andern Tag war das Auditorium eben so stark besetzt, und ich hatte mich schon so gut in mein neues Fach gefunden, daß ich mich setzte. Doch habe ich beydemale meine Vorlesung abgelesen und nur wenig bey der zweiten extemporirt. Indeß kann ich, wenn ich aufrichtig seyn soll, dem Vorlesungenhalten selbst noch keinen rechten Geschmack abgewinnen; wäre man der Empfänglichkeit und einer gewissen vorbereitenden Fähigkeit bei den Studirenden versichert, so könnte ich überaus viel Interesse und Zweckmäßigkeit in dieser Art zu wirken finden. So aber bemächtigte sich meiner sehr lebhaft die Idee: daß zwischen dem Catheder und den Zuhörern eine Art von Schranke ist, die sich kaum übersteigen läßt. Man wirft Worte und Gedanken hin, ohne zu wissen und fast ohne zu hoffen daß sie irgendwo fangen, fast mit der Überzeugung, daß sie von 400 Ohren 400mal, und oft abentheuerlich, mißverstanden werden. Keine Möglichkeit sich, wie im Gespräch, an die Fassungskraft des andern anzuschmiegen. Bey mir ist diß der Fall, noch mehr, da es mir schwer

und ungewohnt ist, zur platten Deutlichkeit herabzusteigen. Die Zeit verbeßert dieß vielleicht – aber groß sind meine Hofnungen doch nicht. Ich tröste mich damit, daß in jedem öffentlichen Amt immer nur der 100ste Theil der Absicht erfüllt wird.

Meine erste Vorlesung handelte vorzüglich von dem Unterschied des brodgelehrten und des philosophischen Kopfs. Außer den localen Ursachen die ich hatte, die Begriffe meiner Leute über diese 2 Dinge zu fixieren, hatte ich allgemeine, die ich Dir ö zu sagen brauche. – In meiner zweyten Vorlesung gab ich die Idee von Universalgeschichte. Es ist hier ein solcher Geist des Neides, daß dieses kleine Geräusch das mein erster Auftritt machte, die Zahl meiner Freunde wohl schwerlich vermehrt hat. – Indessen kann ich von meiner hiesigen Existenz nichts anderes als Gutes schreiben; es war mir kaum irgendwo so wohl als hier, weil ich hier zu Hause bin. Meine Freunde tragen mich auf den Händen, mein Humor ist gut, auch bin ich geselliger, und mein ganzes Seyn hat einen beßern Anstrich. Der Bekanntschaften habe ich noch nicht sehr viele gemacht, aber durch abgegebene Carten mich doch wenigstens in eine Höflichkeitsverbindung mit einigen dreißig Häusern gesetzt. Von dem hiesigen Frauenzimmer kann ich schlechterdings noch nichts schreiben. Eine ziemliche Auswahl habe ich zwar gesehen, worunter aber nichts Auszeichnendes war. Ich wohnte einem Ball bey, wo ich sie größtentheils beysammen sah, ich hielt mich aber an das Spiel und ennuyirte mich mit Gießbach und Succow beim Taroc-hombre. Es ist hier ein gewisser Geh. Hofrath Eccardt, ein Jurist, der Vermögen und einen vorzüglichen Einfluß bey der Academie hat. Er hat noch eine unverheirathete Tochter, mit der mich einige gedacht haben mögen zusammen zu kuppeln, aber ich mag weder sie noch die Familie.

Was Du mir einmal von der Schmidt schriebst mag Dir der Himmel vergeben. – Das Mädchen selbst würde mir auch ohne ihr Geld gerade nicht misfallen, in Weimar hat sie mir immer am besten unter allen gefallen, und es gieng mir nicht allein so. Aber an sie zu denken ist keine Möglichkeit, weil Vater und Mutter und Tochter aufs Geld vorzüglich sehen. Die Tochter zwar, die Eitelkeit hat, würde nicht ungeneigt seyn, wenn sich noch etwas anderes mit dem Gelde verbinden ließe, ich glaube auch, daß sie mir Vermögen und Rang

herzlich wünschen würde, um Ansprüche an sie machen zu können, aber die Elasticität hat ihr Charakter nicht, nach ihrem Geschmack sich zu bestimmen. Und dann frägt sich sehr, ob sie als Frau das für mich bliebe, was sie mir jetzt noch zu seyn scheint. Ueberdem scheint sie bereits so gut als verkuppelt und zwar an einen reichen Frankfurter. Ich hätte auch, wenn ich sonst gewollt hätte, in Weimar noch eine Parthie finden können und zwar auch eine Geheimeraths Tochter, die aber kein Vermögen hat – ich habe erst hier erfahren, daß einige das Plänchen gehabt haben. Aber da lag die Hinderniß an mir selbst und an meinem Geschmacke. Es ist also noch dürres Land für mich hier, so gern ich es gesehen hätte, wenn ein Geschöpf auf mich hätte wirken können. Weißt Du nun übrigens eine reiche Partie, so schreibe mir immer; entweder sehr viel Geld, oder lieber gar keines und desto mehr Vergnügen im Umgang. Ein einziges Mädchen ist hier, das mir nicht übel gefällt, ich kannte sie auch schon vorher. Es ist die jüngste Schwester der Reichardt und Ettinger in Gotha, eine Seydler. Ohne viel Geist hat sie viel Gefälliges und viel Güte des Charakters und ohne gerade hübsch zu seyn, gefällt mir ihr äußerliches auch nicht übel. Sie lebt hier mit ihrer Mutter und ihrem Bruder, der Stallmeister bey der Universität ist. Sie hat eine gute Erziehung und auch einige Feinheit des Umgangs, die man hier selten findet. –

Der Himmel gebe nun, dass meine Collegien im nächsten halben Jahre einschlagen. Es ist mir alsdann nicht bange meine Umstände bald verbessert zu sehen, und höhere Entwürfe zu machen. Behielt ich von meinen bisherigen Auditoren nur den 4ten Theil, so verlangte ich nichts weiter. Eben höre ich, daß bei meiner zweyten Vorlesung 480 Zuhörer waren und gegen 50 keinen Platz mehr gefunden haben. Ich lese jetzt erst in 10 Tagen wieder, weil die Pfingstferien dazwischen fallen.

Bey der Literaturzeitung habe ich Dich engagirt. Du brauchst also nur mit wenig Worten Dich an Schütz oder Hufeland zu wenden, und Dein Fach anzugeben. Doch auch das kann ich Dir ersparen, und Dir gleich den Contract schicken lassen, wenn Du es willst. Schreibe aber nun auch bald an Wieland.

Ich habe mich auf wenige Aussichten so gefreut, als auf unser Wiedersehen. Schreibe mir doch vorläufig, wie lang Du glaubst, daß wir in Leipzig beysammen seyn können. –

Grüße Minna und Dorchen. Lebe wohl.

Schiller.

P. S. Dieser Gustav Schilling ist ein Sächsischer Lieutenant in Freiberg. – Er hat mirs durch seinen Brief so nahe gelegt, daß ich die Verse aufnehmen mußte.

Gestern erhalte ich aus Winterthur eine Broschüre, worinn die Götter Griechenlands von einem Pfarrer, und noch dazu, einem schwärmerischen Christen gegen Stollberg lebhaft vertheidigt sind. Er hat ganze Stellen aus der Schrift herbeygezogen, und bewiesen, daß alles was der Dichter an der griechischen Götterlehre schön und nachahmungswürdig fand in der Person und Lehre Christus reichlich erfüllt sey. Er erklärt, daß er das ganze Gedicht biß auf den heiligen Barbaren rechtfertigen und unterschreiben wolle. Er findet, daß alles was ich an den griechischen Göttern herausgehoben, das Bedürfniss einer edlen empfindsamen Seele sey – – – – – Dass ich dieses aber in der reinsten Christenlehre noch schöner erfüllt gefunden haben würde. Ich werde mit einer Veneration behandelt, die ganz erschrecklich ist und der Carlos wird der Stolz Germanias genannt. Es ist mir in dem Buche nahe gelegt etwas endlich über die Sache zu sagen, und vielleicht thue ich es, bey Gelegenheit dieses Buches.

Den Rollin brauche ich nicht. –

## **An Gottfried Körner.**

**Jena d. 11. Juny [Donnerstag] 89.**

Ich habe Reinholden und Hufelanden Deine Hieherkunft angekündigt, und beyde freuen sich gar sehr auf Dich. Auch Wieland werde ich mit dieser Botschaft großes Vergnügen machen, und ein langer Wunsch der Fr. v. Kalb wird dadurch auf einmal erfüllt. Kurz, Du machst durch diesen Entschluß in Weimar und Jena viele frohe Menschen und ich gewinne Dich doch auf 8 Tage, die wir länger beysammen seyn können. Ich werde mich jezt in meinen Geschäften darnach richten. Schön wäre es, wenn Huber auch kommen könnte, so wäre die heilige V wieder beysammen, und wir könnten ein

2jähriges Jubeljahr zusammen feyern. Du kannst hier ganz gut bey mir logiren, weil die Gasthöfe erbärmlich schlecht sind. Ich kann euch 2 Zimmer einräumen, worin Ihr euch auf eine ehrbare Art vertheilen könnt. Betten und alles nötige kann ich euch aus meinem Hause recht gut schaffen. So genießen wir uns doch jede Minute, die abfällt, und ich habe das Vergnügen, euch im Hause zu haben.

Du willst wissen, wie ich mit Charlotten stehe? Ich will Dirs mündlich sagen. Wenn Du ihr aber antwortest, so mache Deine Ankunft immer noch etwas zweifelhafter als sie ist und versprich eher weniger, als Du Hofnung hast halten zu können. An Wieland wünschte ich daß Du bald schriebst; er ist jezt sehr en peine wegen des künftigen Merkurs, und Du wirst ihn durch Deinen Beytritt sehr aufrichten. Wegen der Theodora, die in dem letzten Hefte steht, hat er sich neulich, als er hier war, erschrocklich bey mir entschuldigt und mich darauf vorzubereiten gesucht. Nun begreife ich diese vorläufige Entschuldigung. Es ist ohne Zweifel Armuth an Beyträgen, die ihn dahin gebracht hat, dieses Stück aufzunehmen.

Wenn Du Mitarbeiter an der A. L. Z. wirst, so wird Dir ein gedrucktes Schema von der Einrichtung des Instituts, und, ich glaube, auch ein Contract zum Unterschreiben zugeschickt, weil gewisse Gesetze, der Ordnung wegen, dabey zu beobachten sind. An guten Philosophischen Recensenten ist man sehr arm, besonders solchen die in Kantischen Geist initiirt sind. Fühltest Du Dich der Recensionen philosophisch-polemischer Schriften gewachsen, so würde das Institut sich sehr darüber Glück wünschen.

Meine Vorlesungen gehen wieder fort und vorgestern habe ich die dritte bei einer Anzahl von fast 500 Zuhörern gehalten. Gestern war ich nicht wohl und habe darum die 4te Vorlesung auf morgen angesetzt. Da mir die Materien, worüber ich lese, noch zu neu sind, so muß ich mich freilich noch an Mscrpt halten, und ich fühle wohl, daß gemeinverständliche Deutlichkeit gerade das ist, was mir am meisten Mühe kostet, und doch vielleicht nicht geht. Biß jezt hat mein Vortrag durch seinen Glanz und seine Neuheit geblendet; in der Folge aber muß ich ihm doch mehr allgemeine Faßlichkeit zu geben suchen, wenn ich meine Leute festhalten will. Meine Vorlesungen kosten mich jezt noch erstaunlich viel Zeit und Mühe, sowohl weil ich erst selbst lernen muß, als auch, weil mir die Materie unter den

Händen wichtiger wird, als ich sie für den Augenblick brauche, und ich die Gedanken doch nicht fahren lassen mag. Darüber wollen wir mündlich noch mehr sprechen. Wegen des Verplämperns kannst Du ganz sicher seyn; ich habe hier alles die Musterung passiren lassen und meine ganze Freiheit beysammenbehalten.

Lebewohl. Grüße Minna u. Dorchen. Dein

Schiller.

[Adresse:]

an  
Herrn Oberconsistorialrath  
D. Koerner  
in  
frey. Dresden.

## **An Gottfried Körner.**

**Jena d. 24. Juny [Mittwoch] 89.**

Nur ein paar Worte für diesen Posttag. Hufeland ist eben bey mir gewesen, und hat eine Schrift zum Recensiren für Dich ausfindig gemacht, wodurch Du die L. Z. aus einer langen und großen Verlegenheit reissen, Deine eigene Recensentenrolle aber auf eine sehr glänzende Art eröffnen kannst. Es sind die letzten 3tehalb Jahrgänge des Deutschen Merkurs von 1787 biß jetzt. Da man nothwendig einen vielseitigen Kopf zur Recension eines so vermischten Werks braucht, so ist man schon seit einem und mehrern Jahren verlegen gewesen einen dafür ausfindig zu machen, weil alle die am Merkur arbeiten, vom Recensiren deßelben ausgeschlossen werden müssen. Vorzüglich muß es ein Kantisch denkender Philosoph seyn, weil auch in Recension auf die Reinholdischen Briefe über Kant besonders viel Gewicht muß gelegt werden. Im ganzen Gebiet unsrer jetzigen Litteratur wüßte ich wirklich kein Buch, das ich Dir lieber zum Recensiren anrathen möchte als den deutschen Merkur, weil Dir dabey die Mannichfaltigkeit Deines Geschmacks, Deine Lecture und Deine Bekanntschaft mit vielerlei Dingen sehr zu Hilfe kommt, und Du gerade bey diesem Werk nicht an Systematische Form gebunden bist. Zugleich kannst Du gleich mit der Ersten Recension allgemeine

Aufmerksamkeit erregen, da man zu einem Recensenten Wielands schon viele Erwartung mitbringt, da das Werk in allen Händen ist, und der Recensent gewissermaßen doch das Verdienst erhält, es aus der Vergessenheit zu reissen. Reinholden wirst Du Dir sehr verbinden, wenn Du die Briefe über die K. Philosophie wieder emporhebst und sie würdigst. Bey Wieland wirst Du Dich in Respect setzen, und einigen armen Sündern kannst Du die Wahrheit treflich sagen. Auch über die Künstler kannst Du ein Wort fallen lassen, dieß müßte aber mit dem wenigsten Aufwand von Lob geschehen. Daß der Auftrag dieser Recension ein ausgezeichneter Beweis von Achtung ist, den Schütz und Hufland Dir dadurch geben, brauche ich Dir wohl nicht zu sagen.

Weil aber die Sache eilt, so erwartet man mit dem ersten Posttag Dein decisives Ja oder Nein. Die Beilage hat mir Hufland da gelassen. Mit nächster Post schicke ich Dir auch die Generalia oder die gedruckte Norma, nach denen die Recensenten sich zu richten haben. Antworte mir also mit der Ersten Post.

Nächstens mehr.

Grüße Minna und D.

Schiller.

## **An Gottfried Körner.**

**Jena, 31. August [Montag] 1789.**

Es freut mich herzlich zu hören, daß Ihr glücklich angekommen seid – und für die Freude, die Ihr mir durch das Wiedersehen gemacht habt, nehmt noch einmal meinen freundlichen Dank. Euer Bild ist wieder lebhaft in mir worden, durch das Sehen; denn immer behilft man sich doch schlecht mit der bloßen Erinnerung. Was wir im stillen Umgang mit einander hätten abthun können, war bei diesem geräuschvollen und eiligen Zusammenseyn freilich nicht möglich. Wir schieden fast wie im Traume auseinander, und ich hätte Dir tausend Dinge noch gern gesagt, die mir zu spät oder zu früh einfielen.

Hier zu Lande hat sich indessen das verändert, daß Herder nun in Weimar bleibt, mit dem Charakter und der Function eines Vice-Consistoralpräsidenten und vierhundert Thalern Zulage. In allem soll er jetzt über zweitausend Thaler stehen. Wie oft er predigen will, ist in seine Willkür gestellt, und die kleineren, nicht viel eintragenden Amtsgeschäfte sind ihm auch abgenommen.

Wie eifrig Du auf Deinem Vorsatz, in Weimar Dienste zu nehmen und Staatsbürger zu werden, beharren wirst, bin ich sehr begierig zu beobachten. Voigt vergißt den erhaltenen Wink zuverlässig nicht, denn er hat mich schon in Weimar über allerlei Details von Dir ausgefragt, und auch im königlich sächsischen Adreßkalender sich sehr nach Dir umgesehen. Ich hätte Dir noch allerlei Dinge über diesen Punkt zu sagen, und ich muß es auch noch; heute habe ich weder den Verstand noch die Zeit dazu.

Gestern habe ich Dich von einem Menschen, dessen ganze Existenz Dir vielleicht nicht mehr erinnerlich, und der aus Deiner Verwandtschaft ist, sehr müssen anklagen hören, daß Du ihn ganz und gar ignorirt habest. Es ist der Professor Müller, ein guter Freund und Verwandter Deines Vaters, und ein gewaltiger Verehrer von ihm. Daß Du ihn übergangen hast, kann er Dir nicht verzeihen – und mir selbst thut es leid, daß ich gar nichts von diesem Verhältnisse wußte; denn ich möchte ihn nicht gern vor den Kopf gestoßen wissen, weil er mein Specialcollege in der Geschichte und zugleich Aufseher der Bibliothek ist, der mir Dienste thun oder versagen kann. Bertuch ist gestern hier gewesen, und hat mir aufgetragen, Euch an drei gegebene Versprechen zu erinnern. Das eine betrifft gewisse papierne Lampen, die der Herzog zu haben wünscht. Ihr möchtet sie ja mit dem Baldigsten übermachen und Euch an die Fracht nicht stoßen, sondern geradezu auf die Post geben. Das zweite betrifft Zeichnungen für das Modejournal – und das dritte weiß der Himmel, das habe ich vergessen. Es ist aber auch von dem Schlage. Inliegenden Brief sei so gut an M. zu besorgen. – Nun Adieu. Den versprochenen philosophischen Brief vergesse ich gewiß nicht, aber so schnell dürfte es damit nicht gehen; denn Du weißt, was mir meine Philosophie gewöhnlich für Mühe kostet. Grüße Minna und Dorchen, und der Himmel schenke Euch noch lange so schöne Tage für Euer Leben auf dem Weinberg. Dein

Schiller.

Das Geld habe ich richtig erhalten.

## **An Gottfried Körner.**

**Rudolstadt, d. 28. Sept. [Montag] 89.**

Es ist erschrecklich lange, daß ich Dir nicht geschrieben und von Dir nichts empfangen habe. Alle mögliche Abhaltungen häuften sich in diesen 4 Wochen zusammen; ein Collegium, das ich zu Ende bringen mußte, meine Reise hieher und ein elendes Zahnweh das mir die erste Woche, die ich hier zubrachte, ganz verdorben hat. Eine sonderbare Sache, so ich Dir ein andermal schreiben will, und überhaupt ungern schreibe, hat mir noch außerdem eine starke Diversion gegeben. Wie gern hätte ich Dich dabey zu Rathe gezogen! Sie betrifft Ch. K. und mein neues Verhältniß mit LL; vielleicht wirst Du Dir die Hauptsache zusammensetzen.

Mit der K. wird es wahrscheinlich zur Scheidung von ihrem Manne kommen; auf den Brief, den Sie ihm darüber schrieb, hat er so geantwortet, daß er ihrem Willen nicht Gewalt anthun wolle, und die Hindernisse, die er entgegensetzt, sind durch einen neuen Brief, den sie ihm deßwegen schrieb, ganz widerlegt. Er beruft sich auf eine Liebe, die sie ihm nie gezeigt, und nie für ihn gefühlt hat, und auf die seinige, die sie nie erfahren hat. Sein Brief zeigt Delikatesse und Empfindung, aber er ist schlaff und unmännlich und verbessert seine Sache nicht.

In Weimar bin ich seitdem nicht gewesen, dass ich Dir also von unsrer Sache nichts neues melden kann. Schicke aber, sobald Du kannst, etwas von Deinen Arbeiten an mich, daß ich es Voigt zeigen kann. Schwierigkeiten hat es positiv nicht, und für den Ausgang wollte ich Dir stehen. Es muss nur abgewartet werden, bis eine Besoldung, wenn sie auch klein ist, vacant wird. Vorher aber muß die Sache zwischen Voigt und Dir so weit berichtet seyn, daß er sogleich mit Lebhaftigkeit für Dich handelt, wenn ein solcher Fall eintrifft, denn es geht hier schnell mit Besetzung der Stellen, weil soviele arme Schlucker darauf warten. An einem Titel, der den Oncle befriedigt, wirds am wenigsten fehlen. Es ist mir eigentlich leid, daß ich vergessen habe, Dich mit dem Geheimrath Schmidt bekannt zu

machen, das ist der Cerberus, der auf der herzoglichen Schatulle ligt, und der ihm wenigstens die Sache leicht oder schwer machen könnte. Ich bin aber leidlich gut mit ihm, und glaube, daß ich ihn werde für die Sache interessieren können. Mit Voigt aber wünschte ich Dich in einer ordentlichen Correspondenz.

Ich muß Dir aber auch einige Gründe contra sagen, daß Du sie prüfen magst, weil der Schritt doch einmal nicht zurückgethan werden kann, wenn er geschehen ist. Äußre Schwierigkeiten wirst Du schwerlich finden, und Du für Dein Theil wirst bey dem Tausch offenbar gewinnen, aber von Deiner Frau und Dorchen bin ich es weniger gewiß. Ich habe während Eures Weimarschen Aufenthaltes nicht müßig zugesehen, und glaube einige Bemerkungen gemacht zu haben, die in Anschlag gebracht werden müssen. Für die Frauen wird sich schwerlich ein Zirkel finden, die bürgerlichen sind gar zu erbärmlich und mit dem Adel geht es nicht lange gut. Ich könnte diß letztere mit triftigen Gründen belegen, aber erlaß mir sie. Wenigstens, biß die beiden das Geheimniß gefunden haben, wie man es mit dem Adel halten muß, um nur Vergnügen aus seinem Umgange zu schöpfen, stehe ich nicht für unangenehme Scenen. Was Dich betrifft, so wirst Du hoffentlich die Bekanntschaft mit Göthe und Herder bald auf ihren wahren Werth herabsetzen lernen; aber mit aller Vorsicht wirst Du dem allgemeinen Schicksal nicht entgehen, das noch jeder erfuhr, der sich mit diesen beiden Leuten liirte. Dein engerer Zirkel wird sich, wie ich voraussehe, bald auf Voigt und allenfalls noch auf Bode einschränken.

Herder hat vor einiger Zeit einen unverzeihlich dummen Streich gemacht. Seit seiner Zurückkunft aus Italien hatte er nicht gepredigt, weil er erst abwarten wollte, ob er bleiben würde. Wie nun seine Sache entschieden war, so bestieg er zum erstenmale die Kanzel wieder; alles kam in die Kirche, selbst von Jena aus, und war voll Erwartung – er predigte über sich selbst, und in Ausdrücken, die seinen Feinden gewonnen Spiel über ihn geben, und alle seine Freunde zum Schwiegen brachten. Das Te Deum wurde gesungen, mit einem Text, der auf ihn gemacht war und in den Kirchstühlen ausgetheilt wurde. Alles ist aufgebracht, und hat diese Comödie äuserst anstößig gefunden. – Noch ein Beispiel von seinem Savoir-vivre. – Bey der Tafel der Herzogin sprach er vom Hof und von

Hofleuten, und nannte den Hof einen Grindkopf und die Hofleute die Läufe, die sich darauf herum tummeln. Dieß geschah an der Tafel, und so, daß es mehrere hörten. Man muß sich dabey erinnern, daß er und seine Frau den Hof suchen, und auch vorzüglich durch den Hof soutenirt werden. Aber genug von diesen Knabenstreichen.

Ich mache mir meine Ferien so gut zu nutze, als ich kann. Es sind die ersten, die ich erlebe, und es kommt mir wunderlich vor, daß mir eine Zeit vorgeschrieben ist, wo ich frey über mich disponieren kann. Kommenden Winter lese ich die Woche 5 Stunden Universalgeschichte, von der fränkischen Monarchie an bis auf Friedrich II. und eine Stunde publice Geschichte der Römer; so dass ich von Ostern 1789 bis Ostern 1790 den ganzen Cursus der Universalhistorie durchgemacht haben muß. Wie? das ist eine andere Frage. Sehr begierig bin ich nun, wie mein privatum ausfallen und ob etwas Geld dabey zu hohlen seyn wird. Aber daß mir diese Nothwendigkeit, Fakta einzustudieren, äuserst wohl thut, fühle ich schon jezt – und in wenigen Jahren wird diese Anfüllung mit Materialien in meinen schriftstellerischen Arbeiten merklich gefühlt werden.

Hast Du Voyage d'Anacharsis gelesen? Man macht sehr viel daraus, und ich bin eben daran, sie zu lesen, habe aber wichtige Einwendungen dagegen. Diese Form wäre vortreflich, wenn sie durch ein Genie ausgeführt worden wäre. Dieß aber scheint nicht der Fall zu seyn. Schon das Bedürfniß, durch eine Introduction zu supplieren, was in der Reise selbst nicht hat angebracht werden können, verräth einen stümperhaften Plan. Ein Künstlergenie würde die ganze Griechische Geschichte ungezwungen in die Reise selbst zu verflechten gewußt haben, und zwar mit einer solchen Oeconomie, daß jedes nur an der Stelle erwähnt worden wäre, wo es zum Verständniß des nächstfolgenden gedient und die höchste Wirkung gethan hätte. Dann scheint mir auch keine strenge Wahl des Interessanten darinn stattgehabt zu haben; man sieht, wie mühsam er z. B. die Topographie und dgl. von einzelnen Inseln, Städten u. s. f. zusammentrug, um dadurch Leben und Wahrheit in seine Schilderung zu bringen; aber was ligt uns so sehr an der geographischen oder naturhistorischen Beschaffenheit von Örtern, die nicht mehr sind, und auch, da sie waren, nicht viel zu bedeuten

hatten. Es ist schon ein großer Fehler, daß die Leser für die das Buch geschrieben ist, ganze Seiten überschlagen. Der Franzose blickt sehr stark durch, und oft der junge Franzose; in der Einleitung ist viel Declamation.

Ich habe den Livius mit hieher genommen, den ich jetzt zum allererstenmal lese, und der mir überaus viel Vergnügen gibt. Warum habe ich nicht Griechisch genug gelernt, um den Xenophon und Thucydides zu lesen? Mein eigener Stil ist noch nicht historisch und überhaupt noch nicht einfach, und nach den Neuern möchte ich ihn doch nicht gern bilden, am wenigsten nach Gibbon, dem so hoch gepriesenen.

Lebe wohl. Was ich an Briefen versäumt habe, hohle ich nach; thue Du ein Gleiches. Ihr seid doch gesund und wohl? Ich könnte hier glückliche Tage leben; aber die Arbeiten drücken mich, und über eine Woche war ich wegen Zahnschmerzen unfähig zu Vergnügen und Arbeit. Grüße Minna und Dorchon, und der letzten bringe ein kleines Versprechen in Erinnerung. Der Minna schicke ich das Blatt für ihr Stammbuch, sobald sich eine Muse meiner erbarmet. Lebe wohl.

Dein

Schiller.

## **An Gottfried Körner.**

**Rudolstadt d. 13. 8br. [Dienstag] 1789.**

Deine Acten will ich von Jena aus an Voigt schicken, aber von Deinen Forderungen sage ich ihm noch nichts. In Deinem letzten Briefe scheinst Du mir über die Weimarische Angelegenheit doch zu sehr abgekühlt zu seyn. Ob ich gleich gestehe, daß mir die Lebhaftigkeit abgeht, womit ich sie sonst betrieben hätte (denn ich sehe für mich nicht viel Gewinn dabey voraus, weil ich die Hofnung aufgebe, einen Plan zu meiner künftigen Existenz in Jena ausführen zu können), so sehe ich Dich doch, gegen Dresden betrachtet, in Weimar um vieles gebeßert. Der beste Theil Deines Wesens kann bey dem Tausche gewinnen, dies kann ich mir nicht ausreden! Willst Du meinem Rathe

folgen, so lasse die Sache in der Stille ihren Gang gehen, ohne sie zu lebhaft zu betreiben, und ohne sie ganz zu suspendiren. Mein Schicksal entscheidet sich binnen eines Jahres gewiß, und unser Plan von Vereinigung darf kein Traum gewesen seyn. Das, was wir uns in Dresden waren, war ein zu wirkliches Gut, und unser Geist hat sich zu wohl dabey befunden, um sich so leicht von der Hofnung zu trennen, daß es wieder so werden könne, und noch besser! Wir werden größere Forderungen an einander machen, aber wir werden auch im Stande seyn, größere zu erfüllen. Ich mag es mir nicht denken, daß wir uns in reiferen Jahren weniger nahe stehen sollten, als in frühern. In jeder Lage würde ich Dich suchen, und auch Du würdest mich nicht minder finden.

Wieland mahnt mich jezt stark um Beyträge zu dem neuen Mercur, und er will schon für das Jennerstück etwas von mir. Finde ich Zeit und Stimmung, so setze ich den Brief an Dich auf, wovon wir gesprochen haben; aber noch sehe ich nicht, wie ich es möglich mache. Die Abhandlung zu dem Ersten und Zweyten Bande der Memoires ligt mir sehr auf dem Halse. Der Erste Band wird binnen 14 Tagen gedruckt seyn, aber zum Zweyten habe ich noch nichts vorräthig, die Uebersetzung selbst ausgenommen, die ein andrer besorgt. Von Jena aus will ich Dir meine Antrittsrede vom vorigen Sommer schicken; Du mußt mir Deine Meynung davon sagen. Ich betrachte sie als ein Instrument zu besserer Versorgung; denn sie muß einen Begriff von dem erwecken, was ich als Professor der Geschichte leisten kann. So wie Du sie lesen wirst habe ich sie freilich nicht gehalten. Ich glaubte dem Publikum etwas mehr ausgearbeitetes schuldig zu seyn, als einem Haufen unreifer Studenten.

Was ich neulich von historischem Stil Dir schrieb, scheinst Du unrecht verstanden zu haben, oder Du hast nicht alles zusammengenommen. Das Interesse, welches die Geschichte des peloponn. Kriegs für die Griechen hatte, muß man jeder neuern Geschichte, die man für die neuern schreibt, zu geben suchen. Das eben ist die Aufgabe für das Genie, dass man seine Materialien so wählt und stellt, dass sie des Schmucks nicht brauchen, um zu interessiren. Wir neueren haben ein Interesse in unserer Gewalt, das

kein Grieche und kein Römer gekannt hat, und dem das vaterländische Interesse bey weitem nicht beykommt. Das letzte ist überhaupt nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Ein ganz andres Interesse ist es, jede merkwürdige Begebenheit, die mit Menschen vorgieng, dem Menschen wichtig darzustellen. Es ist ein armseliges kleinliches Ideal, für eine Nation zu schreiben; einem philosophischen Geiste ist diese Grenze durchaus unerträglich. Dieser kann bey einer so wandelbaren, zufälligen und willkührlichen Form der Menschheit, bei einem Fragmente (und was ist die wichtigste Nation anders?) nicht stillestehen. Er kann sich nicht weiter dafür erwärmen, als soweit ihm diese Nation oder Nationalbegebenheit als Bedingung für den Fortschritt der Gattung wichtig ist. Ist eine Geschichte, (von welcher Nation und Zeit sie auch sey) dieser Anwendung fähig, kann sie an die Gattung angeschlossen werden, so hat sie alle Requisite, unter der Hand des Philosophen interessant zu werden, und dieses Interesse kann jeder Verzierung entbehren.

Von der Frau von Stein habe ich eine Bitte an Dorchen. Sie wünscht mein Portrait zu copieren, und ersucht Dorchen, es ihr zu schicken. Ich stehe dafür, daß sie es nicht lange behält, und es auch gut in acht nimmt. Sie ist glücklich im Copieren und wird es treffen; sonst würde ich Dorchen selbst davon abrathen, es ihr zu schicken. Will mir Dorchen die Zeichnung anvertrauen, so will ich sie richtig besorgen; sonst aber will ich der Stein sagen, daß sie sie selbst darum ersuchen mag. Ich mische mich nicht in die Sache.

Lebe wohl und grüße Minna und Dorchen. In 5 Tagen reise ich wieder nach Jena, und spanne mich wieder ein. Von dort aus mehr.

Dein

Schiller.

## **An Gottfried Körner.**

**Jena d. 10. Nov. [Dienstag] 1789.**

Mein heutiger Geburtstag erinnert mich, daß ich Dir lange nicht geschrieben habe; vielleicht aber hast Du mich im Herzen entschuldigt. Ich muß mir für diesen Winter Toleranz von Dir erbitten, wenn Du seltener von mir hörst; denn, so wie diesen Winter

bin ich, solange wie ich lebe, nicht obsedirt gewesen von Arbeit. Du kannst Dirs leicht denken, wenn ich Dir sage, daß ich alle Tage eine ganze Vorlesung machen und wörtlich niederschrieben muß; also jeden Tag fast zwei gedruckte Bogen, ohne die Zeit, die auf Lesen und Excerptiren hingeht. Du wirst sagen, ich mache mir die Arbeit unnöthig schwer, aber mein äuserst schwaches Gedächtniß nöthigt mich dazu. Der Vortheil, den ich dabey habe, ist für die Zukunft beträchtlich; auf die Gegenwart darf ich freilich nicht sehen. Mein privatum ist äuserst miserable ausgefallen, woran ich freilich zum Theil selbst Ursache bin. Ich schickte den Anschlagzettel von Rudols. hieher; er wurde aber weil etwas daran fehlte nicht angeschlagen biß ich selbst kam, und dieses war, da die Collegien schon angefangen hatten. Die Studenten hatten also ihre Eintheilung schon gemacht; ausserdem habe ich einige sehr fatale Collisionen in den Stunden nicht vermeiden können. Kurz, ich bin sehr erbärmlich gefahren, meine ganze Anzahl besteht aus 30, wovon mich vielleicht nicht zehn bezahlen. An diesem würde mir just am wenigsten liegen, wenn mich der schlechte Anfang nicht überhaupt verdrösse. An meinem Hauptplan wird nichts geändert, ich arbeite meine Geschichte aus, wie für 100, und der Nutzen muß sich auf eine ganz andere Art für mich ergeben. Indessen habe ich erschrecklich viel Arbeit mehr, weil meine schriftstellerischen Arbeiten dabey fortgehen müssen. Zum Glück habe ich die Memoires, woran zwey Mitarbeiter sind, denen ich nur die Hälfte des Honorars zu bezahlen brauche. Der erste Band wird diese Woche gedruckt seyn, und der zweite kommt unter die Presse. Die Abhandlung, die ich darzu machte, wird Dir nicht uninteressant seyn.

Hie schicke ich Dir die Antrittsrede, die mir hier nichts als Händel gemacht hat. Ich nenne mich in aller Unschuld darinn einen Professor der Geschichte, weil mir (wie Du leicht denken kannst) nicht bekannt war, daß ich dadurch mit einem, der eine Nominalprofessur zur Geschichte hat, collidiren könnte. Dies ist Heinrich, der darüber Lerm geblasen hat. Sie ließen mirs durch Grießbach wissen, daß ich der Sache abhelfen möchte; welches leicht angeht, da sie neu aufgelegt wird, und also der Prof. d. Geschichte in einen Prof. d. Philosophie verwandelt werden kann. Ist dieß aber nicht erbärmlich? Und der Academiediener, der sie aus

dem Buchladen fodert, ist so insolent – da man sie ihm nicht gibt, weil sie schon versendet war, den angeklebten Titel von der Thüre wegzureißen. Mit solchen Menschen habe ich zu thun.

Gebe der Himmel, daß ich Dir in dem nächsten halben oder ganzen Jahr möge Nachricht geben können, daß ich irgend anderswo angestellt bin. An meiner Thätigkeit fehlt es nicht, diese Crisis zu beschleunigen.

Ein gewisser Baron v. Bock wie er sich nennt schickt mir dieser Tage aus Metz eine französische Uebersetzung des Iten und Ilten Fragments vom Geisterseher und des heimlichen Gerichts; beides von seiner Feder. Er wünscht das ganze heimliche Gericht zu haben, indem er zweifelt, ob gegenwärtig in Frankreich und England ein solches Produkt könne geschrieben werden. Er meynt, daß diesem Stük, wenn er es ganz hätte und übersetzen könnte, die Ehre widerfahren könnte, auf dem Theatre français gespielt zu werden. Ich möchte dieses ja dem Verfasser zu Gemüthe führen. Wenn Huber Lust hat, so würde ich es ihm nicht misrathen. Die Uebersetzung meines Geistersehers ließt sich gut, bis auf einige Stellen, die der gute Freund nicht verstanden hat.

Hast Du Dir Reinholds Buch angeschafft und was hältst Du davon? Den versprochenen Brief des Julius erhältst Du vielleicht doch, und früher, als Du ihn erwartest.

Sonst bin ich gesund, und es gibt Verhältnisse, die mich über dieser Last von Geschäften noch aufrecht erhalten. In einigen Wochen werde ich mit der Mutter die bewußte Sache in Ordnung bringen. Sey tausendmal begrüßt und grüße Minna und Dorchen. Ich schließe diesen Brief, um wieder an die Arbeit zu eilen. Lebe wohl.

Ewig Dein

Schiller.

## **An Gottfried Körner.**

**Jena, 23. November [Montag] 1789.**

Was Du mir von meiner Situation in Jena schreibst, daß ich hier gar nicht an meiner Stelle bin – o, das fühle ich leider lebhaft genug!

Daß ich auch nicht hier bleibe, weiß ich; nur, fürchte ich, werde ich noch das ganze folgende Jahr hier ausharren müssen: theils um bei

dieser Gelegenheit, docendo nämlich, mich in der Geschichte mehr umzusehen, theils auch wegen meiner Heirath.

Aus dem Briefe vom Coadjutor, den ich beischließe, siehst Du, daß ich bei ihm einen Schritt gethan habe. Sage mir nun Deine Meinung, ob ich es dabei bewenden lasse, oder das, was er von Mainz sagt, für einen Wink nehmen soll. Von ihm kann ich alles erwarten, wenn er anfangen wird zu können. Dann – möge der Himmel seinen Segen dazu geben, – dann, denke ich, ist für mich gesorgt! Was Du von Berlin schreibst, ist aus meinem Herzen genommen; aber die Schwierigkeiten dürften mir jetzt noch unübersteiglich seyn. Vor dem Verdiensterwerben würde ich mich bei besserer äußerer Lage und Muße so sehr nicht fürchten, wenn ich nur nicht unglücklicherweise, um sie zu erwerben, schon in der Lage seyn müßte, wozu die Verdienste mir erst verhelfen sollen. Auf das Frühjahr verlange ich von Weimar eine Erleichterung; Besoldung werde ich es wohl nicht nennen können, und ich kann von Glück sagen, wenn es zweihundert Thaler sind; mehr als hundert Thaler habe ich gar nicht zu erwarten.

Länger als zwei Jahre kann dieses precaire Leben unmöglich mehr dauern. Ich weiß, daß ich einige Freunde in der Welt habe, die für mich handeln, wenn es möglich ist. Nur muß ich sie noch durch irgend ein gründliches Product – Gott verzeih mir diese Lästerung an der Kunst! – in ihren Verwendungen für mich unterstützen. Unterdessen, hoffe ich, sollen sich meine Memoires gut halten, die mir nicht so sehr viel Mühe kosten. Ich höre überall, auch von Göschen, der neulich hier war, daß sehr starke Nachfrage darnach sei. Mauke will mir acht Bände des Jahres drucken, wenn ich sie ihm schaffe; und wenn ich mehr Gehilfen finde, die mit dem halben Honorar zufrieden sind, so komme ich recht leicht zu sechshundert Thalern. Eine Diversion von meinem Hauptstudium macht mir diese Arbeit ohnehin nicht.

Mit meiner geringen Anzahl von Auditoren ist es im Ganzen doch sehr natürlich zugegangen, weil ich zuletzt angeschlagen habe, wo die Studenten alle Ducaten, über die sie in diesem Winterhalbjahr disponiren können, schon bestimmt gehabt haben. Sehr großen Schaden thut mir Loder, der ein Collegium liest, welches nicht allein Mediciner hören. Jede Wissenschaft muß Brodwissenschaften

weichen. Mein publicum ist ziemlich voll. Indessen gestehe ich, daß aller Eifer mich verlassen hat – und daß sie mich reut, soviel ich Haare auf dem Kopfe habe, nicht dieses und das folgende Jahr meine Unabhängigkeit behalten zu haben, um einen Hauptplan mit Muße und Freiheit zu verfolgen. Aeußeren Sporn hatte ich zu anhaltendem Fleiße nicht mehr nöthig. Der Himmel wird noch alles zum Besten wenden. Lebe wohl. M. und D. grüße ich herzlich. Den Brief des Coadjutors schicke mir mit Deiner nächsten Antwort zurück. Bist Du dafür, daß ich mich an den Churfürsten von Mainz wende, so schreibe mir doch seinen Titel auf. Hier darf ich niemand fragen.

Dein

S.

## **An Gottfried Körner.**

**Jena d. 10. Dec. [Donnerstag] 1789.**

Ich bin in Unruhe wegen eines Einschlusses vom C. in E., den ich dir vor 14 bis 18 Tagen geschickt habe, und worauf ich von Dir noch keine Antwort habe. Blieb mein Brief, oder Deine Antwort liegen? Du wirst begreifen, daß dieser Brief nicht verloren gehen darf, und am wenigsten hier herum gefunden werden. Wenn Du mir auch nicht gleich schreiben kannst, so melde mir nur in 2 Worten den Empfang jenes Briefes. Hab ich Dir schon geschrieben, daß der Mann der Charlotte schon seit dem Anfang des Winters in Weimar ist, und daß er und sein Bruder der Präsident sie überrascht und wieder besänftigt haben. Wie ich höre, stehen sie jezt leidlich, und sie soll entschlossen seyn, ihren Mann nach F. zu begleiten. Doch weiss ich das ö von ihr selbst. Sie war sehr krank und ist eben in der Genesung. Ich habe lange keinen Brief von ihr.

Weis't Dein langes Stillschweigen auf schriftstellerischen Fleiß? Das gebe der Himmel. Wie wärs, wenn Du den 10 Band der Thalia übernähmest, wie Huber den 9ten? Mache es mit Göschen aus. Ich gebe Dir dann einen kleinen Aufsatz hinein, an dem Du Dich für den Deinigen bezahlt machen kannst. Ich kann auf Ostern noch kein Heft

übernehmen, und Göschen hat viel Lust zur Thalia, weil sie jetzt doch so weit gehen soll, daß er Profit hat.

Ich schicke Dir, wenn die Post ein Paquet annimmt, den Ersten Band m. Memoires. Grüße mir Minna und Dorchen herzlich. Schon viele Grüße sind mir von Rudolstadt aufgetragen worden, aber ich vergesse sie immer.

Die Beulwitz und Lengefeld sind diesen Winter in Weimar. Unser Verhältniss ist doch nicht ganz stille geblieben; oder sind es bloß Schlüsse von unserem Öfteren Beisammensein in Rud. und Jena? Selbst der Coadj., der neulich in Weimar war, hat sich darnach erkundigt.

Ich hätte, glaub ich, noch allerlei Dinge Dir zu erzählen – aber sie wollen mir nicht sogleich beyfallen. Auch hier war der Coadj.; aber ich sprach ihn in schrecklicher Gesellschaft, im Zirkel alter Professoren, weil uns der Herzog zusammenrufen ließ. Da konnte ich bloß über allgemeine Dinge mit ihm sprechen.

Adieu einstweilen. Gieb mir ja bald Nachricht wegen des Briefes.

Dein

S.

## **An Gottfried Körner.**

**Jena, d. 12. Dec. [fälschlich für 13. Sonntag] 89.**

Ich wollte Dir von meiner Heirathsgeschichte nichts schreiben, weil über die Zeit und die Einrichtung selbst bisher nichts entschieden war. Zwar ist auch jetzt noch nichts entschieden; aber ich möchte sehr gern Deine Meinung über die Maaßregeln hören, die wir nehmen wollen. Ich kam vor einer halben Stunde von Weimar zurück, wo ich mich mit beiden Frauen über unseren Plan besprochen habe; bei meiner Ankunft finde ich Deinen Brief, und will ihn sogleich beantworten.

Es ist mir gar lieb zu hören, daß auch Dir vor dem UniversitätsWesen eckelt; ich wollte es in meinen letzten Briefen an Dich nur nicht gerade herausagen, daß mir diese Existenz – verbunden mit der ganzen Begleitung von fatalen Umständen, die von dem

Professorleben unzertrennlich sind, daß sie mir herzlich entleidet ist; Wäre sie mit nur ein wenig erheblichen oeconomischen Vortheilen verknüpft, so wollte ich mich darein ergeben, wie jeder andre in sein Amt, und wie Du selbst in Deine collegialischen Geschäfte. Aber dieses ist nicht, und kann in den nächsten 3, 4 Jahren auch nicht werden. Ich habe keinen großen Glauben an die Générosité meines Herzogs; kann es ihm auch nicht zumuthen, etwas beträchtliches für mich zu thun; und bey 100, 200 Thlr. pension habe ich ganz u. gar keinen Vortheil. 200 Thlr. sind alles, was ich mit einiger Sicherheit für zwei Vorlesungen in jedem halben Jahr, jährlich rechnen kann; und um diese 2 Vorlesungen in jedem halben Jahr, jährlich rechnen kann; und um diese 2 Vorlesungen lesen zu können, müßte ich noch den ganzen nächsten Sommer auf die Ausarbeitung eines zweyten Collegiums verwenden. Du begreifst, daß ich diesen Fleiß nach dem mäßigsten Anschlag noch einmal so hoch in schriftstellerischen Arbeiten ausbringen kann. Es ist also von Seiten meiner Oeconomie gar nichts, was mich in Jena halten kann. Aber es ist ein wichtiger Grund vorhanden, der mich davon wegzieht, und dieß ist meine Heurath.

Fürs erste mag u. will ich die Lengefeld nicht in die fatalen Jenaischen Verhältnisse hinein ziehen, welche für sie noch fataler werden, da man hier ihren Adel nicht vergessen kann; ich würde sie u. mich den größten Platittüden aussetzen. Dann sind wir auch Weimar zu nahe, wo die Lengefeld mit dem Adel sehr verflochten ist; und einige Verbindungen müßten fort dauern, welche mit ihrer hiesigen Existenz einen unangenehmen Contrast machten, und in unserem Leben eine immerwährende Disharmonie unterhielten. Dieß sind aber Nebengründe, auf die ich nicht so sehr achten würde, wenn nicht wichtigere hinzu kämen. Die Mutter wird sich äußerst ungerne von ihrer Tochter trennen, weil sie biß jezt darauf rechnen konnte, sie in Rudolstadt zu verheurathen. Die Heirath mit mir zerstört diesen ganzen Plan der Mutter, der zwar noch nicht in Richtigkeit gebracht ist, aber zwischen beiden Theilen vorbereitet worden, und kein Hinderniß hat, als die Lengefeld selbst und unsre Verbindung. Die Mutter nahm ihren Plan zurück, sobald sie sah, daß er bey der Tochter nicht durchgehen könnte; aber die Entfernung ihrer Tochter wird ihre Zufriedenheit mit unserer Heurath sehr

vermindern. Dazu kommt, daß die Entfernung der einen Tochter bald auch die Entfernung der andern zur Folge haben würde, denn die Beulwitz stimmt sehr übel mit ihrem Manne zusammen, und nur die Gesellschaft ihrer Schwester machte ihr dieses Verhältniß biß jezt leidlich. Allein lebt sie nicht mit ihm, und ihre Mutter ahndet dieses schon längst, und ist sehr unruhig darüber. Er ist ein recht schätzbarer Mann von Verstand und Kenntnissen; dabey denkt er gut und edel – aber es fehlt ihm an Delicatesse, und seine Frau weiß er nicht zu behandeln. Sie hat viel mehr Geist als er, und eine ganz eigne Feinheit der Seele, für die er nun ganz u. gar nicht gemacht ist. Diesem übeln Verhältniß wird abgeholfen, wenn wir, die Lengefeld und ich, mit Beulwitz u. seiner Frau zusammen leben. Er und ich stehen gut, und vertragen uns gut mit einander; und wenn die Beulwitz nicht auf die Gesellschaft ihres Mannes eingeschränkt ist, so geht auch mit ihr alles besser. Im Hause haben wir Platz; es sind 2 Häuser aneinander, die communication haben, und seitdem die Mutter nach Hof gezogen ist, ist Platz für uns geworden. Ich brauche bloß 300 Thlr. in die oeconomie zu geben, 200 Thlr. zieht Lottchen von ihrer Mutter, ohngefehr eben soviel brauche ich für mich. 500 Thlr. sind mir nothwendig, aber auch hinreichend, und diese denke ich ganz allein von der Thalia zu ziehen. Die Einnahme von den Memoires bleibt mir a part; und wenn die Memoires im Gang sind, wenn ich 3 oder 4 brauchbare Mitarbeiter dazu beisammen habe, so ist meine Arbeit sehr gering dabey, und die Einnahme immer 3, bis 400 Rthlr.

Unser Plan war also dieser. Ich verlange auf Ostern einen fixen Gehalt, den man mir ganz gewiß verweigert, und dann lege ich meine Professur nieder. (Kann ich es dahin bringen, daß man mir erlaubt, ein Jahr zu privatisieren, um meine Niederländische Geschichte zu beendigen, so kann ich diesen gewaltsamen Schritt vermeiden; und im Verweigerungsfalle gibt diese Niederl. Geschichte einen sehr anständigen Vorwand meines Austritts ab, auch für das Publicum.) Mein Vater ist alles, was ich eigentlich zu schonen brauche; denn nachtheilige Folgen kann dieser Abgang von Jena darum nicht für eine künftige Versorgung haben, weil meine schriftstellerische Wirksamkeit fortgeht, weil ich bey dem Studium der Geschichte beharre, und in 4 biß 5 Jahren mein Verdienst in

diesem Fache allgemein anerkannt seyn muß. Zugleich suche ich einige Verbindungen in Mainz, Berlin und Göttingen zu unterhalten, die, durch historische Schriftstellerey unterstützt, mir immer einen Weg offen halten müssen, wenn es seyn muß, Versorgung zu finden. Auf die Academie in Berlin rechne ich noch immer. Also bloß meinen Vater habe ich zu schonen, weil dieser meinen Plan nie goutiren wird, und auf Jena alle seine Hofnung gesetzt hat. Um diesen zu beruhigen, muß ich das Vermögen Lottchens etwas größer machen als es ist, und mit den Prinzen von Rudolstadt einige Verbindungen eingehen, die meinen Aufenthalt in Rudolstadt auf eine gewisse Art nothwendig zu machen scheinen. Die Prinzen sind jezt mit Beulwitz in der Schweiz; auf der Hinreise haben sie meinen Vater kennen lernen, und dieß wird nun benutzt. Der älteste Prinz muß ihm schreiben, sobald es dahin kommt, und ich werde von meiner Seite alles ins beste Licht zu setzen suchen. Ohnehin muß ich mir, sey es von welchem Hofe es wolle, einen Charakter geben lassen; und so etwas wirkt, auch auf meinen Vater, und es trägt mit dazu bey, meinen Austritt von hier etwas anständiger zu machen. Ich zöge also, sobald diese Präliminarien berichtet sind, nach Rudolstadt, und die Heirath geschähe dann auch gleich. Ohngefehr 4, 5 Jahre rechne ich da zu bleiben, und in dieser Zeit würde ich die Geschichte überhaupt durchstudieren, und einige Theile daraus vorzugsweise bearbeiten. Schon allein meine schriftstellerischen Arbeiten müssen mich durch alles, was darinn interessant ist, hindurchführen. Die Thalia gäbe mir aber auch Gelegenheit für dichterische Arbeiten u. Philosophie. Doch ich verspare es auf einen anderen Brief, von meinem litterarischen Plan zu sprechen.

Warum wir die Mutter der Lengefeld biß jezt mit dieser ganzen Sache noch nicht bekannt gemacht haben, ist darum geschehen, weil wir ihr die ganze Angelegenheit erst vorlegen wollen, wenn sie von allen Seiten durchdacht und fertig ist; denn da sie immer glauben wird, ihrer Tochter ein Opfer zu bringen, so würde sie zuviel bei der Anordnung zu sagen haben wollen. Sie ist es indessen, die bey diesem Plan am meisten gewinnt, weil ihr Aufenthalt in Rudolstadt über ihre Hofnung dadurch verbessert wird.

Ich habe Dir nun glaube ich, das Hauptsächlichste gesagt; denke Dich in meine Lage, und sage mir Deine Meynung aufrichtig. Bey mir ist

dieses von einem entscheidenden Gewicht, dass ich 4, 5 Jahre in einer glücklichen Lage meines Geistes und Herzens privatisiren, und meinem Geiste diejenige Stärke und Reife geben kann, die mir allein bey einem zweyten öffentlichen Auftritt die nöthige Sicherheit verschaffen kann – und dann ist doch schriftstellerische Ausbildung das höchste, wonach ich zu streben habe. Wie kann ich aber als Schulmeister auf einer Univ. dahin gelangen? – Du wirst auch darin meiner Meynung seyn: daß, wenn ich einige Jahre privatim zugebracht und einige wichtige Schriften vollendet habe, meine Bewerbungen in Mainz und Berlin von ganz anderem Nachdruck seyn werden, als wenn ich sie jezt thäte, wo mir sowohl der äusere entschiedene Kredit, als die innere Sicherheit noch mangeln. Lebe wohl. Die Post geht sogleich. Ich erwarte mit Ungeduld Dein Urtheil über diese ganze Angelegenheit. Die Sache ist delicat; um so reifer muss sie überlegt werden. Herzliche Grüße an Minna und Dorchen.

Dein

S.

## **An Gottfried Körner.**

**Jena d. 24. Dec. [Donnerstag] 89.**

Ich bin jetzt voll Erwartung, lieber Körner. Vorgestern erhielt ich die Einwilligung von der Mutter, einer vortreflichen Frau! Gestern schrieb ich an den Herzog um eine Erleichterung. Man sagte mir, daß ich es bey dem Herzog wohl würde durchsetzen können, und mißrieth mir deßwegen den Schritt, von dem ich Dir in m. letzten Briefe geschrieben habe. In Weimar wird seit einiger Zeit allgemein von meinem Verhältniß mit Lottchen gesprochen, und der Herzog selbst sondirte die Stein darüber. Sie gestand es ihm und da er es billigte, so liess sie ein Paar Worte von Pension fallen, die er nicht ganz abwies. Er hat s. Freude an solchen Dingen, und der Lengef. ist er sehr gut. Ich habe große Hofnung, daß etwas für mich geschehen wird. Einige Jahre, seh ich schon, muß ich das akademische Leben schon noch mit ansehen, wärs auch nur, um die Mutter u: meinen

Vater zu beruhigen. Indessen stirbt entweder jemand, den Du weißt, oder es öffnet sich mir sonst eine vortheilhafte Aussicht.

Mit 800 Thlr. kann ich hier recht artig leben. Gäbe mir der Herzog 200 und ich erwürbe durch 4 Vorlesungen des Jahres nur 200, das wenigste was ich rechnen kann: so wären es schon 600 mit den 200, die mir die Mutter jährlich zuschießen kann. Durch Schriftstellerey will ich mir wenigstens ebenso viel als bisher erwerben, da mir in jeder Woche 2 Tage ganz frey, und zusammen gerechnet 2 Monate Ferien im Jahre bleiben. Sind meine Vorlesungen einmal ausgearbeitet, so ist jeder Tag ganz mein eigen. Ich hoffe also auch schon im ersten Jahre mit Abzahlung der Schulden einigen Anfang machen zu können. Schlägt die Unternehmung mit den Memoires ein u: kann der Verleger im Jahre, wie der Plan ist, 8 Bände verschließen, so ist mir dieses ein Object von 100 Louisdors ohne daß ich mehr Arbeit habe als etwa 18-20 Bogen eigene historische Arbeit, und die Correctur. Ich sehe der Zukunft ziemlich ruhig entgegen; fleißiger werde ich seyn, als in meiner bisherigen Lage, weil ich ruhiger und glücklich in mir selbst bin. An Collegiengeld sind mir jetzt doch 8 Ducaten bezahlt, und die meisten zahlen erst gegen Neujahr; so schlecht also auch m. erstes privatum ausgefallen ist, so ist es doch nicht ganz leer, und gibt mir bessere Hofnung fürs künftige. Mehr als einige Jahre werde ich diese Existenz wohl nicht aushalten; aber gewinne ich auch nichts, als daß mir das Ganze der Geschichte dadurch geläufiger wird, so will ich diese 2, 3 Jahre nicht für ganz verloren halten.

Mein Gemüth ist jetzt in einer sehr großen Bewegung, wie Du mir gern glauben wirst. Die schnelle und so edle Einwilligung der Mutter rührte mich sehr; sie muß viele Plane und Hofnungen aufopfern, und alles im Vertrauen auf mich und meine Liebe. Beulwitz schrieb mir kürzlich aus Geneve; und auch von dieser Seite wird sich ein gutes Verhältniß anknüpfen. Könnte ich nur Lottchen hier in Jena eine angenehme Existenz bereiten. Ich muß mich fast ganz allein auf Paulus u. s. Frau einschränken und zum Glück lieben die Frauen einander sehr. Wenn ich mich von allen anderen hiesigen Verhältnissen frey erhalte, so vermeide ich wenigstens Plattitüden. Ich behalte meine gegenwärtige Wohnung, und miethe auch die übrigen Zimmer auf derselben Etage. Meine Hausjungfern wollen

sich dazu verstehen, den Tisch zu besorgen und ich komme wohlfeiler weg als bei eigener Ménage. So brauche ich zu unserer Bedienung niemand, als eine Jungfer für Lottchen; ich behelfe mich mit meinen bisherigen Leuten. Da ich alle Meubles im Hause haben kann, so brauche ich mich auch nicht einzurichten; welches überhaupt nicht rathsam wäre, eh ich weiß, wie lange ich bleibe. Das schwerste also, der Anfang, wird mir ziemlich leicht; und was ich zu m. eigenen Equipirung brauche, ist wohl das meiste. Göschen gibt mir 400 Thlr. für einen Aufsatz über den 30jährig Krieg im historischen Kalender. Die Arbeit ist leicht, da der Stoff so reich und die Behandlung bloß auf die Liebhaber zu berechnen ist. Diese 400 Thlr. kommen mir gar gut um diese Zeit. Einige Bände Memoires, die ich zugleich übersetzen lassen will, Vorschüsse von der Mutter und etwas fixes vom Herzoge, das mir Bertuch vorschießen muß – dieses zusammen schafft mir doch gegen 1000 Thaler in die Hände, womit ich schon recht gut anfangen kann.

Schreibe mir bald, und sage mir, ob Dich meine jetzige Lage freut und befriedigt. Ein andermal wollen wir von unseren Entwürfen reden. Grüße mir Minna und Dorchen. Lebe wohl.

Dein

Schiller.

## **An Gottfried Körner.**

**Jena, d. 27. Dec. [Sonntag] 89.**

Mein letzter Brief hat Dir gesagt, dass ich mich doch entschlossen habe, die ersten Jahre noch hier zuzubringen. Zur Beruhigung der Mutter muss ich diesen Weg vorziehen, weil ich ihr nicht so überzeugend, als es mir ist, darthun kann, daß ich durch meinen Abgang von der Universitaet von meinen künftigen Aussichten nichts verlöre. Hier kann ich freilich eine bessere Versorgung auf eine anständigere Art abwarten u: vielleicht mit besserm Erfolg einleiten, als wenn ich ohne in sicheres Brod bin, und ihrer mehr nöthig zu haben scheine. Dem Herzog habe ich um eine Pension geschrieben, und erwarte nun jeden Tag die Entscheidung. Sie mag aber ausfallen wie sie will, so ändert sie nichts an meinem Entschluß. Giebt er mir einige 100 Thlr., so kann ich ohne Anstand hier leben, und werde

mich auch nicht eben mit Collegien überhäuffen. Versagt er mir die Pension, so bleibe ich deßwegen doch hier, lese aber gar nichts, oder nichts als ein einziges Collegium. Habe ich alle meine Zeit für mich, so komme ich ohne Pension aus, und gewinne an Unabhängigkeit und Interesse der Beschäftigung, was ich etwa an Bequemlichkeit des Erwerbs dadurch verliere. Es kommt alles darauf hinaus, ob ich die 2 ersten Jahre, in jedem 600 Thlr., gewiß erwerben kann; denn mit 800 Thlr. kann ich ohne Anstand hier leben. Daß mir jenes nicht schwer werden wird, begreifst Du, auch wenn es bloß durch die Thalia geschähe. Den Gewinn der Memoires rechne ich noch gar nicht. Schlagen sie ein, so habe ich etwas, wovon Schulden bezahlt werden können.

Ich hoffe, die Mutter auch in dem Falle zu beruhigen, wenn der Herzog jetzt nichts für mich thut. Auf jeden Fall aber hat sie kein Veto in Rücksicht auf die Zeit meiner Trauung; denn was Lottchen erhält, ist väterliches Vermögen, und ganz unabhängig von dem Willen d. Mutter. Du kannst es also für etwas entschiedenes halten, dass unsre Verbindung nach Ostern vor sich geht. Entweder im May oder Junius, nicht später.

Ich zähle mit Zuverlässigkeit darauf, daß ich in 2, höchstens 3 Jahren eine, wäre es auch academische, Stelle erhalte, wo mich ein fixer Gehalt über alle Sorgen sicher stellt, und wobey mich eine bessere Bekanntschaft mit der Geschichte, die ich unterdessen mache, auch in der Arbeit erleichtert. Ich werde auch außer Mainz und Berlin noch an einig andern Plätzen Connexionen suchen u: unterhalten. Wegen der nöthigen Einrichtung am Anfang bin ich ö in Sorgen. Vieles kann die Mutter Lengefeld in diesem Stück uns erleichtern. Meubles schaffe ich mir nicht an; auch brauche ich bloß das nöthige, und dieß ist hier nicht soviel. Aus meinem letzten Brief wirst Du dieses ersehen haben. Wenn wir ganz isolirt hier leben, so kann ich mir die hiesige Existenz leidlich denken. Mit Paulus bin ich genau liirt. Die Beulwitz und aus Weimar die Stein, bringen schon einige Abwechslung in unseren Umgang. Wie wenig ich für mich ihn brauche, weißt Du ohnehin. Unsere bloße Correspondenz giebt mir mehr, als hier die Reinholds und Hufelands mir geben.

Lebe wohl. Ich habe noch einen Brief von Dir zu erwarten, den Du mir versprochen hast. Minna und Dorchen viele Grüße von mir und von den beiden. adieu.

S.

## **An Gottfried Körner**

**Jena, den 6. Januar [Mittwoch] 90.**

Ich schrieb Dir das letztemal, daß ich dem Herzog um eine Pension schreiben wolle. Dieß ist auch sogleich geschehen und in wenigen Tagen entschieden worden. 200 Thlr., wie ich vermuthete. Was ich nicht vermuthete war, daß der Herzog selbst fühlen würde, daß dieß wenig sey. Den Tag, nachdem ich ihm geschrieben gieng ich nach Weimar, aber ganz in der Stille, und ohne jemand anders zu sehen als Lengefelds. Er erfuhrs aber und ließ mich hohlen, sagte mir dass er gern etwas für mich thun möchte, um mir seine Achtung zu zeigen; aber mit gesenkter Stimme u. einem verlegenen Gesicht sagte er, daß 200 Thlr. alles sey, was er könne. Ich sagte ihm, daß dieß alles sey, was ich von ihm haben wolle. Er befragte mich dann um meine Heurath und beträgt sich seitdem er darum weiß überaus artig gegen Lottchen. Wir aßen den Tag darauf bei der Stein zu Mittag; da kam er selbst hin und sagte der Stein, daß er doch das beste zu unsrer Heurath hergebe, das Geld. Er spricht sehr oft davon und man sieht, daß er Antheil daran nimmt. Der Stein sagte er auch Er freute sich sehr wenn er etwas für mich thun könnte, aber er sähe voraus, daß ich es ihm nicht danken werde. Ich würde gewiß bey der nächsten Gelegenheit gehen. Darin könnte ers getroffen haben; aber die Gelegenheit muß wenigstens so vortheilhaft seyn, daß er selbst mich entschuldigt. Der Coadjutor sagte neulich der Stein auch, daß er mich einmal gewiß in Mainz haben würde. –

So stehen jetzt die Sachen. Was m. Pension anbetrifft, so werde ich nicht nöthig haben, sie mir vorschießen zu lassen. Ich kann, was ich an Geld brauche durch meine Memoiren zwingen. Mit Bertuch stehe ich in gar keiner Geldabhängigkeit; im Gegentheil, er hat mir noch die berühmte Frau zu bezahlen. Nun bin ich in Erwartung, ob ich es bey der Mutter durchsetze, daß wir uns noch diesen Winter trauen

lassen. Die äuserl. Hindernisse sind gehoben, und meine Aussichten werden auf Ostern nicht besser sein, als jetzt.

Die Post geht sogleich. In meinem nächsten Briefe mehr. Grüße Minna und Dorchen. Lebe wohl.

Dein

S.

## **An Gottfried Körner.**

**Jena, 13. Jener [Mittwoch] 1790.**

Dieser Brief wird so kurz ausfallen, wie ein Hochzeitbrief; er ist es aber auch. Innerhalb vierzehn bis achtzehn Tagen wird die heilige Handlung hier in unserer lieben Stadt Jena vor sich gehen; Du kannst Dich also immer mit einem selbstgemachten lateinischen Carmen darauf rüsten. Meine Schwiegermutter kommt hierher nach Jena, und alles wird en famille tractirt, wo möglich ganz ohne fremde Zeugen. Unsere Einrichtung würde Dir, ihrer Simplicität wegen, die dabey doch sehr anständig ist, gefallen. Alles, was das eigene Haushalten anfangs so schwer macht, fällt weg, da wir mit keiner eigenen Wirthschaft anfangen. Kurz, so poetisch ich Dir auch vorkommen mag, so würdest Du doch zweifelhaft werden, wenn Du mich in unserer neuen Haushaltung überraschtest. Meinen letzten Brief, worin ich Dir von der Pension schrieb, hast Du, hoffe ich, längst erhalten. Die kluge Meine, die Du in dem Deinigen annimmst, hat mich belustigt. Traue mir zu, daß die zwei Jahre, die ich gehabt habe, meine künftige Frau, in Rücksicht auf mich, kennen zu lernen, und in eben dieser Rücksicht gegen andere zu stellen, nicht verloren gewesen sind. Wem sollte ich es weniger sagen als Dir, daß in Fällen dieser Art allgemeine Urtheile nichts heißen, daß die Individualität allein dabei Richterin seyn kann. Ich weiß wohl, daß unter zehen, die heirathen, vielleicht neune sind, die ihre Frauen um anderer willen nehmen; ich wählte die meinige für mich. Mir scheint, es begegnete Dir diesmal mit mir, was schon einigemal geschah: Du hast Dich über mich geirrt, weil Du zu wenig Gutes von mir hofftest. Ich bin bey diesem ganzen langen Vorfall mit meinem Kopf und meinem Herzen sehr zufrieden; aber mir kommt vor, Du könntest den Maßstab nicht sogleich wiederfinden, mit dem ich zu messen bin – und jeder kann

doch nur mit dem Maßstabe gemessen werden, den man von ihm selbst genommen hat.

Wenn ich vielleicht als Liebhaber, wie Du sagst, zu hoch in den Wolken stand, um meinem Gegenstand gut zu sehen, so stelltest Du Dich vielleicht diesmal etwas zu tief auf den Boden. Es wird gar nicht an Gelegenheiten fehlen, die Dich bekehren werden – und vielleicht gestehst Du Dir dann selbst, ein schönes Herz und eine feingestimmte Seele darum nicht gefunden zu haben, weil Du diese Eigenschaften bei Deinen Forderungen übersahst. Indessen, wozu diese Worte? Die Zeit wird es ja wohl lehren. Aber es ist mir zu vergeben, daß ich gerade Dich am wenigsten unter allen Menschen über ein Wesen in Irrthum lassen will, von dem ich einen so wichtigen Theil meiner Glückseligkeit erwarte.

Lebe wohl für heute. Ich schreibe Dir ja wohl noch mehr vor der Hochzeit. Grüße Minna und Dorchen schön von mir. Du wirst künftighin an Herrn Hofrath S. schreiben; ich bin seit einigen Tagen um eine Sylbe gewachsen – wegen meiner vorzüglichen Gelehrsamkeit und schriftstellerischen Ruhms beehrt mich der Meininger Hof mit dem Diplom.

S.

## **An Gottfried Körner.**

**Jena den 1. Febr. [Montag] 90.**

Du vermuthest mich bereits getraut und mein langes Nichtschreiben wird es Dir noch wahrscheinlicher machen; aber soweit ist es noch nicht. Erst auf den 10ten oder 12ten Febr. erwarte ich meine Schwiegermutter von Rudolstadt, weil sie nicht früher hat abkommen können. Unterdessen war ich etliche mahl in Weimar, und so gab es der Zerstreungen mehr, dass ich es anstehen ließ, Dir zu antworten.

Deine beiden Briefe haben mich sehr erfreut, der erste wegen Deiner Aussichten, der zweyte meinethwegen.

In diesem letzten erkenne ich Dich wieder, ich kann mir wieder mit Zuversicht sagen, daß Du mir unverändert derselbe bist. Du gibst mir, und denen welche Deinen Brief zu sehen bekommen werden, einen Aufschluß über mich, der mir um seiner Wahrheit und um Deiner Billigkeit willen sehr willkommen war. Hast Du die Erfahrung von ununterbrochenen Freundschaftsgefühlen aus unserem Verhältniß genommen, so thust Du mir doch vielleicht Unrecht, wenn Du die Ursache ganz allein in mir und gar nicht in äusserlichen Vorfällen suchst, die den freyen Lauf meiner Empfindungen nicht selten verlenkt oder aufgehalten haben. Ich darf mir nicht selbst unrecht thun und von der Entschuldigung Gebrauch machen, womit Du mir entgegen kommst. Meine Freundschaft hat nie gegen Dich ausgesetzt; das Wandelbare in meinem Wesen kann und wird meine Freundschaft zu Dir nicht treffen, sie, die selbst davon, wie Du auch immer gegen mich handeln möchtest, unabhängig ist. Ich könnte mich überreden, daß ich Dir aufgehört hätte, etwas zu seyn, daß Deine Vorstellungsart und Deine Empfindungsart einen Gang genommen hätten, auf dem sie der meinigen nicht leicht mehr begegneten; aber Du hättest es in der Gewalt, in jedem Augenblicke mein Vertrauen zu Dir und die ganze Harmonie unter uns wieder herzustellen. Unterbrechungen welche meine innere Thätigkeit in unserer Freundschaft zu machen schien oder ferner scheinen möchte, können bloß die Äusserungen derselben treffen; und solche Unterbrechungen schaden ihr nichts; vielmehr bringen sie mich mit einem größeren Reichthum und mit einem geübteren Gefühl zu unserer Freundschaft zurück. Laß es immer als eine feste Wahrheit bei Dir gelten, was Du Dir selbst in Deinem letzten Briefe sagtest, dass der Dichter dem Freund keinen Abbruch thut, und sey versichert, daß an der genialischen Flamme, an welcher ein Ideal reifen kann, die Freundschaft niemals verdorret.

Daß wir getrennt von einander leben, und, wie es das Ansehen hat, noch manche Jahre leben sollen, ist schlimm. Die Entfernung wird uns den schönsten Genuß unseres Wesens rauben; aber laß uns unterdessen den Funken lebendig erhalten, der in einer günstigern Lage der Dinge, an die ich noch immer mit Zuversicht glaube, der spätern Periode unseres Lebens die Wärme geben kann. Vielleicht fanden wir einander in der Jugend nur, um uns einmal ihren Verlust

zu ersetzen und unsere frühe Harmonie war nur die Anpflanzung des Baumes, unter dessen Schatten wir einmal ruhen sollen. Ich überlasse mich hier einer ernsthaften Vorstellung, aber sie dringt sich mir auf, wenn ich den Widerspruch unseres Verhältnisses mit unserem Schicksal zu heben suche. –

Du wirst mit keinem Menschen ein genaueres Band flechten als mit mir, und ich eben so wenig. Also haben werden wir einander immer. Den Plan, den Du jetzt verfolgst, muss ich billigen. Was Dir eine sorgenfreye äussere Lage gibt, ist allem andern vorzuziehen und wie könntest Du nach höheren Genüssen streben, solange Du für Deine Subsistenz zu kämpfen hast. Eine Verbesserung Deiner Umstände ist das Mittel zu einem edlern Lebensgenuß – aber Mittel laß es auch nur bleiben, und nimm Dich in Acht, daß Du den Zweck nicht aufopferst um das Mittel zu erreichen. Überlege wohl, ob Du dieser Art Geschäfte Reiz und Interesse abgewinnen kannst, ob Dich die Details, in die Du nun hineingehen mußt, nicht anekeln oder ermüden. Würden Deiner Geschäfte mehr, ohne daß Dein Geschmack dafür zunähme, so hättest Du Dich schwerlich verbeßert. Wohlstand von außen könnte Dir den Mangel an innerer Befriedigung nie verbergen. Dann ist es auch schwer zu sagen, wie weit sich die Macht dieses Berufs und dieser Lebensweise auch über die bessern Köpfe erstreckt. Du hast Beispiele vor Dir, die Dich abschrecken könnten. Um dieser neuen Bestimmung näher zu rücken, könntest Du Dich leicht von Dir selbst verlieren. Daß Du Dich darein schicken würdest, zweifle ich nicht; aber ich zweifle noch immer, ob eben dadurch, daß Du Dich darein schicken lernst viel für Dich gewonnen wird?

Meinem künftigen Schicksal sehe ich mit heiterem Muth entgegen; jetzt, da ich am erreichten Ziele stehe, erstaune ich selbst, wie alles doch über meine Erwartungen gegangen ist. Das Schicksal hat die Schwierigkeiten für mich besiegt, es hat mich zum Ziele gleichsam getragen. Von der Zukunft hoffe ich alles. Wenige Jahre, und ich werde im vollen Genusse meines Geistes leben, ja ich hoffe, ich werde wieder zu meiner Jugend zurückkehren, ein inneres Dichterleben gibt mir sie zurück. Zum Poeten machte mich das Schicksal, ich könnte mich, auch wenn ich noch so sehr wollte, von dieser Bestimmung nie weit verlieren.

Der Coadjutor hält den Gedanken, mich einmal zu etabliren und zu haben, noch immer sehr fest, und spricht aus eigenem Antrieb sehr oft davon. Jetzt will er, daß ich ihn in Erfurt besuchen soll, er wünschte mir die Hochzeit zu machen, aber ich zweifle, ob sich meine Schwiegermutter dazu entschließt. Wo möglich werde ich ihn aber doch nach der Hochzeit besuchen. Wird er Curfürst, so kann ich gewiß auf ihn zählen.

Das Collegienlesen wird mir jetzt schon etwas leichter, oder ich mache es mir leichter. Das Ausarbeiten der Vorlesungen habe ich aufgegeben und spreche jetzt frey und aus d. Stegreif. Dadurch werden jeden Tag einige Stunden gewonnen, die das Aufschreiben mir sonst gekostet hat, und die Facta prägen sich meinem Gedächtniß weit besser ein, wenn ich mich auf mein Gedächtniß mehr verlassen muß. Sechzig Thaler habe ich doch jetzt für das Collegium eingenommen, und daß ich nicht leicht weniger auditores habe, kann ich ziemlich sicher voraussetzen; für 2 Collegien jedes halbe Jahr wären mir also doch ohngefähr 250 Thaler jährlich gewiß, und diese verdienen sich bequem und immer bequemer. So brauche ich nicht über 150-200 Thaler an Schriftstellerey zuzusetzen, und wie leicht sind mir doch 3, 400 zu verdienen.

Daß Du den Tasso über meinem Fragment aus d. Geisterseher vergeßen hast, ist ein Compliment, das ich des guten Geschmacks willen nicht annehmen kann, – auch wenn ich mir gar nicht unrecht thun will. Denn höchstens konnte es Deine Erwartung nur erregen, die das Ende des Tasso befriedigt und also auch geendigt hat. Worüber ich Dich ausführlicher und auch etwas wärmer gewünscht hätte, wäre die Abhandlung im ersten Band der Memoires gewesen. Dieses Product, glaubte ich müßte Dich überraschen, könnte Dich nicht kalt lassen, sowohl wegen der Neuheit der Gedanken, als auch wegen der Darstellung. Ich wagte mich darinn in ein Element, das mir noch fremd war, und glaubte mich mit vielem Glück darinn gezeigt zu haben. Der Hauptgedanke um den ich mich darinn bewege, scheint mir eben so neu und wahr, als er fruchtbar und begeisternd ist.

Jetzt aber lebe wohl. Meinen nächsten Brief denke ich Dir als Ehemann zu schreiben, wenn nicht wieder ein Hinderniß dazwischen kommt. Lottchen soll Dir selbst sagen, was Du ihr bist und was Du ihr

gewesen bist, seitdem Dein Name zuerst vor ihr genannt wurde.  
Beide grüßen euch herzlich. Lebewohl.

Dein

S.

## **An Gottfried Körner.**

**Jena den 1. März [Montag] 1790.**

Du wirst schon aus meinem langen Stillschwiegen schließen, daß unterdessen manches mit mir vorgegangen seyn müsse und Du schließest recht. Ich bin ein 6tägiger Ehemann; am letzten Montag als den 22sten wurden wir getraut, und nach einer Zerstreung von acht Tagen ist dieß der erste ruhige Augenblick, den ich Dir widmen kann. Nicht als ob wir in dieser Zeit in Sauß und Brauß gelebt hätten; es gieng alles ganz still und häußlich zu, aber meine Schwiegermutter war diese Woche über hier, und einige Besuche aus Weimar, die ersten Einrichtungen kamen dazu, die mich nicht recht zum Schreiben kommen ließen.

Verlange jetzt noch keine weitläufigen Details über meine innre u: äußere Veränderung. Ich bin noch in einem Taumel, und mir ist herzlich wohl dabey. Das ist alles, was ich Dir für jetzt von mir sagen kann.

Die Veränderung selbst ist so ruhig und unmerklich vor sich gegangen, daß ich selbst darüber erstaunte, weil ich mich bey dem Heurathen immer vor der Hochzeit gefürchtet habe. Ich weiß nicht, ob ich Dir schrieb, daß ich nach Erfurt gehen würde, um eine Frau dort abzuholen u: d. Coadjutor zu besuchen. Diese Reise gieng vor 12 Tagen vor sich und ich lebte 3 angenehme Tage in Erfurt, in Gesellschaft meiner Frau u: Schwägerin welches mich nach und nach daran gewöhnte von ihnen ungetrennt zu seyn. Da man uns überall, wo wir hinkamen, als ein Paar ansah, und der Coadjutor besonders einen innigen Antheil an unserem Verhältniß nahm, so verschönerte mir dieses meinen Auffenthalt in Erfurt gar sehr. Am vorletzten Sonntag fuhren wir nach Jena, und den Montag darauf meiner Schwiegermutter entgegen, die von Rudolstadt kam. Noch unterwegs war die Trauung in einer Dorfkirche bei Jena, bey

verschlossenen Thüren, von einem kantischen Theologen (dem Adjunct Schmidt) verrichtet; ein sehr kurzweiliger Auftritt für mich. Das Geheimniß ist ganz über meine Erwartung geglückt, und alle Anschläge von Studenten u: Professoren mich zu überraschen wurden dadurch hintertrieben. Mit meiner Schwiegermutter verlebten wir nun noch einig angenehme Tage, und da unsere Einrichtung gleich ordentlich gemacht war, so gaben wir schon die ersten Tage ein volles schönes Bild des häußlichen Lebens. Ich fühle mich glücklich, und alles überzeugt mich, daß meine Frau es durch mich ist und bleiben wird. Meine Schwägerinn bleibt bey uns, aber ich mußte ihr ein ander Logis miethen, weil es mir zwischen jetzt und Michaelis noch an Zimmern fehlt. Unsere Einrichtung ist gut ausgefallen, und ich gefalle mir in dieser neuen Ordnung gar sehr. Meine Frau hat eine Jungfer und ich einen Bedienten, die mir beide nicht mehr zu unterhalten kosten, als Dir Ein Bedienter in Dresden. Mit der Kost und dem übrigen wird es bleiben, wie ich Dir schon geschrieben habe.

Was für ein schönes Leben führe ich jetzt. Ich sehe mit fröhlichem Geiste um mich her, und mein Herz findet eine immerwährende sanfte Befriedigung außer sich, mein Geist eine so schöne Nahrung und Erholung. Mein Daseyn ist in eine harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gingen mir diese Tage dahin. Ich habe meiner Geschäfte gewartet wie zuvor, und mit mehr Zufriedenheit mit mir selbst.

Jezt darf nur noch eine Veränderung geschehen, so habe ich nichts von außen mehr zu wünschen. Von dem Coadj. kann ich alles hoffen. Er hat sich von freien Stücken gegen mich über den bewußten Punkt herausgelassen, und mir in bestimmten Worten gesagt, daß er darauf zähle, mich in M. um sich zu haben, und mir eine Existenz, wie sie für mich gehöre, dort zu verschaffen; Er wüßte auch nicht, setzte er hinzu, wozu den Fürsten ihre Hilfsmittel nützten, wenn sie sie nicht dazu gebrauchten, vortreffliche Menschen um sich zu versammeln.

Aber auch ohne jede Privatrücksicht ist d. Coadj. ein überaus interessanter Mensch für den Umgang, mit dem man einen herrlichen Ideenwechsel hat. Ich habe wenige Menschen gefunden, mit denen ich überhaupt so gern leben möchte, als mit ihm. Er hat

meinen Geist entzündet, und ich, wie mir vorkam, auch den seinigen. Zwar scheint er mir etwas unstetes und schwankendes zu haben, u: darum dürfte er nicht dazu gemacht seyn, eine Materie und Gründlichkeit zu erschöpfen, aber seine Blicke sind hell, rasch u: weit verbreitet, und dieß macht ihn desto genießbarer im Gespräch.

Meine Frau u: Schwägerinn hat er sehr lieb, und sie haben ihn wirklich erobert. Er mahlt gar schön, und erlaubte den beyden, ihn mahlen zu sehen. Er legte ein Gemählde an, welches auf unsere Heurath Beziehung hat. Es ist ein Hymen, der unsre Nahmen auf einen Baum schreibt, in der Nähe die Hippokrene und die Attribute des Trauerspiels u: der Geschichte. Das Gemählde ist Lottchen bestimmt, und in 14 Tagen sollen wirs haben. Eine Madonna hat er gemahlt, die wirklich ganz vortreflich ist.

Huber hat mir heute auch geantwortet; und mich erfreut es herzlich, daß unser Verhältniß sich wieder findet. Aber wie konnte es anders kommen, wenn es einmal etwas wirkliches war? Ich glaube fast an jede Freundschaft, die auf den Charakteren ruht; denn man bleibt einander immer nothwendig.

Huber scheint mir einen großen Wert auf das heimliche Gericht zu legen und das ist mir nicht lieb. Was ich davon gelesen, befriedigt mich nicht. Die Aufnahme wird seine Erwartung täuschen, und auch wegen ihm selbst wünschte ich, daß er ein strengeres Ideal hätte.

Meine Frau u: Schwägerin grüßen Dich herzlich und empfehlen sich Minna u: Dorchen. Grüße M. und D. schönstens von mir. Wollte mir Dorchen eine Copie von meinem Bilde zukommen lassen, so würde sie mich sehr verbinden. Meine Schwiegermutter wünscht es zu haben und ich möchte ihr gern diesen Wunsch erfüllen. Lebe wohl. Ich schreibe Dir bald wieder. Willst Du so gut seyn und diesen Einschluß an Müllern schicken?

Dein

S.

## **An Gottfried Körner.**

**Jena, den 26. März [Freitag] 1790.**

Wie hat mich Dein Gedicht überrascht, der Entschluß wie die Ausführung, die sehr glücklich ausgefallen ist. Wenn irgend die

Gattung der Epistel unter die Gedichte gerechnet werden kann, und dieß ist mein Glaube, so ist diese Epistel gewiß eins. Auch in Prosa würde sie Gedicht bleiben, und dieß ist die eigentliche Probe, denn der Vers macht kein Gedicht. Deine Versifikation ist fließend und einzelne Stellen könnten nicht leichter und schöner eingekleidet seyn. Aber du hast Dir Deinen ersten Versuch schwer gemacht durch den Stoff, denn der ist im Grunde doch philosophisch, oder machte Dir wenigstens philosophische Sprache nöthig, und wie schwer sich dergleichen Ideen unter eine poetische Diction schmiegen, habe ich aus vielfacher eigener Erfahrung. Du hast zuweilen den Jamben mit dem Artikel beschlossen und das Substantif worauf er sich bezieht in den folgenden hinübergenommen. Einmal passirt das, aber in zwey aufeinander folgenden Jamben duldet man es nicht. Auch ist es gegen die Harmonie, einen langen Perioden, der durch mehrere Jamben durchlaufft, vorn oder mitten in einem Vers zu beschließen. Man will einen Ruhepunkt und wird ungern mit fortgerissen. Lateinische Wörter wie Cultur fallen in der Poesie etwas widrig auf. Ich sage Dir nichts über die Gedanken selbst, die mir, wie Du gerne glauben wirst, sehr willkommen seyn mußten. Diese Probe Deiner Selbstthätigkeit war mir eine gar angenehme Erscheinung, je weniger ich jetzt erwarten konnte, Dich anders als mit appellationsprojecten beschäftigt zu wissen.

Ich war diese Tage ganz unleidlich mit Arbeit überhäufft, um mein Collegium auf die nächste Woche zu Ende zu bringen. Meine Heurath machte mich eine Woche versäumen, und in den ersten Monaten hielt ich meine Zeit nicht genug zu Rath, so daß ich mich zu Anfang des Merz noch weit zurücksah. In 5 oder 6 Stunden hoffe ich nun mein Collegium leidlich schließen zu können. In 8 oder 10 Tagen reise ich nach Rudolstadt und werde die Ferien dort zubringen.

Sage nicht, daß ich ein zu unumschränktes Vertrauen in den C. setze. Was Du mir schreibst, ist auch mein Gedanke längst gewesen; ich lasse es gehen, wie es gehen mag; abwarten kann ich es mit Ruhe. Freilich wäre dieß eine Aussicht, unsren alten Wunsch zu realisiren, und einen ziemlichen Grad von Wahrscheinlichkeit hat sie immer. Der C. hat sich auf jeden Fall zu tief eingelassen, um nichts zu leisten. Der Schwierigkeiten sind soviele nicht, da ich in 2 oder 3 Jahren auch ohne seine Protection auf ein solches Etablissement würde

losarbeiten können. – Er kann mir meine Wünsche erfüllen, ohne mir gerade etwas zu schenken, oder sich wegen meiner zu compromittiren. – Er kann mir einen guten Platz verschaffen, dem ich gewachsen bin, und ich allein. Besser freilich, wenn er mir meine ganze Zeit und Freiheit lassen kann, und so scheint er jetzt wenigstens im Sinn zu haben.

Gegenwärtig fehlt es mir sehr an einer angenehmen und befriedigenden Geistesarbeit. Die Memoires, die Collegien, die Beiträge zur Thalia nehmen meine ganze Zeit und mein Kopf ist überladen, ohne Genuß dabey zu haben. Wie sehne ich mich nach einer ruhigen und selbstgewählten Beschäftigung. Aber ich darf mir sobald keine Rechnung darauf machen. Es wird mir aber nicht eher wohl werden, biss ich wieder Verse machen kann. Das epische Gedicht will mir nicht aus dem Kopfe, ich muß einmal dazu Beruf in mir haben. Vor einiger Zeit konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, mich in achtzeiligen Stenzen zu versuchen. Ich übersetzte etwas aus der Aeneis, fertig ist aber noch nichts, denn es ist eine vertheufelte schwere Aufgabe, diesem Dichter wiederzugeben, was er nothwendig verlieren muß.

Wie schlecht der Neue deutsche Merkur die Erwartungen erfüllt, wirst Du schon gesehen haben. Ich werde wohl ganz davon zurücktreten, und nun die Thalia ernstlicher wieder vornehmen.

Göthe ist von Weimar weg, und wie er angibt, der verwittw. Herzogin von W. entgegen, die man zu Ende des Merz aus Italien zurück erwartet. Man vermuthet aber stark, daß er nicht mehr zurückkommen werde. Lips ist jetzt in Weimar und bleibt auch da. Es ist ein gar interessanter Mensch, das natürlich bidre und schweitzerische von Graf mit mehr Kenntniß und Genie. Ich werde mich näher mit ihm verbinden; meine Frau hat ihm im Zeichnen schon viel zu danken, und er kann ihr noch nützlicher werden. Sein Umgang ist sehr angenehm. – Ich wünschte Du könntest auch von seinen Zeichnungen sehen. – Göthe hat eine Idee zu einem Titel Kupfer für den ersten Theil meiner memoires angegeben, die Lips gezeichnet hat und jetzt eben sticht. Idee und Zeichnung sind ganz vortrefflich. Zum 2ten Band hat er den Kopf von Bohemund erfunden und äusert betreffend. Du wirst Beides auf Ostern sehen.

Meine Frau will selbst etwas an Dich beyschließen; meine Schwägerin ist auf einige Tage verreist.

Lebe wohl und grüße Minna und Dorchen. Auch Kunze, wenn der noch bey Dir ist.

Dein

S.

### **An Gottfried Körner.**

**Rudolstadt, 10. April [Sonnabend] 1790.**

Der Ueberbringer dieses Briefs, Hr. Hofrath v. Beulwitz, mein Schwager, wird eine doppelt interessante Bekanntschaft für Dich seyn, und wenn Du näher mit ihm bekannt wirst, so wird er meiner Empfehlung nicht bedürfen. Er ist, wie ich Dir wohl schon gesagt und geschrieben habe, mit den Prinzen von Rudolstadt auf Reisen, die Du bei dieser Gelegenheit auch kennen lernen wirst. Ich wünschte, daß Du ihm und den Prinzen einige Stunden schenken möchtest, sie auf Deine Art mit dem Schönsten in Dresden bekannt zu machen. Der älteste Prinz zeichnet und hat Geschmack und Sinn für Kunstwerke; da bist Du also im Stande, ihm sehr viel Schönes zu zeigen. Wenn Du sie zu Graff führen solltest, so laß doch mein Porträt hinstellen, ob sie es erkennen.

Mehr zu schreiben, ist dies die Gelegenheit nicht. Lebe wohl. An M. und D. herzliche Grüße von mir und meiner Frau.

Dein

S.

### **An Gottfried Körner.**

**Rudolstadt, den 15. April [Donnerstag] 1790.**

Dein Brief ist uns von Jena nachgeschickt worden und kam erst seit vorgestern in unsre Hände. Es freut mich sehr, daß Dir der Brief meiner Frau Vergnügen gemacht hat und daß Du einstweilen, biss Du sie näher kennen lernst, Dich mit Interesse an sie erinnern wirst. Jeden Tag freue ich mich meines Looses mehr, und das Band zwischen uns wird mannichfaltiger und fester geflochten. –

Wir leben jetzt hier gar angenehme Tage, ich in der schönen Reminiszenz der vorigen Zeiten, wenn ich die Plätze besuche, wo ich meine ehemaligen, in mich selbst verschlossenen Empfindungen wieder finde; und meine Frau im Umgang mit einigen alten Bekannten, die ihr lieb geblieben sind. Meine Schwiegermutter freut sich unsers Glücks und theilt es mit uns. Meine übrigen Verwandten von hier ersetzen mir das Leere ihres Umgangs durch eine herzliche Gemüthlichkeit, und durch trefliche Torten und Pasteten. Meine Schwiegermutter ist freilich mit den Prinzessinnen sehr beladen, aber es sind leidliche Wesen, und stören uns nicht, wenn sie uns auch manchmal ennuyiren. Wir suchen schon lange eine honorable Parthie für die eine oder die andre zu finden, damit meine Schwiegermutter abgehen kann, denn sonst muß sie noch 5 Jahre in diesem Dienst aushalten. Beide sind gute Geschöpfe, und werden gewiß einen Mann glücklich machen, einen Prinzen gewiß. Die jüngste, 16 Jahr alt, ist sehr schön, gewiß eins der schönsten Mädchen, die ich gesehen habe, und vielleicht würde sie der Kronprinz von Dänemark wählen, der sich erklärt haben soll, daß er sich eine Frau nach Geschmack aussuchen wolle. Schade nur, daß man sie ihm nicht zeigen kann. Indessen wird man auch mit einem geringern Freyer recht gern vorlieb nehmen, selbst wenn er ein wohlhabender Reichsgraf ist, nur Protestant müßte er seyn. Ich habe auf den Fürsten von Lippe-Detmold gedacht, weißt Du mir nichts von diesem zu sagen? wo er ist? ob er etwa schon versprochen ist u. dgl. – Am Hofe war ich selbst noch nicht, ich werde aber wohl noch hin müssen, denn bisher habe ich mich mit der Hoftrauer entschuldigt, auf die ich mich nicht versehen hätte.

Der Coadjutor hat uns das Gemählde geschickt und gar schön an meine Frau geschrieben. Es ist sehr schön ausgeführt, obgleich der Gedanke an sich wenig Gehalt hat; wie es bey einem Gelegenheitsstück auch nicht wohl möglich ist.

Du hast meiner Frau die Composition der Freude und, mir däucht, auch die Composition aus den Räufern einmal versprochen. Sie läßt Dich bitten, Dich an dieses Versprechen zu erinnern.

Die Beantwortung Deiner Anfrage wegen des Mitarbeiters an den Memoires habe ich ganz unvorsätzlich vergessen. Sehr gerne will ich ihm Arbeit geben, aber der Joinville ist schon vergeben; einstweilen

will ich auf einen andern Schriftsteller denken. Kannst du ihn dahinbringen, die Arbeit um 4 Thl. zu übernehmen, so wäre mir dieses freilich sehr lieb; über einen Louisd'or kann ich ihm auf keinen Fall geben, und dabey habe ich gar blutwenig Gewinn. –

In 6 oder 8 Wochen wirst Du einen Besuch in Dresden von meinem Schwager dem Hofrath Beulwitz erhalten, der um diese Zeit mit den Prinzen dort eintreffen wird. Ich habe ihm schon einen Brief an Dich geschickt.

Hubern kann ich mir kaum in seiner neuen Autorität denken, es freut mich aber gar sehr, daß er über Mangel an Beschäftigung klagt, und daß ihm sein Beruf anfängt lieb zu werden. – Du und Er sind jetzt Beyde an der Quelle wichtiger politischer Emanationen. Ich habe neulich mit Ungeduld in der Zeitung nachgesucht, ob ich nicht etwa auch Deinen Nahmen unter den Räthen fände, die bey dem Vicariatsgericht angestellt sind.

Reinhard ist darunter, wie ich fand. Schreib mir doch, wenn Du etwas Wichtiges früher als ich erfährst. Die politische Welt interessirt mich jetzt. Ich zittre vor dem Kriege; denn wir werden ihn an allen Enden Deutschlands fühlen.

Viel gute Wünsche zu Deinem Plan wegen des Appellationsgerichts. Weiß ich Dich nur erst gut placirt, so ist mir nicht bange für das übrige. Innere Unthätigkeit wirst Du nie lange ertragen, und der Geist der Wirksamkeit, den eine bedeutendere Lage in Dir aufweckt, wird sich auf alle Deine, auch Lieblingsgeschäfte erstrecken.

Noch etwas. – Seitdem ich eine Frau habe, kupple ich gern. – Da Kunze jetzt Wittwer ist so sollte das Attachement, das er sonst immer an Dorchen hatte, wieder aufwachen und er sollte sie heurathen. Ist Dir dieses nie eingefallen? Diese beiden Leute hat der Himmel für einander bestimmt, Dorchen macht ihn gewiß glücklich, und sie kennt ihn so gut, daß er sie nie unglücklich machen kann. Findest Du den Gedanken gut, so weise mir eine Rolle dabey an, ihn zu befördern.

Grüße alles.

Dein

Sch.

**An Gottfried Körner.**

**Jena, 16. May [Sonntag] 1790.**

Die Ferien sind vorbei und ich bin wieder im Geschirr; doch mehr in Göschens als der Akademie und ich lasse mir Geschäfte die schönen Maytage nicht verderben.

Es lebt sich doch ganz anders an der Seite einer lieben Frau als so verlassen und allein – auch im Sommer. Jetzt erst genieße ich die schöne Natur ganz und mich in ihr. Es kleidet sich wieder um mich herum in dichterischen Gestalten, und oft regt sich wieder in meiner Brust. Das akademische Karrenführen soll mir doch nie etwas anhaben. Freilich, zu einem musterhaften Professor werde ich mich nie qualifizieren; aber dazu hat mich ja die Vorsehung auch nicht bestimmt. Erwarte also von mir wenig Compendien, aber desto gewisser etwas anderes.

Zu meinem Vergnügen und um doch für meine 200 Thaler etwas zu thun, lese ich, neben einem Privatum über die Univ. Geschichte noch ein Publicum über den Theil der Aesthetik, der von der Tragödie handelt. Bilde Dir ja nicht ein, daß ich ein ästhetisches Buch dabey zu Rathe ziehe. Ich mache diese Aesthetik selbst, und darum wie ich denke um nichts schlechter. Mich vergnügt es gar sehr, zu den mancherley Erfahrungen, die ich über diese Materie zu machen Gelegenheit gehabt habe, allgemeine philosophische Regeln und vielleicht gar ein scientificisches Prinzip zu finden. Es legt sich mir alles bis jetzt bewundernswürdig schön auseinander, und manche lichtvolle Idee stellt sich bey dieser Gelegenheit mir dar. Die alte Lust zum philosophiren erwacht wieder, und am Ende kommt es auch wieder an Julius und Raphael.

Zugleich gibt mir diese Arbeit einen nicht uninteressanten fortlaufenden Stoff für die Thalia, und daß sie die Studenten interessirt, kannst Du Dich leicht einbilden.

Gestern war ich in Weimar mit meiner Frau, wo wir auch Herders besuchten. Er hat kürzlich eine schwere Hämorrhoidalkrankheit ausgestanden und ist noch nicht ganz wieder hergestellt. Wir fanden ihn bei guter Laune und waren sehr vergnügt. Er ist ein ganz anderer Bewunderer meiner Univ. hist. Uebersicht in den Memoires, als Du. Du willst mich im philosophiren über Geschichte noch gar nicht gelten lassen. Meine Übersicht macht bey vielen Sensation, und ich denke von ihr noch ebenso wie vorhin. Bekehre Dich also ja.

Ich freue mich wieder sehr auf Nachricht von Dir. Wie geht die Appellationsangelegenheit? Du bist jetzt wieder auf dem Weinberg und Dir ist wohl. Schreibe mir doch in Deinem nächsten Brief welche Adresse Du an Hubern gebraucht, die recht sicher ist. Ich möchte ihn über allerley fragen, was nicht von einem dritten gelesen werden darf, und Forster ist jetzt nicht in Maynz, an den ich sonst den Brief schicken könnte.

Frage Du Herrn von Funk, ob er sich entschließen will die Neue Edition der Sullyschen Memoires in 7 Oktavbänden zu übersetzen. 100 Louisd'or will ich ihm dafür geben, und fertig muß er seyn in einem Jahr.

Grüße Minna und Dorchen herzlich von mir und meiner Frau. Lebewohl.

Dein S.

## **An Gottfried Körner.**

**Jena, 18. Juni [Freitag] 1790.**

Wahrhaftig, ich schäme mich vor Dir, daß ich in meinem Ehestande ein so träger Correspondent werde, und mich verdrießt, daß ich gegen Dich das Ansehen haben soll, als ob ich mich verschlimmert hätte; und doch kann ich Dir betheuern, daß Du der einzige Mensch bist, an den ich überhaupt schreibe, und daß ich es alle Tage thun würde, wenn ich es nur irgend möglich machen könnte. Der dreißigjährige Krieg, den ich in Göschens Kalender mache und der in den ersten Wochen Augusts fertig seyn muß, nimmt mir jetzt alle Stunden ein, und ich kann kaum zu Athem kommen. Mein seltenes Schreiben bringt mich auch um Deine Briefe, und ich versiege so allmählig ganz.

Sonst wäre mir sehr wohl und ich könnte mich meines Lebens recht freuen. Auch wundere ich mich selbst über den Muth, den ich bei diesen drückenden Arbeiten beibehalte; eine Wohlthat, die ich nur meiner schönen häuslichen Existenz verdanke. Ich bin täglich vierzehn Stunden, lesend oder schreibend, in Arbeit, und dennoch gehts so leidlich, wie sonst nie.

Mit Deinem Herrn v. Funk hast Du uns gar viel Vergnügen gemacht: es wurde mir so wohl in seinem Umgang, er spricht von Dingen, die

mir lieb sind mit so viel Interesse, und in seinem Wesen ist etwas Stilles und Feines, das ich über alles liebe. Ich beneide Dir ihn: solchen Umgang hat mir der Himmel hier nicht bescheert.

Viel Glück zu der neuen Kantschen Lectüre. Hier höre ich sie zum Sattwerden preisen. Hast Du Reinholds Kantsche Briefe (die neue Auflage) gelesen und die Moralphilosophie von dem hiesigen Adjunkt Schmidt gelesen? Sie soll ganz vortrefflich seyn.

Meine Theorie der Tragödie, der ich jede Woche einen Tag widme, macht mir noch immer viel Freude; aber langsam geht es freilich, da ich gar kein Buch dabei zu Hilfe nehme – blos Reminiscenzen und tragische Muster.

Was ist jetzt Deine Beschäftigung und wie ist überhaupt Euer Leben? Dorchen ist wohl noch immer in Carlsbad? Meine Frau wird Dir auch schreiben. Grüße Minna schön und lebe wohl und laß bald von Dir hören.

Dein

S.

## **An Gottfried Körner.**

**Jena, 1. September [Mittwoch] 1790.**

Viel Glück zum Appellationsrath! Ich kann mir denken, wie der gelungene Wunsch Dich erfreut. Deine jetzige Existenz ist nun völlig gedeckt, und Du weißt doch nunmehr, warum Du Deine Fesseln trägst. Es hat mich seither schon oft ungeduldig gemacht, Dich auf eine späte Verbesserung, deren Du vielleicht alsdann nicht mehr nöthig hättest, warten und mit dem lästigsten Zwange kämpfen zu sehen. Jetzt hast Du wenigstens einen nicht zu verachtenden Ersatz. Diese ganze Sache freut mich um so mehr, da mir verschiedene Besorgnisse aufgestiegen sind, Du könntest Deines Wunsches verfehlen. Zwischen den Geschäftsmenschen, den Sackträgern des Staats und den denkenden Köpfen ist selten viel Harmonie zu hoffen; und bei Euch besonders ist es gefährlich, im Ruf zu stehen,

daß man etwas anderes höher schätzten könnte, als sein Brodfach. Ich fürchtete wirklich, Deine Liebhaberei für Kunst und was damit verwandt ist, insofern sie sich in einer gewissen Lauigkeit im Dienst äußerte, würde Dir bei Deiner Bewerbung schaden. Daß dies nicht geschehen ist, muß ich dem vortheilhaften Eindrücke zuschreiben, den Du auf den größeren Theil der dortigen Einflußmenschen machst. Du hast Deinen Rechtshandel offenbar durch Deinen persönlichen Werth gewonnen, denn der Sache nach hättest Du ihn, dünkt mir, vor diesen Richtern verlieren müssen. Um so mehr Gewinn und Ehre für Dich.

Ich bin begierig, wie Du nach dem ersten halben Jahre Dir in dieser neuen Lage gefallen wirst. Offenbar werden dir Deine nunmehrigen Dienstgeschäfte, wenn auch mehr gehäuft, doch weit weniger drückend seyn, als die alten. Die Sache selbst, der Eifer der Neuheit, ein gewisser Ehrgeiz, die vorausgesetzte gute Meinung zu rechtfertigen, wird sie Dir erleichtern; und man thut unendlich gern, was man nicht weggeworfen weiß und wovon man die Früchte erntet. Ich fürchte nicht für Deine Kunstbegeisterung und Deinen Geschmack, eher für Deinen fortdauernden Diensteifer; aber alles wird gewonnen sein, wenn Du Dir Fertigkeit genug erworben hast, Deine neuen Geschäfte mit Leichtigkeit zu behandeln.

Ich bin noch immer im dreißigjährigen Kriege, aber in vier oder fünf Tagen ist diese Arbeit geendigt. Bis dahin bleibt es bei diesem kurzen Gruß. Von meiner Lotte herzliche Grüße an Dich und die Frauen.

Dein

S.

## **An Gottfried Körner.**

**Jena, 12. September [Sonntag] 1790.**

Endlich bin ich mit der beschwerlichen Arbeit des dreißigjährigen Krieges zu Ende, aber nicht weiter gekommen, als bis zur Breitenfelder Schlacht. Beschlossen wird er im künftigen Jahr. Du kannst Dir denken, wie herzlich froh ich bin. Diese Messe wird ziemlich reich von mir beschickt, ohne gerade viel Gescheidtes. Es erscheinen zwei Hefte Thalia, wovon eins schon gedruckt ist, ein Band Memoires, worin der erste Kreuzzug, und dann der Kalender.

Sei doch so gut und frage Herrn v. Funk, wann ich auf den ersten Band des Sully und wann auf den zweiten rechnen könne? Ich wünschte es wegen der Abhandlungen bald und bestimmt zu wissen.

Hier übersende ich Dir den zweiten Band der Memoires mit dem Kupfer; ich hätte es beinahe vergessen. Zugleich folgt ein Kunstwerk von meiner Hand, in einer Manier und Form, die Dir vielleicht noch ganz neu ist. Wenn Du dieses opus mit meinem neuesten vergleichst, was ich vor vier Jahren zu Deinem Geburtstage gemalt habe, so wirst Du Dich über meine Progressen wundern. Diese Art Landschaften hat uns Goethe kennen gelehrt. Er hat vortreffliche Stücke der Art aus Italien gebracht. Du hältst sie Abends mit der schmutzigen Seite gegen zwei hintereinandergestellte Lichter; des Tages darf sie nicht angesehen werden.

Nächstens mehr. Herzliche Grüße von mir und meiner Frau an Dich und die beiden.

## **An Gottfried Körner.**

**Rudolstadt, 18. October [Montag] 1790.**

Der Ueberbringer dieses, ein junger v. Wurmb, Geschwisterkind mit meiner Frau, kommt zu den Cadetten, und Du wirst mir eine Gefälligkeit erzeigen, wenn Du ihm manchmal erlauben willst, Deine Schwelle zu betreten. Der Minister Wurmb nimmt sich seiner an, und dieses Verhältnis giebt Dir vielleicht Gelegenheit, Dir auch jenen zu verpflichten. Viel Rücksicht brauchst Du nicht auf ihn zu nehmen, und für die Paar Augenblicke, die Du ihm zuweilen schenkst, hält Dich vielleicht der Kleine selbst durch seinen guten Verstand und seine Naivité schadlos. Ich wünschte nur, daß er bei Dir Rath finden möchte, wenn er ihn braucht, und daß Dein Auge im Ganzen seine Aufführung begleiten könnte.

Ich bin jetzt auf zwei Wochen hier, den Ueberrest der Ferien bei der Familie meiner Frau zu verleben. In sechs Tagen ist diese Herrlichkeit aus, und ich muß mich wieder einspannen lassen. Ich wollte diese vierzehn Tage schlechterdings nichts thun, und es wird redlich

gehalten. Aber nach diesem beschwerlichen Sommer war diese Erholung mir nöthig.

Gar angenehm war mirs zu hören, daß meine Geschichte des dreißigjährigen Kriegs nicht unter Deiner Erwartung geblieben ist. Es galt bei dieser Arbeit mehr, meinen guten Namen nicht zu verscherzen, als ihn zu vermehren, und bei der Kürze der Zeit, bei der Ungelehrigkeit des Stoffs war diese Aufgabe wirklich schwer. Ich wünschte, daß Dein Urtheil, im Ganzen wenigstens, auch das Urtheil des Publicums seyn möchte, so hätte ich nichts weiter zu wünschen. Du erinnerst Dich, daß ich öfters eine Probe mit mir anstellen wollte, was ich in einer gegebenen kurzen Zeit zu leisten vermöge, da ich sonst immer so langsam arbeite. Eine solche Probe ist der dreißigjährige Krieg; und ich wundere mich nun selbst darüber, wie leidlich sie ausgefallen ist. Die Eilfertigkeit selbst war vielleicht vortheilhaft für den historischen Styl, den ich hier wirklich weniger fehlerhaft finde, als in der niederländischen Geschichte. Der Himmel gebe nun, daß Göschen Ursache habe, zufrieden zu seyn, da er gegen sechstausend Exemplare absetzen muß, um die Unkosten bezahlt zu haben. Mir ist es nur lieb, daß er mich einstweilen in seinem eigenen und fremden Namen versichert, daß meine Arbeit seine Hoffnung befriedigt habe.

Glück zur Eröffnung Deiner neuen Laufbahn. Es wird ganz gewiß nur auf Dich ankommen, ein sehr wirksames und geachtetes Mitglied Deines Collegiums zu seyn, und diese Situation kann sehr viel Befriedigendes für Dich haben. Es kommt nur darauf an, daß Du mit Arbeit nicht überhäuft wirst, und davor mußst Du Dich gleich anfangs zu verwahren suchen.

Der Aufsatz über Moses in der Thalia hat also Deinen Beifall? Im eilften Hefte kommen noch zwei andere, ungefähr von demselben Gehalt; auch die Vorlesung über Lykurg, die Du mit angehört hast, ist darunter. Einige Scenen vom Menschenfeind erscheinen vielleicht im zwölften Stücke. – Die Belagerung von Rhodus ist von einem armen Studenten und ich habe sie bloß aufgenommen, um mich für einige Vorschüsse, die ich ihm gemacht, einigermaßen bezahlt zu machen. Er hat gar nichts, als was er von mir erhält, und so muß ich mir denn helfen, auf welche Art ich kann, daß mich diese Ausgaben nicht belästigen.

Lebe wohl. Meine Frau wünscht so sehr die Musik über die Freude von Dir zu haben; vielleicht kannst Du sie dem Soldaten mitgeben, der den jungen Wurmb nach Dresden gebracht hat. Herzliche Grüße von ihr und mir an Minna und Dorchen.

Dein

S.

## **An Gottfried Körner.**

**Jena, 1. November [Montag] 1790.**

Von Rudolstadt aus habe ich Dir durch den jungen Wurmb, der zu den Cadetten in Dresden gekommen ist, geschrieben, welchen Brief Du hoffentlich erhalten haben wirst. Die Ferien sind jetzt vorbei, und ich lese schon wieder seit acht Tagen. Zwölf Tage brachte ich in Rudolstadt mit Essen, Trinken und Schachspielen oder Blindekuhspielen zu. Ich wollte ganz feiern, und diese Erholung hat mir wohlgethan, obgleich sie mir gegen das Ende unerträglich wurde. Lange kann ich den Müßiggang nicht ertragen, solchen besonders, wo der Geist nicht einmal durch geistigen Umgang gepflegt wird. Sogar die Vorlesungen machen mir jetzt mehr Vergnügen. Ich erwerbe mir neue Begriffe, mache neue Combinationen und lege immer irgend etwas an Materialien für künftige Geistesgebäude auf die Seite. Sieh, so wird einem der Dienst lieb; und so wird es auch Dir, nur auf andere Weise, mit Deiner Jurisprudenz ergehen.

Goethe hat uns viel von Dir erzählt, und rühmt gar sehr Deine persönliche Bekanntschaft. Er fing von selbst davon an, und spricht mit Wärme von seinem angenehmen Aufenthalt bei Euch und überhaupt auch in Dresden. Mir erging es mit ihm, wie Dir. Er war gestern bei uns, und das Gespräch kam bald auf Kant. Interessant ist, wie er Alles in seine eigenen Art und Manier kleidet und überraschend zurückgiebt, was er las; aber ich möchte doch nicht über Dinge, die mich sehr nahe interessiren, mit ihm streiten. Es fehlt ihm ganz an der herzlichen Art, sich zu irgend etwas zu bekennen. Ihm ist die ganze Philosophie subjectivisch, und da hört denn Ueberzeugung und Streit zugleich auf. Seine Philosophie mag ich auch nicht ganz: sie holt zu viel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der

Seele hole. Ueberhaupt ist seine Vorstellungsart zu sinnlich und betastet mir zu viel. Aber sein Geist wirkt und forscht nach allen Directionen, und strebt, sich ein Ganzes zu erbauen – und das macht mir ihn zum großen Mann.

Übrigens ergehts ihm närrisch genug. Er fängt an alt zu werden, und die so oft von ihm gelästerte Weiberliebe scheint sich an ihm rächen zu wollen. Er wird, wie ich fürchte, eine Thorheit begehen und das gewöhnliche Schicksal eines alten Hagestolzen haben. Sein Mädchen ist eine Mamsell Vulpius, die ein Kind von ihm hat und sich nun in seinem Hause fast so gut als etablirt hat. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er sie in wenigen Jahren heirathet. Sein Kind soll er sehr lieb haben, und er wird sich bereden, daß wenn er das Mädchen heirathet, es dem Kinde zu Liebe geschehe, und daß dieses wenigstens das Lächerliche dabei vermindern könnte.

Es könnte mich doch verdrießen, wenn er mit einem solchen Geniestreich aufhörte; denn man würde nicht ermangeln, es dafür anzusehen.

Über meinen Kalender hat mir der Herzog von Weimar, dem ich ihn schickte, einen sehr verbindlichen Brief geschrieben, und ich hörte schon viel Schönes darüber. Kaum weiß ich, wie ich so wohlfeil zu dieser Ehre komme. Der Kalender, denke ich, soll Göschen doch nicht liegen bleiben. Man sagt mir von allen Orten her, daß die anderen historischen Kalender im Aeüßerlichen gar sehr zurück seien, und im Innerlichen, hoffe ich, ist keine Concurrenz. Goethe gefielen die Kupfer dazu sehr. Meine Künstler sollen in einem Stück des Bürgerschen Journals: „Akademie der schönen Redekünste“, recensirt seyn. Noch habe ich es nicht gelesen, vielleicht bekommst Du es vor mir zu Gesicht. So würde mir doch der Wunsch erfüllt, daß nicht ganz davon geschwiegen wird!

Hier schicke ich Dir ein Fläschchen Capwein, um Dich an jenen zu erinnern, den wir in Dresden miteinander ausgestochen haben. Er kommt von einem guten Freunde, unmittelbar vom Cap selbst, an meinen Vater, der mir einige Flaschen geschickt hat. Der gute Freund hat eine reiche Holländerin auf dem Cap geheirathet, ist gegenwärtig wieder in Schwaben, und wird sich in Dessau etabliren. Lebe einstweilen wohl; grüße Minna und Dorchen recht herzlich von uns beiden. Wir sind gar wohl auf, und denken Eurer mit Liebe.

Meine Frau zeichnet viel und befließigt sich sehr aufs Singen. Diesen Winter wird hier viel getanzt, und das ist gewissen Leuten eine liebliche Aussicht. Nur ich weiß nicht, wo ich mich hinthun werde, wenn die Jugend tanzt. Schulz, wirst Du wohl schon wissen, ist durch die Herzogin von Curland als Professor der Geschichte in Mitau angestellt. Sie soll viel auf ihn halten; nimm mirs nicht übel, das ist nicht der beste Geschmack von Deiner Herzogin.  
S.

## **An Gottfried Körner.**

**Jena, 26. November [Freitag] 1790.**

Das elfte Stück der Thalia wird nun wohl in Deinen Händen seyn, und die Bogen von dem Menschenfeind. Hätte ich irgend noch den Gedanken gehabt, ihn auszuarbeiten, so wäre er nie in die Thalia eingerückt worden; aber diesen Gedanken habe ich nach der reifsten kritischen Überlegung und nach wiederholten verunglückten Versuchen aufgeben müssen. Für die tragische Behandlung ist diese Art Menschenhaß viel zu allgemein und philosophisch. Ich würde einen äußerst mühseligen und fruchtlosen Kampf mit dem Stoffe zu kämpfen haben, und bei aller Anstrengung doch verunglücken. Komme ich je wieder in die tragische Laufbahn, so will ich mich nicht wieder aussetzen, das Opfer einer unglücklichen Wahl zu werden, und meine beste Kraft in einem vergeblichen und mir nie gedankten Streit mit unüberwindlichen Schwierigkeiten zu verschwenden. Überhaupt, wenn ich mich mit einem alten oder neuen Tragiker jemals messen soll, so müssen die Umstände gleich seyn, und nichts muß der tragischen Kunst entgegenarbeiten, wie es mir bisher immer begegnete.

Das Arbeiten im dramatischen Fache dürfte überhaupt noch auf eine ziemlich lange Zeit hinausgerückt werden. Ehe ich der griechischen Tragödie durchaus mächtig bin und meine dunklen Ahnungen von Regel und Kunst in klare Begriffe verwandelt habe, lasse ich mich auf keine dramatische Ausarbeitung ein. Außerdem muß ich doch die historische Wirksamkeit soweit treiben, als ich kann, wärs auch nur deswegen, um meine Existenz bestmöglichst zu verbessern. Ich sehe nicht ein, warum ich nicht, wenn ich ernstlich will, der erste

Geschichtschreiber in Deutschland werden kann; und dem ersten müssen sich doch auf jeden Fall Aussichten eröffnen.

Göschen wird in acht oder zehn Tagen hier seyn, und da bin ich willens, mich auf ein Unternehmen mit ihm einzulassen, das mit meiner ganzen Verfassung sehr genau verbunden sein wird. Ich trage mich schon seit anderthalb Jahren mit einem deutschen Plutarch. Es vereinigt sich fast alles in diesem Werke, was das Glück eines Buches machen kann, und was meinen individuellen Kräften entspricht. Kleine, mir nicht schwer zu übersehende Ganze und Abwechslung, kunstmäßige Darstellung, philosophische und moralische Behandlung. Alle Fähigkeiten, die in mir vorzüglich und durch Übung ausgebildet sind, werden dabei beschäftigt; die Wirkung auf das Zeitalter ist nicht leicht zu verfehlen. Du kannst ergänzen, was ich nicht alles darüber sagen mag.

Dieses Werk möchte ich mit der gehörigen Muße ausarbeiten, und da dürften dann jährlich nicht mehr als zwei kleine Bände, ungefähr wie der Geisterseher gedruckt, von mir gefordert werden. So viel aber gedächte ich mit aller Lust und Reife beendigen zu können. Göschen hat alle mögliche Hoffnung auf einen ungewöhnlichen Abgang zu rechnen, weil das Werk für beide, den Gelehrten und die Lesewelt, für das Frauenzimmer und die Jugend wichtig wird. Ich fordere von ihm drei Louisd'or, daß ich etwa siebenhundert Thaler davon ziehe. Wenn er zweitausend verkauft, so bleibt ihm immer ein Profit von achthundert Thalern. Um einen wohlfeileren Preis arbeite ich es nicht aus, oder nehme einen andern Buchhändler. Dies ist, was ich bei der nächsten Zusammenkunft mit ihm abthun werde, und so erhält meine schriftstellerische Thätigkeit eine gewisse solide Bestimmung, Gleichförmigkeit und Ordnung. Ich hänge nicht mehr vom Zufall ab, und kann auch Ordnung in meine Recherchen und meinen ganzen Leseplan bringen. Das Collegienlesen liegt dann auch nicht außer meinem Wege, und ist als eine nicht unnütze Zerstreung zu betrachten. Schreibe mir Deine Gedanken über diese Sache, und bald. Meine Frau grüßt schönstens.

Dein

Sch.

P. S. Was Du von Funk schriebst, habe ich mir gerade so gedacht. Ich bezahle ihn von Messe zu Messe, wie ich es selbst werde.

## **An Gottfried Körner.**

**Jena, 17. December [Freitag] 1790.**

Ich möchte Dir auf Deinen letzten Brief, der mir viele Freude machte, so gern viel antworten, besonders, was Deine Vorstellung von der classischen Kunst betrifft; aber die Geschäfte drängen mich zu gewaltig und ich kann Dich bloß grüßen. Ich bin neugierig, was Du zu meiner Recension von Bürger sagen wirst, die in den nächsten Stücken der Literaturzeitung erscheint. Freilich sinds nur einige hingeworfene Winke, aber die mir zu ihrer Zeit geredet scheinen.

So gar gern wünschte ich meiner Frau zu Weihnachten mit dem Graffschen Gemälde von mir eine Freude zu machen; sie verlangt unbeschreiblich danach. Wenn es gleich nicht vollendet ist, so kann Graff es ja eine Zeitlang in meinen Händen lassen, bis wir zusammenkommen, welches so gar lange nicht mehr anstehen kann – und dann kann ers vollenden. Es wäre mir gar zu lieb, gern bezahl ichs ihm jetzt gleich; ich hoffe, er wird nicht über dreißig Thaler fordern. Könntest Du ihn dazu vermögen, so wäre mirs ein ganz erstaunlich großer Gefallen. Sag ihm oder schreib ihm die Umstände, warum ichs so sehr wünsche, daß er es wieder unter die Hände bekommen soll, und bitte Dir aus, daß er Dir sagt, was er dafür fordert.

Nächstens mehr. Meine Frau grüßt Dich und M. und D. herzlich.

Dein

S.

## **An Gottfried Körner.**

**Jena, 19. December [Sonntag] 1790.**

Huber und Forster haben mir vor einiger Zeit Lust machen wollen, in Mainz ein Etablissement zu suchen; aber ohne eine ganz beträchtliche Verbesserung wäre dieses dermalen keine Partie für mich. Nach der Beschreibung sind es gar schlechte Canäle, die man dabei gebrauchen muß, und ich würde mir fatale Verhältnisse dabei auf den Hals laden. Einer sehr ansehnlichen Besoldung zu Gefallen könnte ich mich schon einigem Zwang unterwerfen; aber wie

gesagt, sie müßte sehr ansehnlich sein. Hier stehe ich mich doch, wenn ich das Collegienlesen ganz als Nebensache tractire, auf fünfhundert Thaler fixe Einnahme, und wenn ich neunhundert brauche, so habe ich bloß noch vierhundert zu erwerben. Will ich aber mehr Zeit und Mühe auf Vorlesungen wenden, so tragen mir die Collegien so viel mehr, als ich an schriftstellerischen Einnahmen dabei einbüße. Dabei lebe ich hier ganz mein eigener Herr und ohne allen Zwang der Verhältnisse. Für eine jährliche Einnahme von zwölfhundert Thalern in Mainz würde ich übrigens gern mein hiesiges Etablissemnt hingeben. Indessen hoffe ich, daß gewisse Leute nicht ewig leben werden, und dann ist alles im Trockenen. In zwölf Tagen reise ich mit meiner Frau und Schwägerin nach Erfurt, um acht Tage dort zu bleiben. Mein Verhältniß mit Dalberg wird immer fester und enger; ich verspreche mir einmal überaus viel von einem näheren Umgange mit ihm. Er ist ein so reines, so edles und so geistreiches Wesen, wie ich wenig kenne; so ganz über jede Armseligkeit hinweg, voll Empfänglichkeit und Wärme für das Schöne, Wahre und Gute, und doch frei von Schwärmerei – frei geworden, denn er war nicht immer so.

Mich freut, daß Dir mein deutscher Plutarch gefällt. Gewiß ist dies die Arbeit, die auf mich wartet, wo alle Kräfte meiner Seele Befriedigung finden werden. Ich bin nun begierig, was Dalberg dazu sagen wird. Er will mich nicht von der Poesie, und besonders nicht von der dramatischen, verschlagen wissen. Aber beides wird sich recht gut vereinigen lassen. Göschen erwarte ich noch immer. Ich hoffe auch, daß er meine Vorschläge annehmen kann, und er hat ein ganzes Jahr Zeit, sich, wenn er will, durch Subscription zu decken. Lebe recht wohl, und viel Glück zum heiligen Christ und Neujahr. Von Erfurt aus denke ich Dir zu schreiben. Meine Frau legt noch einige Zeilen bei. Herzliche Grüße an Minna und Dorchen.

Dein

Schiller.

## **An Gottfried Körner.**

**Jena d. 12. Jenner [Mittwoch] 91.**

Gestern kam ich von einer zwölf-tägigen Reise wieder hier an. In Erfurt begegnete mir das Unglück, von einem heftigen Catarrhfieber angegriffen zu werden daß ich einen ganzen Tag das Bette und einige Tage das Zimmer hüten mußte. Ich wartete es aber ab, daß es bey einem einzigen Anfall blieb, der aber so heftig war, daß ich und mein Arzt für dem Seitenstich und einem hitzig Fieber bange waren. Jetzt bin ich wieder ganz hergestellt, und bedaure nur die Tage, die ich in Erfurt durch meine Krankheit verlor. Meine dortigen Freunde suchten mir diesen Unfall so leidlich als möglich zu machen, und der Coadjutor besuchte mich mehrmals. Ich habe alle Ursache mit dieser Reise zufrieden zu seyn. Sie brachte mich ihm überaus nahe und führte die bestimmtesten und glücklichsten Erklärungen von seiner Seite herbey. Sehr wahrscheinlich werde ich die nächsten Osterferien in Erfurt zubringen, wenn ich, wie ich hoffe, meine Schwiegermutter dazu disponiren kann. Auf den Julius ohnfelbar erhältst Du einen Besuch von uns beiden, von meiner Schwägerin, meiner Schwiegermutter und vielleicht auch der Frau v. Stein. Früher kann es nicht geschehen, weil der 30-jährig Krieg mir keine so große Zerstreung erlaubt. Da ich auf d. Sommer nur 2mal die Woche lesen werde, so hat es mit einer Reise von 8 Tagen keine Noth. Das Jahr 1791 bringt uns also zuverlässig zusammen.

In Weimar habe ich mich auch einen Tag aufgehalten, mich am Hofe praesentirt und bey der Herzogin Amalie die schönen Zeichnungen, die sie aus Italien mitbrachte in Augenschein genommen. Die Prospekte von Neapel, einige von und um Rom, einige Zeichnungen nach Büsten und Antiken sind unbeschreiblich schön. Sehr vieles habe ich aber noch zu sehen. Es freute mich, in Weimar den Schauspieler Beck aus Mannheim anzutreffen der auf acht Wochen dort gemiethet ist und sehr viel Beyfall findet. Man wollte ihm die Direction des Theaters überlassen, aber sein Engagement in Mannheim ist zu solide und zu vortheilhaft, um es mit einer so precären Versorgung in Weimar zu vertauschen.

Es ist mir jetzt wieder noch einmal so wohl, denn seit meiner Erfurter Reise bewegt sich wieder der Plan zu einem Trauerspiele in meinem Kopfe, und ich habe einen Gegenstand für abgerissene poetische Momente. Lange habe ich nach einem Sujet gesucht, das

begeistert für mich wäre; endlich hat sich eins gefunden, und zwar ein historisches.

Auf Grafen habe ich meines Portraits wegen, durch die Gräfin von Görz, die ich in Erfurt fand und die nach Dresden gereist ist, einen neuen Sturm thun lassen, hoffe aber nicht viel davon. Vielleicht siehst Du sie, sie ist eine schöne Frau. Man hat mir auf Veranstaltung des Coadjutors in Erfurt die Ehre angethan, mich zu einem Mitgliede der kurmainzischen Academie nützlicher Wissenschaften aufzunehmen. Nützlicher! Du siehst, daß ich es schon weit gebracht habe.

Adieu. Meine Frau grüßt Dich und die beiden recht herzlich.

Dein

S.

[Adresse:]

			An
	Herrn	Appellations	Rath
		D.	Koerner
			in
fr.	Dresden.		

## **An Gottfried Körner.**

**Jena den 22. Febr. [Dienstag] 91.**

Endlich nach einer langen Unterbrechung kann ich mich wieder mit Dir unterhalten. Meine Brust, die noch immer nicht ganz hergestellt ist, erlaubt es nicht, daß ich viel schreibe; sonst hättest Du schon früher einen Brief von mir erhalten. Dieser noch fortdauernde Schmerz auf einer bestimmten Stelle auf meiner Brust, den ich bei starkem Einathmen, Husten oder Gähnen empfinde und der von einem Gefühl der Spannung begleitet ist, beunruhigt mich in manchen Stunden, da er durchaus nicht weichen will, und läßt mich zweifeln, ob meine Krankheit durch eine vollkommene Krise gehoben ist. Alles andre geht sonst gut, Appetit, Schlaf, Kräfte des Körpers und der Seele, obgleich die Kräfte sehr langsam sich einstellen. Es machte meine Krankheit gefährlicher, daß sie Recidiv war. Schon in Erfurt erlebte ich einen Anfall, der aber durch einen dortigen, nicht ungeschickten Arzt mit zu weniger Aufmerksamkeit

behandelt und weniger kurirt als zugedeckt wurde. Gegen 8 Tage nach diesem ersten Anfall befand ich mich wohl, in Weimar, wo ich gegen 3 Tage war, fühlte ich gar nichts; aber schon den andern Tag nach meiner Heimkunft, wo ich wieder zu lesen angefangen hatte, kam das Fieber und nahm mit großer Heftigkeit zu. Doch war die Krankheit mehr Seitenstich als Lungenentzündung, welche höchstens auf der Oberfläche rechterSeits inflamirt war. Am 3ten Tage spie ich Blut und empfand etwas von Beklemmungen, welche mich aber durch die ganze Krankheit wenig plagten. Auch der Schmerz auf der Seite und der Husten war bei der Heftigkeit des Fiebers überaus mäßig. Eine starke Aderlässe, Blutigel, zweimal Vesicatorien auf der Brust verschafften mir Luft. Der blutige Auswurf färbte sich bald und hatte guten Eiter. Nur die üble Einmischung des Unterleibs machte das Fieber complicirt. Ich mußte purgirt und vomirt werden. Mein geschwächter Magen brach 3 Tage lang alle Medicin weg. In den ersten 6 Tagen konnt ich keinen Bissen Nahrung zu mir nehmen, welches mich bei so starken Ausleerungen der ersten und zweyten Wege und der Heftigkeit des Fiebers so sehr schwächte, daß die kleine Bewegung, wenn man mich vom Bette nach dem Nachtstuhl trug mir Ohnmachten zuzog, und daß mir der Arzt vom siebenten biß eilften Tage nach Mitternacht mußte Wein geben lassen. Nach dem Siebenten Tage wurden meine Umstände sehr bedenklich, daß mir der Muth ganz entfiel; aber am 9. und 11. Tage erfolgten Crisen. Die Paroxysmen waren immer von starkem Phantasiren begleitet, aber das Fieber in der Zwischenzeit mäßiger und mein Geist ruhig. Reichliche Schweiß, Auswurf und Stuhlgang machten die Crise aus, von der ich jedoch zweifle, ob sie vollständig war. Erst acht Tage nach Aufhören des Fiebers vermochte ich einige Stunden außer dem Bette zuzubringen, und es stand lange an, ehe ich am Stocke herum kriechen konnte. Die Pflege war vortrefflich, und es trug nicht wenig dazu bey, mir das Unangenehme der Krankheit zu erleichtern, wenn ich die Aufmerksamkeit und die thätige Theilnahme betrachtete, die von vielen meiner Auditoren und hiesigen Freunden mir bewiesen wurde. Sie stritten sich darüber, wer bey mir wachen dürfte, und einige thaten dieses 3mal in der Woche. Der Antheil, den man sowohl hier als in Weimar an mir nahm, hat mich sehr gerührt. Nach den ersten 10 oder 12 Tagen kam

meine Schwägerin von Rudolstadt und ist noch hier; ein höchstnöthiger Beystand für meine liebe Lotte, die mehr gelitten hat, als ich. Auch meine Schwiegermutter besuchte mich auf 8 Tage und diesem innigen Leben mit meiner Familie, dieser liebevollen Sorge für mich, den Bemühungen meiner anderen Freunde mich zu zerstreuen, danke ich größtentheils meine frühere Genesung. Zu meiner Stärkung schickte mir der Herzog ein halb Dutzend Bouteillen Madera, die mir neben ungarischem Weine vortreflich bekommen.

Uebrigens war es, ehe Dein letzter Brief noch ankam, schon bei mir beschlossen, den academischen Fleiß meiner Gesundheit nachzusetzen. Außerdem daß die noch fortdauernde schmerzhaft Spannung meiner Brust mir es zweifelhaft macht, ob meine Lunge nicht noch schlimme Folgen von dieser Krankheit trägt, mußte mir die Heftigkeit des gehabten Anfalls die größte Schonung auflegen. Daß ich diesen Winter nicht mehr lese, versteht sich von selbst; aber auch den Sommer habe ich beschlossen noch auszuruhen. Selbst wenn ich dieses meiner Gesundheit nicht schuldig wäre, würde mir die Anhäufung schriftstellerischer Geschäfte, worunter der Calender sich befindet, keine andere Wahl erlauben. Ich werde, wie ich hoffe, die Dispensations ohne Anstand von dem Herzog erhalten, bey dem ich sie der Form wegen suchen muß; überhaupt aber will ich die günstige Stimmung des Weimarschen Hofes für mich dahin zu nutzen suchen, daß mir die völlige Freiheit zu lesen und nicht zu lesen auch für die Zukunft gelassen wird. Ich habe vom Herzog hierinn alles Gute zu erwarten. Wenn ich alsdann auch wieder lese, so werden es nur *privatissima* seyn, eins in einem ganzen Halbjahr, welches ich auf meiner Studirstube lesen kann, wo der größere Preis allenfalls ersetzt, was an der Menge der Auditoren abgeht, und wo ich überhaupt die ganze Arbeit mehr als Conversation und Unterhaltung behandeln kann. So werde ich künftigen Winter förmlich Aesthetik studiren und darüber lesen. Die Nebenstunden sind für eben solche Ausarbeitungen bestimmt, die sich zur Thalia qualificiren, wie die Theorie der Tragödie und wenn ich mir ein rechtes Fest machen will, so denke ich dem Plan zu meinem Trauerspiele nach, der mich seit einiger Zeit sehr beschäftigt hat.

Genug für dießmal. Grüße Minna und Dorchen herzlich von mir und meiner Lotte, und lebe wohl.

Dein

Schiller.

## **An Gottfried Körner.**

**Jena, 3. März [Donnerstag] 1791.**

Meinen Brief wirst Du nun haben, der Dich mit meiner ganzen Krankheit bekannt macht. Ich befinde mich bis auf die Empfindung auf der Brust immer noch wohl. Dem Herzog habe ich gestern wegen der Vacanz auf dem Sommer geschrieben, um die Formalitäten zu beobachten, denn nöthig hätte ich es just nicht, wenn ich nicht mit ihm auf einem guten Fuß zu bleiben wünschte. In Weimar habe ich durch die Bürgerische Recension viel Redens von mir gemacht; in allen Cirkeln las man sie vor, und es war guter Ton, sie vortrefflich zu finden, nachdem Goethe öffentlich erklärt hatte, er wünschte Verfasser davon zu seyn. Das Komische dabei ist, daß von so viel Weisen keiner errieth, von wem sie war.

Ich danke Dir, daß Du mich auf die Reisen des Herrn Benjowsky aufmerksam gemacht hast. So interessant als der erste Theil derselben ist, habe ich lange nichts gelesen. Unendlich mehr Vergnügen gewährte mir dieser Benjowsky als die so ausposaunten Reisen Thümmels ins südliche Frankreich. Leichten Ton haben sie, aber sind übrigens flach, oft seicht und verrathen nicht eben viel Geist. Ich habe etwas Besseres erwartet.

Eine Recension der Klingerischen Stücke von Huber in der A. L. Z. kennst Du vielleicht schon. Sie hat viel Gutes und erregte in mir den Wunsch, daß er oft solche Schriften beurtheilte.

Du erräthst wohl nicht, was ich jetzt lese und studire? Nichts schlechteres als Kant. Seine Kritik der Urtheilskraft, die ich mir selbst angeschafft habe, reißt mich hin durch ihren lichtvollen geistreichen Inhalt und hat mir das größte Verlangen beigebracht, mich nach und nach in seine Philosophie hineinzuarbeiten. Bei meiner wenigen Bekanntschaft mit philosophischen Systemen würde mir die Kritik der Vernunft und selbst einige Reinhold-Schriften für jetzt noch zu schwer seyn und zuviel Zeit wegnehmen. Weil ich aber über

Aesthetik schon selbst viel gedacht habe und empirisch noch mehr darin bewandert bin, so komme ich in der Kritik der Urtheilskraft weit leichter fort und lerne gelegentlich viel Kantische Vorstellungen kennen, weil er sich in diesem Werke darauf bezieht und viele Ideen aus der Kritik der Vernunft in der Kritik der Urtheilskraft anwendet. Kurz ich ahnde, daß Kant für mich kein so unübersteiglicher Berg ist, und ich werde mich gewiß noch genauer mit ihm einlassen. Da ich künftigen Winter Aesthetik vortragen werde, so giebt mir dieses Gelegenheit, einige Zeit auf Philosophie überhaupt zu verwenden. Mit meinem Portrait mögt Ihr es halten, wie Ihr wollt, wenn ich nur mit Herrn Dyk nichts zu thun bekomme. Ich wünschte freilich, daß es keine Fratze würde, und dies, denke ich, könntest Du verhindern, wenn Du es vorher, ehe man es abdruckt, zu Gesichte bekommst. Aus einem größeren Blatt, das Herr Schulze nach Graffs Gemälde will stechen lassen, dürfte wohl nichts werden. Lips, der gegenwärtig ein großes Blatt von Goethens Bild in Arbeit hat und sich darauf an Wieland und Herdern ebenso machen will, möchte auch mein Bild stechen, wovon natürlicher Weise etwas mehr zu erwarten ist, als von einem Bilde, das Schulze stechen lassen will. Lebe wohl und grüße mir Minna und Dorchen. Meine Lotte und meine Schwägerin empfehlen sich Euch bestens. Schreibe mir bald auch wieder.

Dein

S.

## **An Gottfried Körner.**

**Rudolstadt den 10. April [Dienstag] 1791.**

Ich habe Dich lange auf Briefe warten lassen, aber schon seit einigen Wochen bin ich hier, und habe soviel möglich den Schreibtisch vermieden, um von einer beschwerlichen Arbeit auszuruhen, die ich vor meiner Abreise aus Jena beendigte. Meine Brust ist mir seitdem um nichts leichter geworden, vielmehr empfinde ich noch immer bei starkem tiefem Athemholen einen spannenden Stich auf der Seite, welche entzündet gewesen ist, öfters Husten und zuweilen Beklemmungen. Ich mag es hier niemand sagen, was ich von diesem Umstand denke, aber mir ist, als ob ich diese Beschwerden behalten

müßte. Eine Stunde laut zu lesen, wäre mir ganz und gar unmöglich. Doch habe ich seit meiner Krankheit kein Blut ausgeworfen. Ich ließ mir kürzlich zum zweyten mal Blutigel auf der rechten Brust setzen, die mir sehr viel Blut abnahmen, aber eher verschlimmerten als besserten. Auch reite ich die Woche 3, 4mal spazieren, und erwarte nur die frischen Kräuter, um nach der Verordnung meines Arztes abwechselnd Selzerwaßer mit Milch und frische Kräutersäfte zu gebrauchen. Der Herzog, der vor 3 oder 4 Wochen selbst in Jena war, hat mich diesen Sommer vom Lesen dispensirt, wie ich Dir wohl schon geschrieben habe. Indessen dispensirte es sich von selbst, denn ich würde nicht gekonnt haben, was mir unmöglich ist. Mein Gemüth ist heiter, und es soll mir nicht an Muth fehlen, wenn auch das schlimmste über mich kommen wird.

Es ist nicht gut, daß ich diesen Sommer nicht von Arbeit frei bin, aber da es von mir abhängt, den 30jährigen Krieg mit dieser zweyten Lieferung zu endigen, oder noch etwas für eine dritte aufzuheben, da es auch nicht gerade darauf ankommt, wie viel oder wie wenig Bogen er enthalte, so hoffe ich doch, diese Arbeit mit der Sorge für meine Gesundheit noch leidlich vereinigen zu können. Mehr freue ich mich auf die zweyte Hälfte des Sommers, wo ich Dich zu sehen hoffe, und wo auch meine Beschäftigungen mehr nach meinem Geschmack seyn werden. Ich habe in den letzten Zeiten meines Jenaer Aufenthalts einige Bekanntschaften gemacht, die mir seitdem sehr viel Vergnügen verschafft haben. Darunter gehört ein gewisser Erhard aus Nürnberg, Doctor medicinae, der hierher gekommen ist, um Reinhold und mich kennen zu lernen, und sich über Kantsche Philosophie weiter zu belehren. Es ist der reichste vielumfassendste Kopf, den ich noch je habe kennen lernen, der nicht nur Kantische Philosophie, nach Reinholds Aussage, aus dem Grunde kennt, sondern durch eigenes Denken auch ganz neue Blicke darin gethan hat, und überhaupt mit einer außerordentlichen Belesenheit eine ungemeine Kraft des Verstandes verbindet. Er ist Mathematiker, denkender Arzt, Philosoph, voll Wärme für Kunst, zeichnet ganz vortreflich und spielt ebenso gut Musik; doch ist er nicht über 25 Jahr alt. Sein Umgang ist geistvoll, sein moralischer Charakter vortreflich und größtentheils sein eigenes Werk; denn er hatte lange und hat noch mit einem starken Hang zur Satyre zu

kämpfen. Die erste Erscheinung kündigt ihn nicht gleich so vorthailhaft an, als er sich bey längerem Umgange zeigt; weil er etwas decidirtes und sichres an sich hat, das man leicht für Prätension und Zudringlichkeit auslegt. Er arbeitet jetzt an einer Vertheidigung der Reinhold'schen Philosophie gegen einige Angriffe, die in der A. L. Z. darauf gemacht wurden, und an einer größeren Schrift, welche den medicinischen Wissenschaften, eben so wie Kants Critik der Philosophie, ihre Grenzen abstecken soll. Geschrieben hat er noch nichts und hat auch nicht im Sinne als Schriftsteller zu wirken; weil er es seinen Kräften und Neigungen angemessen hält, im lebendigen Umgang auf einen kleinen Zirkel zu wirken. Ich schreibe Dir deßwegen so viel von ihm, weil Du ihn bei seiner Rückreise von Königsberg, wohin er in einigen Wochen abgeht, zu Dresden kennen lernen wirst. In eben diesem Sommer werde ich Dir auch einen anderen jungen Mann schicken, der Dich als Künstler intereßiren wird. Es ist ein Liefländer, Namens Grass, der sich einige Jahre in Jena aufhielt, um da Theologie zu studiren. Darinn hat er es nun nicht weit gebracht, aber desto weiter im Zeichnen und Landschaftmahlen, wozu er ganz außerordentlich viel Genie besitzt. Göthe hat ihn kennen lernen und er versicherte mir, daß er die Anlage zu einem vortreflichen Mahler in ihm finde. Im vorigen Sommer machte er eine Excursion in die Schweiz, von wo er ganz begeistert zurückkam. Er wird Dir einige Schweizerlandschaften zeigen, die er aus der Erinnerung hinwarf, voll Kraft und Leben, obgleich nichts weniger als ausgeführt. Dabey hat er große Talente zur Poesie, wovon Du im nächsten Stück der Thalia eine Probe lesen wirst. Er ist ein herzlich attachirtes Wesen, wo es ihm wohl ist; sein Aeufferliches verräth in jedem Betracht das Genie.

Eine andere meiner Bekanntschaften ist ein gewißer Baron Herbert aus Klagenfurt, ein Mann an den 40, der Weib und Kind hat, eine Fabrike in Klagenfurt besitzt, und auf 4 Monate nach Jena reiße, Kantische Reinholdische Philosophie zu studiren. Ein guter gesunder Kopf, mit eben so gesundem moralischem Charakter. Er soll seinen Zweck erreicht haben, wie man mir sagt, und einen sehr gereinigten Kopf mit nach Hause zurückbringen.

Bürger hat auf meine Recension eine Anticritik eingeschickt, die Du nebst meiner Antwort im Intelligenzblatt der A. L. Z. lesen wirst.

Dieser Tage habe ich mich beschäftigt, ein Stück aus dem 2ten Buch der Aeneide in Stenzen zu bringen; eine Idee wovon ich Dir wohl sonst schon geschrieben habe. Der Wunsch mich in Stenzen zu versuchen, und ein Kitzel poesie zu treiben, hat mich dazu verführt. Du wirst, denke ich, daraus finden, daß sich Virgil, so übersetzt, ganz gut lesen ließ. Es ist aber beynahe Originalarbeit, weil man nicht nur den lateinischen Text neu eintheilen muß, um für jede Stanze ein kleines Ganze daraus zu erhalten, sondern weil es auch durchaus nöthig ist, dem Dichter im Deutschen von einer andern Seite wiederzugeben, was von der einen unvermeidlich verloren geht. Zu einem lyrischen Gedicht habe ich einen sehr begeisternden Stoff ausgefunden, den ich mir für meine schönsten Stunden zurücklege. Meine Frau grüßt Dich, Minna und Dorchen herzlich; auch meine Schwägerin will sich freundlich empfohlen haben. Vermuthlich zieht Ihr jetzt bald auf den Weinberg, wo wir euch etwa im August oder September finden werden. Lebewohl und sey nicht so karg mit Deinen Briefen, wenn ich auch zuweilen nicht ganz Termin halte. Das würde mir begegnen, wenn ich auch mit dem Himmel selbst correspondirte.

Dein

S.

Der Brief kam zu spät auf die Post, darum erhältst Du ihn einige Tage später.

## **An Gottfried Körner.**

**Rudolstadt, 24. Mai [Dienstag] 1791.**

Endlich bin ich so ziemlich wieder hergestellt. Meine Frau wird Dir von der Beschaffenheit meines letzten Anfalls nicht viel haben schreiben können, da die Post pressirte. Es war ein heftiges Asthma, wahrscheinlich von Krämpfen im Zwerchfell erzeugt, auf das sich eine Schärfe geworfen hatte. Unter den wiederholten und periodisch zurückkehrenden Anfällen waren zwei, einer am Sonntag vor achtzehn Tagen, der andere am Dienstag, fürchterlich. Der Athem wurde so schwer, daß ich, über der Anstrengung Luft zu bekommen, bei jedem Athemzuge ein Gefäß in der Lunge zu zersprengen glaubte. Bei dem ersteren stellte sich ein starker

Fieberfrost ein, so daß die Extremitäten ganz kalt wurden, und der Puls verschwand. Nur durch immer continuirtes Anstreichen konnte ich mich vor der Ohnmacht schützen. Im heißen Wasser wurden mir die Hände kalt, und nur die stärksten Frictionen brachten wieder Leben in die Glieder. Man hat alles angewendet, was nur die Medicin in solchen Fällen wirksames hat; besonders aber zeigte sich das Opium, das ich in starken Dosen nahm, Campher mit Moschus, Klystire und Blasenpflaster wirksam. Eine Aderläße am Fuße machte die dringende Gefahr der Erstickung nothwendig. Am Dienstag wurde Starke in der Nacht von Jena abgeholt; er traf mich aber schon besser und in einem wohlthätigen Schlafe. Starkes Urtheil von dieser Krankheit ist, daß Krämpfe im Unterleibe und Zwerchfell zum Grunde liegen, die Lunge selbst aber nicht leide; und es ist wahr, daß dieser fürchterliche Zufall selbst der stärkste Beweis davon ist, weil ein örtlicher Fehler in der Lunge sich bei der convulsivischen Anstrengung der Respirationswerkzeuge nothwendig hätte offenbaren müssen, welches nicht geschah. Ich warf während dieser ganzen Zeit niemals Blut aus, und nach überstandnem Paroxysmus, der zuweilen fünf Stunden währte, konnte ich ganz frei respiriren. Dies bewies mir hinlänglich, daß kein Geschwür in der Lunge vorhanden, oder gar geborsten sei, wie ich anfänglich gewiß glaubte. Aber es ist sonderbar, daß der spannende Schmerz auf der rechten Seite der Brust sich unverändert erhalten hat, und daß ich ihn noch ebenso fühle, wie vor diesen Anfällen. Was daraus werden soll, weiß ich nicht; doch habe ich jetzt weniger Furcht, als vor vier Wochen. Überhaupt hat dieser schreckhafte Anfall mir innerlich sehr gut gethan. Ich habe dabei mehr als einmal den Tod ins Gesicht gesehen, und mein Muth ist dadurch gestärkt worden. Den Dienstag besonders glaubte ich nicht zu überleben; jeden Augenblick fürchtete ich der schrecklichen Mühe des Athemholens zu unterliegen; die Stimme hatte mich schon verlassen, und zitternd konnte ich bloß schreiben, was ich gern noch sagen wollte. Darunter waren auch einige Worte an Dich, die ich jetzt als ein Denkmal dieses traurigen Augenblickes aufbewahre. Mein Geist war heiter, und alles Leiden, was ich in diesem Momente fühlte, verursachte der Anblick, der Gedanke an meine gute Lotte, die den Schlag nicht würde überstanden haben.

Daß ich mich unendlich gefreut hätte, Dich in diesen Tagen zu sehen, brauch ich Dir nicht zu sagen. Ich fürchte, wir sehen uns dieses Jahr noch nicht. Könnte ich irgend die Unkosten der Reise bestreiten, so bin ich dem Verlangen meiner Eltern, die vielleicht eine spätere Zusammenkunft nicht erleben, schuldig, die Reise nach Schwaben zu machen; aber die Ausgaben, sowohl der Reise zu Dir als zu ihnen, sind mir für diesen Sommer und Herbst zu viel, da mich mein Krankseyn, ohne die Versäumniß von fast fünf Monaten, gegen dreißig Louisd'or kostet. Indessen soll geschehen, was möglich ist. Lebe wohl und grüße Minna recht herzlich. Meine Frau und Schwägerin grüßen auch aufs beste.

Dein

S.

### **An Gottfried Körner.**

[Anfang August 1791.]

Der Ueberbringer dieser Zeilen, Herr von Pape aus Hannover, eine mir sehr werthe hiesige Bekanntschaft, wird Dir von meinem Befinden umständliche Nachricht geben können. Leid thut mirs sehr, daß ich den Wunsch, euch zu umarmen, nicht in Erfüllung bringen kann. Weder der Zeit- noch Geldaufwand sind es, was mich davon abhält, sondern die Verhältnisse meiner Schwägerinn in Rudolstadt, die ihr nicht erlauben über die gesetzte Zeit wegzubleiben, da die Vermählung des Erbprinzen in Rudolstadt und die Ankunft seiner Gemahlin ihre dortige Gegenwart nothwendig macht. Dazu kommt, daß wir alle 3 wünschen, die Freude euch zu sehen mit gesundem Körper und frischer Seele zu genießen. Jezt aber sind wir alle krank und abgestumpft für jeden Genuß der Seele. Mit nächster Post schreiben wir mehr. Alles grüßt herzlich. Ewig

Dein

S.

Herrn von Papes Bekanntschaft wird Dir gewiß auch sehr angenehm seyn. Suche ihn aufzurichten; er ist ein vortreflich denkender Mensch, aber sehr gequält von Hypochondrie.

## **An Gottfried Körner.**

**Erfurt den 6. Sept. [Dienstag] 91.**

Nur wenige Zeilen lieber Körner um Euch wieder ein Lebenszeichen zu geben. Mit der Besserung geht es leidlich aber langsam, und noch immer bleiben die Krampffufälle nicht ganz aus, auch der kurze Athem hält noch immer an. Doch verschafft mir der Egerbrunnen, den ich seit 15 Tage trinke hinlängliche Öffnung, und ich kann jetzt 2, 3 Stund des Tags etwas lesen, ohne mich anzugreifen. Die Kräfte nehmen zu, und man findet mich auch frischer aussehend. Hier in Erfurt lebe ich recht angenehme Tage. Alle Abende bringen wir beim Coadjutor zu, der recht freundschaftlich um mich bekümmert ist. Wie ich es diesen Winter halten werde weiß ich in der That noch nicht. Vom Collegienlesen wird wohl schwerlich die Rede seyn; aber überhaupt bin ich jetzt wegen meines künftigen Aufenthalts und Schicksals in Ungewißheit. Es ist mir jetzt durchaus unmöglich, wie bißher mich auf meine schriftstellerischen Einkünfte zu verlassen; denn so beträchtlich diese auch sind, so lange ich vollkommen gesund bin, so fehlen sie mir doch ganz in der Krankheit. Ich habe dieß auf des Coadjutors Anrathen dem Herzog geschrieben, und förmlich um eine Besoldung angesucht, die hinreichend ist, mich im äußersten Nothfall außer Verlegenheit zu setzen. Kann er mir sie nicht bewilligen, so muß ich sie anderwärts suchen, wie viel Mühe es auch kosten mag. Was er kann, wird er ohne Zweifel thun, denn ich weiß daß der ganze Hof gut für mich gesinnt ist. Ist es aber nicht, so werde ich in Mainz, Wien, Berlin oder Goething mein Glück aufsuchen.

Wenn ich nur Funken jetzt bezahlen könnte, da ers so nöthig braucht; aber es ist mir jetzt ganz unmöglich. Mauke hat mir an den 2 Bänden des Sully noch etwas über den 4ten Theil zu bezahlen, und versichert, daß er es vor der Ostermesse nicht im Stande sey. Das schon bezahlte habe ich für mich verbraucht, weil ich hofte Funken

mit dem noch zu bezahlenden und einer anderen einlaufenden Summe befriedigen zu können. Aber meine Krankheit kam dazwischen, und diese muß mich entschuldigen. Wenn er übrigens nur noch einige Monate warten kann, so will ich schon Rath schaffen. Dieses Jahr, Du wirst es kaum glauben, kostet mir 1400 Rthlr. außer dem was die Versäumniß mir kostet. Glücklicherweise habe ich diesen außerordentlichen Stoß ausgehalten, ohne Schulden zu machen; ja ich habe noch 90 Thaler an alten Schulden und 120 als Bürge für einen andern bezahlt. Mit Göschen bin ich zwar etwas stark in der Kreide, aber doch so, daß wir mit Neujahr quitt seyn können. Tröste also Funk, ich werde thun, was möglich ist. Herzlichen Gruß von uns beiden an Minna und Dorchen.  
Dein S.

## **An Gottfried Körner.**

**Jena den 3. 8br. [Montag] 91.**

Meine herzlichsten Glückwünsche zu dem endlich angelangten Stammhalter des Körnerischen Geschlechts, dem ich meinen besten Segen zurufe. Ich freue mich eurer Freude und bin in diesem Augenblick unter euch, sie mit euch zu theilen. Warum kann ich überhaupt nicht einige Wochen mit euch verleben? Aber meine noch immer so ungewisse Gesundheit machte mir die Ruhe und Ordnung höchst nöthig, die ich diesen ganzen Sommer habe entbehren müssen. Auch meine gute Lotte bedarf ihrer; das Leiden dieses Jahres hat ihren schwachen Körper sehr angegriffen, und jetzt ist es dringend nöthig, daß sie sich abwarte. Diß war auch Ursache, daß wir Erfurt früher verließen, als wirs anfangs im Sinne hatten. Ich habe an diesem Ort im Umgang mit Dalberg viel Vergnügen genossen, und mehr, als ich bei einer so oft unterbrochenen Gesundheit erwarten konnte. Dessen ohngeachtet habe ich mich nach Jena gesehnt, weil ich hier doch zu Hause bin, alle Bequemlichkeit genieße, die bey einem kränklichen Zustand so

unentbehrlich ist, und weil ich hier im Umgange mit meinesgleichen und der Auswahl talentvoller jung Leute mich selbst mehr genießen kann. In den letzten Wochen meines Erfurter Aufenthalts habe ich auch wieder angefangen, zu arbeiten, und weil ich glücklicherweise schon dieses Frühjahr über die nächste Periode des 30jährig. Kriegs viel gedacht und gelesen, so ging mir die Arbeit sehr leicht von statten. Ohne mich zu sehr anzustrengen konnte ich, Tags 4 auch 5 Stunden dictiren, und so brachte ich in 14 Tagen 5 gedruckte Calenderbogen zu stande. Göschen schreibt mir, daß Dein Oxenstirn noch nicht fertig sey, und ich fürchte, der kleine Ankömmling wird ihn nicht sehr fördern. Hast Du soviel daran gethan, daß es einen lesbaren Aufsatz gibt, so schicke ihn Göschen zu, wie er ist; bist Du aber noch weiter zurück, so incommodire Dich jetzt nicht damit. Göschen erhält 3 Bogen mehr von mir, als er sich Rechnung machte, und er kann sich also zur Noth schon helfen. Laß Dir diese Arbeit die Freude im Hause auch nicht Einen Moment verkümmern. Nur um das einzige bitte ich Dich gib Göschen mit nächster Post entweder Manuscript oder eine ganz abschlägige Antwort. Das Erstere wird Dir etwas leichtes seyn, sobald Du den Aufsatz nicht zu gut machen willst.

Jetzt adieu. Ich muß eilen, diesen Brief noch auf die Post zu bringen. Im nächsten Brief mehr. Funken sage daß er mit Anfang Nov. 50 Thaler vielleicht noch etwas mehr erhalten soll; daß ich ihn aber bitte die Anmerkungen zu dem 5, 6, 7, 8 und 9ten Buch in einig Wochen fertig zu machen, sonst kann ich nichts von Mauke erpreßen. Adieu. Tausend herzliche Grüße an Minna und Dorch.

Ewig Dein

S.

## **An Gottfried Körner.**

**Jena 24. 8br. [Montag] 91.**

Es geht jetzt ziemlich erträglich mit mir; obgleich der Athem nie frey ist und noch immer Krämpfe im Unterleib mich beunruhigen, so bin ich doch zu Beschäftigungen aufgelegt, und kann, wenn sie mich stark interessieren, Stundenlang meine Umstände darüber vergessen. Ein Beweis davon wird Dir nächster Tage vor Augen

gelegt werden. Ich schrieb Dir schon im Frühjahr, daß ich ein Stück aus dem Virgil in Stenzen übersetzt habe. Es waren 32 Stenzen, und binnen neun Tagen, denn so lange ists, daß ich wieder an diese Arbeit kam, habe ich 103 Stenzen noch dazu übersetzt; so daß das ganze zweyte Buch in nächster Thalia erscheinen kann. So schwer diese Arbeit scheint und vielleicht manchem auch sein würde, so leicht gieng sie mir von statten, nachdem ich einmal in Feuer gesetzt war. Es gab Tage, wo ich 13 auch 16 Stenzen fertig machte, ohne längere Zeit, als des Vormittags 4 Stunden und ebenso viel des Nachmittags daran zu wenden. Die Arbeit wird Dich freuen, denn sie ist mir gelungen. Für die ersten Stenzen, die ich je gemacht, und für eine Uebersetzung, bei der ich oft äußerst genirt war, haben sie eine Leichtigkeit, die ich mir nimmer zugetraut hätte. Ich lasse sie jetzt abschreiben, und schicke sie Dir noch in Msript.

Denke übrigens nicht, daß ich mich überarbeite. Im Gegentheil wirkte diese Beschäftigung sehr glücklich auf meine Gesundheit, und ihr danke ich manche frohe Stunde. Auch war es mir eine sehr tröstliche Erfahrung, daß ich diese 135 Stenzen mit ziemlichem Affekt laut ablesen konnte, ohne merklich dadurch beschwert zu werden, und ohne alle üble Folgen. Jetzt bin ich beschäftigt, den Agamemnon des Aeschylus zu übersetzen theils um den ersten Band meines Griechischen Theaters fertig zu bringen, theils der Thalia wegen, für die ich einige Acte bestimme. Ueberhaupt und vorzüglich aber strebe ich durch diese Übersetzungen der tragischen Dichter nach dem Griechischen Stil, was Du auch dagegen magst auf dem Herzen haben.

So ist mirs denn hier ganz leidlich. Ich sehe oft Menschen bei mir, und werde es so einrichten, daß ich einige Abende regelmäßig Gesellschaft bey mir haben kann. Zwey Tage in der Woche sind schon durch 2 privat Clubbs unter guten Freunden besetzt, nun will ich noch 2 dazu bestimmen. Viel Ausgabe machen diese Butterbrodsgesellschaften nicht; wenn ich das halbe Jahr 4 Louisdor mehr daran wende, so kann ich alle Woche 2mal 3 auch 4 Menschen bitten, und zu meinem Wohlseyn ist dies so nöthig. Nun fehlt mir blos Equipage, um jeden Tag spazieren zu fahren, dadurch würde

mir sehr viel geholfen seyn; aber diesem Wunsche muß ich freilich entsagen.

Für meine Lotte wünschte ich wohl einige leidlichere Frauengesellschaften; denn in diesem Stück sieht es hier sehr traurig aus. Es ist ein Glück, daß sie Liebhabereyen hat, mit denen sie sich beschäftigt, wenn ich zu thun habe. Meine Krankheit hat dadurch, daß sie mich ganz außer Thätigkeit setzte, uns so aneinander gewöhnt, daß ich sie nicht gern allein lasse. Auch mir macht es, wenn ich auch Geschäfte habe, schon Freude, mir nur zu denken, daß sie um mich ist; und ihr liebes Leben und Weben um mich herum, die kindliche Reinheit der Seele und die Innigkeit ihrer Liebe, gibt mir selbst eine Ruhe und Harmonie, die bei meinem hypochondrischen Uebel ohne diesen Umstand fast unmöglich wäre. Wären wir beide nur gesund, wir brauchten nichts weiter, um zu leben wie die Götter. Meynst Du nicht, daß ich von dem jungen Oeser einige Landschaften um denselben Preiß, wie Du sie bekommen hast, erhalten könnte? Ich möchte gern meiner Lotte etwas zum Copiren verschaffen, denn sie ist jetzt voll Eifer fürs Zeichnen, und viele geschickte Künstler, auch Göthe munterten sie auf, weil sie wirklich einiges Talent dazu hat. Einige Kupferstiche von Landschaften und einige Stücke von der Angelica Kaufm. habe ich mir schon verschrieben.

Mein Carlos wird nächster Tage in Weimar gegeben. Ich schrieb Dir, glaube ich, schon von Erfurt, daß ich ihn von der Weimarschen Gesellschaft dort habe spielen lassen, für welchen Dienst ich das Stück der Gesellschaft überlassen mußte. Nun wollen sie auch die Räuber und den Fiesko, weil ich hatte verlauten lassen, daß ich nächstens eine neue verbesserte Auflage davon veranstalten würde. Göschen ist wirklich auch mit dem Carlos rein fertig, und auf Ostern erscheint eine neue Auflage, sowie auch vom Geisterseher. Meine verlorenen Stunden kann ich zu diesen Arbeiten gut verbrauchen. Was mir aber jetzt besonders viel Freude macht ist die Thalia, für welche Göschen nun äußerlich mehr thun will, und welche nun auch in schönster Ordnung herauskommen soll; zwar nur alle 2 Monate fürs nächste Jahr; aber kann ich mich auf meine Mitarbeiter nur erst verlassen, so soll jeden Monat ein Stück erscheinen. Rehberg in Hannover wird auch mit daran arbeiten; dann rechne ich auf Dich, auf Hubern, mitunter auch auf Forstern, auf Erhard und noch einige

andere. Erhard kommt nicht nach Dresden, Du bist also so gut und schickest die Briefe weiter an Herbert in Klagenfurt.

Minna und das Kleine sind wohlauf, wie ich hoffe. Wenn wir aufs Frühjahr nach Dresden kommen, so finden wirs schon weit avancirt, und auch das andere werd' ich gar nicht mehr kennen. Jetzt lebe wohl. Für den Oxenstierna danke ich Dir herzlich; gelesen habe ich ihn zwar noch nicht, aber es freut mich schon, daß er da ist. Tausend herzliche Grüße von uns beiden an die gute Minna und Dorchen. Was gäb' ich Dir dafür, wenn Du, ehe Du selbst mit der Minna kommen kannst, uns Dorchen auf 4 Wochen lassen könntest. Meine Frau wüßte sich nicht zu haben vor Freude. Adieu.

Dein

S.

### **An Gottfried Körner.**

**Jena d. 19 Nov. [Sonnabend] 91.**

Nur ein paar Zeilen kann ich diesen Stenzen mitgeben. Mit meiner Gesundheit ists noch beim alten; im Kopf und übrigen Funktionen gehts gut, nur mit dem Athem und mit d. Unterleib wills noch gar nicht fort. Die Arbeit macht mich vieles vergessen. Heute habe ich das IVte Buch der Aeneide auch geendigt und kann Dir die nächste Woche schicken. Möchten euch die Stenzen eine vergnügte Stunde machen. Deinen Oxenstirn habe ich noch nicht, erwart ihn aber täglich. Tausend Grüße von mir und Lottchen an Euch alle.

Dein

S.

An Funk schicke ich auf den nächsten Montag Exemplar und Geld.

### **An Gottfried Körner.**

**Jena, den 28 No. [Montag] 91.**

Es freut mich sehr zu hören, dass Du an den Stenzen Geschmack gefunden hast und auf Deine ausführlichere Critik freue ich mich noch mehr. Etwa 30 ausgenommen sind die meisten im Fluge hingeworfen; daher kommt vielleicht die Ungleichheit des Tons, wozu Virgil mich oft verführt haben mag. Aber die Eilfertigkeit selbst, mit der ich sie hinwarf, gibt mir großes Vertrauen zu mir selbst, denn sie beweist dass Leichtigkeit bei mir jetzt nicht sowohl mehr das Werk der Mühe sondern Fertigkeit ist. Dein Gedanke nach Durchlesung der Stenzen war ganz auch der meinige: dass ich ein episches Gedicht machen sollte. Und gewiß, erhalte ich meine Gesundheit wieder und kann zu meinem Leben Vertrauen fassen, so unternehme ich es gewiß. Von den Requisiten, die den Epischen Dichter machen, glaube ich alle, eine einzige ausgenommen, zu besitzen: Darstellung, Schwung, Fülle, philosophischen Geist und Anordnung. Nur die Kenntnisse fehlen mir, die ein homerisirender Dichter nothwendig brauchte, ein lebendiges Ganze seiner Zeit zu umfassen und darzustellen, der allgemeine über alles sich verbreitende Blick, des Beobachters. Der Epische Dichter reicht mit der Welt, die er in sich hat nicht aus, er muß in keinem gemeinen Grad mit der Welt außer ihm bekannt und bewandert seyn. Dieß ist was mir fehlt, aber auch alles wie ich glaube. Freilich würde ein mehr entlegenes Zeitalter mir diesen Mangel bedecken helfen, aber auch das Interesse des gewählten Stoffes nothwendig schwächen.

Könnt ich es mit dem übrigen vereinigen, so würde ein nationeller Gegenstand doch den Vorzug erhalten. Kein Schriftsteller so sehr er auch an Gesinnung Weltbürger seyn mag, wird in der Vorstellungsart seinem Vaterland entfliehen. Wäre es auch nur die Sprache, was ihn stempelt, so wäre diese allein genug, ihn in eine gewisse Form einzuschränken und seinem Produkt eine nationale Eigenthümlichkeit zu geben. Wählte er aber nun einen auswärtigen Gegenstand, so würde der Stoff mit der Darstellung immer in einem gewissen Widerspruche stehen, da im Gegentheile bei einem vaterländischen Stoffe Inhalt und Form schon in einer natürlichen Verwandtschaft stehen. Das Interesse der nation an einem nationellen Heldengedichte würde dann doch immer auch in Betrachtung kommen, und die Leichtigkeit, dem Gegenstand durch

das Locale mehr Wahrheit und Leben zu geben. Fridrich II. ist kein Stoff für mich und zwar aus einem Grunde, den Du vielleicht nicht für wichtig genug hältst. Ich kann diesen Charakter nicht lieb gewinnen, er begeistert mich nicht genug, die Reisenarbeit der Idealisierung an ihm vorzunehmen.

Unter allen historischen Stoffen, wo sich poëtisches Interesse mit nationellen und politischen auch am meisten gattet, und wo ich mich meiner Lieblingsidee am leichtesten entledigen kann, steht Gustav Adolph oben an. Gerade das, was Du mir vorschlägst, bestimmt mich für diesen Stoff. Ganz gewiß wäre eine solche Menschheitsgeschichte der würdigste Gegenstand für d. Epischen Dichter, wenn sie irgend ein Stoff für einen Dichter seyn könnte. Aber da liegt eben die Schwürigkeit. Ein philosophischer Gegenstand ist schlechterdings für die Poesie verwerflich, vollends für die, welche ihren Zweck durch Handlung erreichen soll. Ich habe jetzt keine Zeit, Dir eine weitläufige Deduction von diesem Satz zu machen, aber ich halte ihn für unwidersprechlich. Hingegen wenn sich ein historischer handlungsreicher Stoff findet, mit dem man diese philosophischen Ideen nicht nur in eine natürliche, sondern nothwendige Verbindung bringen kann, so kann daraus etwas vortrefliches werden. Die Geschichte der Menschheit gehört als unentbehrliche Episode in die Geschichte der Reformation, und diese ist mit dem 30jährigen Krieg unzertrennlich verbunden. Es kommt also bloß auf den ordnenden Geist des Dichters an, in einem Heldengedicht, das von der Schlacht bei Leipzig bis zur Schlacht bei Lützen geht, die ganze Geschichte der Menschheit ganz und ungezwungen und zwar mit weit mehr Interesse zu behandeln, als wenn dieß der Hauptstoff gewesen wäre.

Ich will aber darum noch nicht sagen, daß ich für Gustav Adolph entschieden bin, aber noch weiss ich keinen Stoff, bei welchen sich soviele Erfordernisse zum Heldengedichte vereinigen. Es ist aber möglich, daß mir das Vierte Jahrhundert oder das fünfte einen noch interessanteren darbietet. Lass uns übrigens noch öfters von dieser Materie handeln; mein Herz und meine Phantasie bedürfen es jetzt sehr, sich mit Innigkeit und Feuer an einen Stoff anzuschließen, der mir ein geistiges Interesse gibt. Lebewohl. Herzlich grüssen wir Dich

und die beiden. Mach es doch möglich, daß wir Dorchen noch vor Einbruch des Winters hier sehen. Mich verlangt sehnlich nach einem von euch.

Dein

S.

### **An Gottfried Körner.**

**Jena, 4. December [Sonntag] 1791.**

Thue mir den Gefallen und besorge den Einschluß an Funk. Ich wollte, weil Geld dabei ist und ich seine Adresse nicht weiß, den Brief nicht unmittelbar an ihn absenden. Ich erwarte mit jedem Posttage einen Brief von Dir. Die Stenzen kann ich Dir jetzt noch nicht schicken, weil ich mit mehreren darunter noch nicht zufrieden bin, und diese Arbeit lieber einige Wochen ruhen lassen will, daß sie mir wieder etwas fremd wird. Jetzt arbeite ich einen ästhetischen Aufsatz aus, das tragische Vergnügen betreffend. In der Thalia wirst Du ihn finden und viel Kantschen Einfluß darin gewahr werden.

Meine und meiner Lotte Gesundheit ist leidlich. Wir grüßen Euch herzlich.

Dein

S.

### **An Gottfried Körner.**

**Jena, 13. December [Dienstag] 1791.**

Ich muß Dir unverzüglich schreiben, ich muß Dir meine Freude mittheilen, lieber Körner. Das, wonach ich mich schon so lange ich lebe aufs Feurigste gesehnt habe, wird jetzt erfüllt. Ich bin auf lange, vielleicht auf immer aller Sorgen los; ich habe die längst gewünschte Unabhängigkeit des Geistes. Heute erhalte ich Briefe aus Kopenhagen vom Prinzen von Augustenburg und vom Grafen von Schimmelmann, die mir auf drei Jahre jährlich tausend Thaler zum Geschenk anbieten, mit völliger Freiheit zu bleiben wo ich bin, bloß um mich von meiner Krankheit völlig zu erholen. Aber die Delicatesse und Feinheit, mit der der Prinz mir dieses Anerbieten

macht, könnte mich noch mehr rühren, als das Anerbieten selbst. Ich werde Dir die Briefe in acht oder zehn Tagen schicken. Sie wünschen zwar, daß ich in Kopenhagen leben möchte, und der Prinz schreibt, daß, wenn ich dann angestellt seyn wollte, man dazu Rath schaffen würde, – aber dies geht sobald nicht, da meine Verbindlichkeit gegen den Herzog von Weimar noch zu neu ist, und noch vieler anderen Ursachen wegen. Aber hinreisen werde ich doch, wenn es auch erst in einem oder zwei Jahren geschieht.

Wie mir jetzt zu Muthe ist, kannst Du denken. Ich habe die nahe Aussicht, mich ganz zu arrangiren, meine Schulden zu tilgen und, unabhängig von Nahrungssorgen, ganz den Entwürfen meines Geistes zu leben. Ich habe endlich einmal Muße zu lernen und zu sammeln, und für die Ewigkeit zu arbeiten. Binnen drei Jahren kann ich dann entweder in Dänemark eine Versorgung finden, oder es fällt mit Mainz etwas vor – und dann bin ich auf zeitlebens gedeckt.

Aber was detaillire ich Dir dieses alles? Sage Dir selbst, wie glücklich mein Schicksal ist. Ich kann Dir für heute nichts mehr sagen. – Deinen Brief, den ich heute erhielt, beantworte ich das nächstemal. Tausend Grüße an Minna und Dorchen, von mir und meiner Lotte.

Ewig Dein

S.

## **An Gottfried Körner.**

**Jena d. 1. Jan. [Sonntag] 1792.**

Mein herzlichster Wunsch zu diesem neuen Jahr für Dich und für mich ist der, daß dasjenige sterben möge, was nicht leben soll. So würde uns beiden am besten geholfen seyn. Deine Geständnisse über die Juristerey machten diesen Wunsch aufs neu in mir lebendig, wie schön, wenn wir beide, gleich unabhängig, unsere Neigung in Gemeinschaft befriedigen, und in einer frohen bürgerlichen und häußlichen Existenz vereinigt unseren Idealen leben könnten. Einen großen Schritt hat das Schicksal in Rücksicht meiner dazu gethan und vielleicht bringt dieses oder das nächste Jahr die noch übrigen nach. Ich beginne das neue Jahr mit den besten Hofnungen. Bin ich auch noch nicht gesund, so hat mein Kopf doch seine ganze Freiheit und an meiner Thätigkeit werde ich durch meine Krankheit wenig

gehindert. Indeß werde ich jetzt noch einen entscheidenden Schritt zu meiner Wiederherstellung thun, da meine oeconomischen Umstände es zulassen, und die Rücksicht auf meine Gesundheit vorjetzt die dringendste ist. Wir haben ausgemacht, wenigstens für dieses Jahr eigne Pferde zu halten, daß ich alle Tage in der Regel zwey Stunden ausfahren kann. Da ich ohnehin in diesem Jahr drey Reisen, zu Dir, ins Karlsbad wie es wahrscheinlich ist, und auf den Herbst ins Reich zu meiner Familie vor mir habe, welche mich gegen dreißig Ldors bloß an Fuhrwerk kosten dürften, so habe ich den Vortheil jeden Tag auszufahren und sowohl nach Rudolstadt als Weimar nach Gefallen Excursionen zu machen fast umsonst.

Futter für 2 Pferde, Lohn des Kutschers und Reparatur kommen mir hier auf 200 Rthlr. zu stehen, welches etwa 50 Thl. über die Summe ausmacht, die mich das Fahren in diesem Jahr ohnehin kosten würde, und an diesen 50 Thl. wird mir meine Schwiegermutter für sich und meine Schwägerin den größten Theil erstatten, da sie sich meiner Pferde dann auch bedienen kann. Also ist nichts übrig als die Unkosten des Einkaufs, welche mir freilich Pferd, Geschirr und Wagen zusammen gerechnet auf 50 Ldors können zu stehen kommen. Indeß muß ich denken, dass ich für meine und auch meiner Lotte Gesundheit nichts zweckmäßigeres thun kann, und daß die erste Absicht des Prinzen bei seinem Anerbieten darauf gerichtet war, mir zu meiner Gesundheit zu verhelfen.

An den Herzog von Weimar habe ich vor acht Tagen schon die Nachricht von dieser Schenkung geschrieben, aber vermuthlich kam ich damit zu spät, da, wie ich selbst las, sicher ein allzeit fertiger Freund sich gefunden hat, die ganze Nachricht in die Frankfurter Zeitung zu setzen. Ich wollte gern hundert Thaler verlieren, wenn das nicht geschehen wäre, da Schimmelmann in einem besondern Billet an Baggesen, das dieser mir schickte, gegen Nennung seines Namens auf das ernstlichste protestirt hat. Ich will Dir Baggesens und Schimmelmanns Briefe schicken; den Brief vom Prinzen hat dermalen noch der Herzog von Weimar. Hast Du vielleicht Hubern davon Nachricht gegeben, und die Zeitung hat es von diesem erfahren? Schreib mir mit nächster Post, ob es an dem ist, denn sonst wende ich alles an dieser Zeitungsnachricht auf die Spur zu kommen.

Ich treibe jetzt mit großem Eifer Kantische Philosophie und gäbe viel darum, wenn ich jeden Abend mit Dir darüber verplaudern könnte. Mein Entschluß ist unwiderruflich gefaßt, sie nicht eher zu verlassen, biss ich sie ergründet habe, wenn mich dieses auch drei Jahre kosten könnte. Uebrigens habe ich mir schon sehr vieles daraus genommen u: in mein Eigenthum verwandelt. Nur möchte ich zu gleicher Zeit gern Locke, Hume und Leibnitz studiren. Weißt Du mir von Locke keine brauchbare Uebersetzung? Die von einem gewissen Tittel taugt gar nichts. Herrlich wäre es, wenn Du Dich an solch eine Arbeit machen wolltest. Ich halte sie für eben so interessant als verdienstlich und würde wenn ich Englisch genug verstünde, sie selbst unternehmen.

An den 30jährigen Krieg gehe ich nächstens wieder. Je früher ich anfangen, desto ruhiger kann ich diese Arbeit fortsetzen. Meine häußliche Existenz hat jetzt sehr viel Abwechselung und diese macht mich frisch zur Arbeit. Ich habe die Einrichtung getroffen, daß ich Mittags u. Abends mit 5 guten Freunden, meist jungen Magistern, zusammen speise, die bey meinen Hausjungfern mit mir in die Kost gehen. So habe ich, ohne mit der Besorgung beschwert zu seyn, täglich einen gesellschaftlichen Tisch, und da es zum Theil Kantianer sind, so versiegt die Materie zur Unterhaltung nie. Nach Tische wird zuweilen gespielt, ein Behelf, der mir seit meiner Krankheit fast nothwendig worden ist. Habe ich nun vollends Wagen und Pferde, so fehlt mir nichts zu einer angenehmen Existenz u. ich denke, daß eine tägliche 2 Stunden lange Erschütterung meinen Unterleib in 2 Monaten weiter bringen soll, als die Apotheke in 2 Jahren. Sobald ich Pferde und Wagen habe wird Dorchen abgehohlt; ich habe einmal Dein und hoffentlich auch ihr Wort. Grüße beide herzlich von mir und meiner Lotte, die sich Dir bestens empfiehlt.

Dein

Sch.

## **An Gottfried Körner.**

**Jena, 21. Februar [Dienstag] 1792.**

Von meinem neulich gehabtten Anfalle bin ich ziemlich wiederhergestellt; aber ungeachtet mich das alte Übel am Ende

dieser Krankheit völlig verlassen zu haben schien, so ist es jetzt nach meiner Genesung völlig wieder da, wie vor dieser Krankheit. Es scheint sich so bald nicht geben zu wollen, bis fortgesetzte Bewegung und eine wiederholte Cur die Eingeweide wieder stärken. Sobald die Luft milder und die Vorboten des Frühjahrs da sind, komme ich mit meiner Frau zu Euch, um, wenn Ihr uns behalten wollt, einen Monat mit Euch zu verleben. Ich müßte aber bei Euch logiren können, weil ich bei rauher Luft, besonders wenn Krämpfe kommen, nicht aus dem Hause darf, am wenigsten des Abends, und also zu oft in Gefahr wäre, zu Hause sitzen und Eures Umgangs entbehren zu müssen. Geht solches nicht an, so ist es besser, ich schiebe meine Reise zu Euch noch so lange auf, bis die Jahreszeit sich gleicher bleibt und die Luft wärmer ist.

Sei doch so gut und erkundige Dich, wie viel ich an Beit zu bezahlen habe. Ich möchte jetzt gern diesen Posten tilgen.

Meine Frau ist wohl, und gegenwärtig auf etliche Tage nach Weimar gegangen. Mich hielt das schlechte Wetter und die jetzige Kälte ab, in die Luft zu gehen und meine Bewegungscur anzufangen. Doch kann ich mich jetzt wieder beschäftigen, und theile meine Zeit sehr angenehm zwischen Arbeit und Gesellschaft.

Dein

S.

## **An Gottfried Körner.**

**Jena, 27. Februar [Montag] 1792.**

Wir können also bei Dir logiren, ohne Dich zu geniren. Das ist mir sehr angenehm; denn eine Wohnung außer Deinem Hause, selbst wenn es nebenan wäre, hätte uns die Abende verdorben, weil ich mich der Krämpfe wegen nie in die Abendluft wagen darf. Zwei Leute werde ich freilich mitbringen müssen, weil meine Frau der Jungfer nicht gut entrathen kann. Aber da Du auch zwei besondere Gesindekammern hast, so werden diese beiden schon unterzubringen seyn. Um aber meine Frau zu beruhigen, muß Du erlauben, daß unsere Leute selbst für ihre Kost sorgen. – Ich denke, es soll eine herrliche Periode für uns werden. Wir haben uns so tausend Dinge mitzutheilen, deren wir uns jetzt selbst nicht bewußt

sind. Unsere Vorstellungsart mag sich zwar in machen Stücken verändert haben, darauf rechne ich; aber im Ganzen, denke ich, sind wir nicht auseinandergekommen. Bei Dir erkenne ich noch immer das alte Bedürfniß, den alten Kampf mit Dir selbst, und bei mir haben Lectüre, Umgang und Beschäftigung bloß den Stoff, aber die Art ihn zu formen nicht verändert. Ich bin und bleibe bloß Poet, und als Poet werde ich auch noch sterben.

Hier lege ich drei Briefe von Dir bei, des Beitschen Wechsels wegen. Suche die meinigen dazu auf, so werden wir die Sache vollständig erfahren. Die achtundachtzig Laubthaler, die ich anno 1789 bezahlt, hatte ich rein vergessen, und entdecke mit Vergnügen, daß ich um so viel reicher bin. Von den hundert Thalern aus Riga erinnere ich mich, gar nichts erhalten zu haben; Du hast sie auch, wie Du schreibst, ganz an Beit bezahlt. Es bleiben also noch außer den Interessen für Beit fünfundsechzig Laubthaler übrig, welche Du bezahlt hast; denn dreihundert beträgt die ganze Schuld. Untersuche es aber doch zur Vorsicht noch einmal, damit Du nicht zu kurz kommst. Auch schreibe mir, was Du für die dreihundert Thaler an Interessen bezahlt hast. Das Geld liegt parat, und ich kann Dirs schicken, sobald wir die Summe wissen.

Alle meine Schuldposten, diejenigen ausgenommen, die ich gegen Dich habe, denke ich dieses Jahr völlig abtragen zu können, wenn keine Krankheit dazwischen kommt. Dann bin ich keines Menschen Schuldner mehr als Deiner, und ich kann, ohne mich im Geringsten zu berauben, Deine Casse wieder füllen. Wie glücklich hat sich diese mir so schwere Bürde doch gelöst, und nichts fehlt mir jetzt, als Gesundheit, um der glücklichste Mensch zu seyn.

Von meiner lieben Lotte die herzlichsten Grüße an Euch alle. Sie freut sich auf Dresden nicht weniger als ich, und ich hoffe, ich soll Euch lieb werden. Lebe wohl.

Dein

S.

**An Gottfried Körner.**

**Jena, 15. März [Donnerstag] 1792.**

Ich warte mit Ungeduld nur auf den Eintritt der milderer Jahreszeit, um Dir etwas Bestimmtes von unserer Ankunft zu schreiben. Die enorme Kälte, welche seit etlichen Tagen einriß, beschwert mich sehr und weckte die Krämpfe im Unterleib wieder auf. Meine Motionscur habe ich deswegen auch noch nicht anfangen können, ob ich gleich seit acht Tagen ein eigenes Pferd habe. Ich werde es mitbringen, um meine tägliche Bewegung auch in Dresden fortzusetzen; und ich wünschte, daß Du Dich auch entschließen könntest, diese Spazierritte mitzumachen. So würden wir machen Stunde fürs Gespräch gewinnen, und Deine Gesundheit würde sich wohl dabei befinden. Auch der dreißigjährige Krieg wird mich zu Dir begleiten; denn, wenn ich zu rechter Zeit fertig werden soll, so darf ich jetzt keinen Tag daran verlieren. Doch hoffe ich, dieser Arbeit nicht über fünf Stunden des Tages widmen zu dürfen. Ganz besitzt sie mich nicht, und meine besten Stunden werden auf etwas gescheidteres verwendet, was Du mündlich erfahren sollst.

Ich bringe wahrscheinlich einen jungen Dänen mit, der sich ein Jahr lang in Jena aufgehalten, um mit der Kantschen Philosophie aufs Reine zu kommen. Diesen Sommer reist er nach Kopenhagen zurück, um dort als Professor angestellt zu werden und das neue Evangelium zu predigen. Du wirst einen sehr denkenden Kopf und einen gründlichen Kantianer in ihm finden. Halte also immer Deine Philosophie parat. Er bleibt vielleicht acht Tage in Dresden, wo er die Merkwürdigkeiten gern in unserer Gesellschaft sehen möchte, und ich bin gewiß, daß Du ihm gern einige Stunden gönnen wirst.

Mit dem Haaseschen Produkte weiß ich in der That nichts anzufangen. Als Poesie ist es mittelmäßig, und der Werth, den es etwa für den Musiker haben kann, giebt ihm in der Thalia kein Verdienst. Wem soll ich zumuthen, es zu lesen? Sieh also zu, wie Du es mir wieder vom Halse schaffen kannst.

Das Ungewitter, das sich in Berlin gegen die allgemeine Literaturzeitung zusammenzog, hat sich noch glücklich zerstreut, und hoffentlich werdet ihr in Dresden ein Beispiel daran nehmen. Der Churfürst wird doch seiner Stadt Leipzig nicht so feind seyn, um einen Schritt gegen die Bücherfreiheit zu thun, der dem leipziger Buchhandel so gewiß schaden würde, als es gewiß ist, daß er seinen Zweck verfehlt. Jetzt wird der Tod des Kaisers große Bewegungen

bei Euch machen; und in der That ist es für unser deutsches Reich keine unwichtige, sowie für uns Schriftsteller und alle Freunde der Denkfreiheit eine sehr ersprießliche Begebenheit.

Lebe wohl. Meine Lotte grüßt Euch alle aufs freundlichste.

Dein

S.

## **An Gottfried Körner.**

**Jena den 30. März [Freitag] 92.**

Kommenden Dienstag als den 3ten April oder Mittwoch werden wir unsere Reise, wenn der Himmel will antreten und nach einem 2tägigen Aufenthalte in Leipzig ohngefähr am 8ten bei euch eintreffen. Nur schlimmes Wetter kann einen Aufschub verursachen, welches ich aber nicht hoffe. Da wir am ersten Tage der Reise von Leipzig aus schwerlich weiter als biß Hubertusburg kommen, so dürften wir wohl ziemlich spät in der Nacht in Dresden ankommen, oder vielleicht gar in Meißen liegen bleiben. Da ich noch keinen eigenen Wagen habe, so muß ich mich der Miethkutscher bedienen, mit denen man immer langsamer fortkommt. Wenn Du einstweilen Gottlieben auftragen wolltest, einen Pferdestall in der Neustadt um einen billigen Miethzins auf vier Wochen für mich zu miethen, so wäre mirs lieb.

Deine Reiterei soll, hoffe ich, schon wieder in Gang kommen. Mir scheint sie gut zu thun.

Lebewohl, und tausend Grüße von uns beiden an Deine Frau und Dorchen. Ist noch etwas zwischen uns zu verhandeln, ehe ich ankomme, so schreibe ich noch von Leipzig aus. Das Beitische Geld bringe ich mit. Lebewohl.

Dein

S.

## **An Gottfried Körner.**

**Jena, 7. April [Sonnabend] 1792.**

Nur zwei Worte, lieber Körner. Meine Abreise von hier ist durch das schlimme Wetter und durch einen starken Katarrh, der alle meine Krämpfe wieder rege zu machen drohte, bis jetzt noch verhindert worden. Stark mißrieth mirs sehr, mich der fatalen Witterung auszusetzen. Erwarte mich also auf keinen bestimmten Tag. Ich mache mich auf den Weg, sobald beständiges Wetter sich einfindet.

Dein

S.

## **An Gottfried Körner.**

**Jena, den 25 May [Freitag] 92.**

Der 30jährige Krieg ist seit einigen Tagen wieder angefangen, und es scheint daß sich diese Arbeit leicht fördern wird, ohne mir zuviel Anspannung zu kosten. Ich bestimme höchstens 4 Stunden zum Schreiben und etwa 2 zum Nachlesen, und auch diese 6 Stunden folgen nicht unmittelbar auf einander. Auf diesem Weg bringe ich, beinahe ohne daß ich es gewahr werde, jeden Tag einen Viertelsbogen zu Stande und kann zu Ende Augusts mit der Arbeit fertig sein.

An die ästhetischen Briefe habe ich, wie Du leicht begreifen wirst, jetzt noch nicht kommen können, aber ich lese in dieser Absicht Kants Urtheilskraft wieder und wünsche desswegen, daß Du Dich vorläufig auch recht damit vertraut machen möchtest. Wir werden einander dann um so leichter begegnen und mehr auf den nehmlichen Zweck arbeiten; auch eine mehr gleichförmige Sprache führen. Baumgarten will ich auch noch vorher lesen. Du muß wissen, ob etwas mit Sulzer zu thun ist. –

Ich bin jetzt voll Ungeduld, etwas poetisches vor die Hand zu nehmen; besonders juckt mir die Feder nach dem Wallenstein. Eigentlich ist es doch nur die Kunst selbst, wo ich meine Kräfte fühle, in der Theorie muß ich mich immer mit Principien plagen. Da bin ich bloß ein Dilettant. Aber um der Ausübung selbst willen philosophire ich gern über die Theorie; die Kritik muß mir jetzt selbst den Schaden ersetzen, den sie mir zugefügt hat. Und geschadet hat sie mir in der That; denn die Kühnheit, die lebendige Glut, die ich hatte, eh mir noch eine Regel bekannt war, vermisse ich schon seit mehreren

Jahren. Ich sehe mich jetzt erschaffen und bilden, ich beobachte das Spiel der Begeisterung, und meine Einbildungskraft betrügt sich mit minder Freiheit, seitdem sie sich nicht mehr ohne Zeugen weiß. Bin ich aber erst soweit, daß mir Kunstmäßigkeit zur Natur wird, wie einem wohlgesitteten Menschen die Erziehung, so erhält auch die Phantasie ihre vorige Freiheit zurück, und setzt sich keine andere als freiwillige Schranken. –

Oft widerfährt es mir, dass ich mich der Entstehungsart meiner Produkte, auch der gelungensten, schäme.

Man sagt gewöhnlich, daß der Dichter seines Gegenstandes voll seyn müsse, wenn er schreibe. Mich kann oft eine einzige und nicht immer eine wichtige Seite des Gegenstandes einladen, ihn zu bearbeiten, und erst unter der Arbeit selbst entwickelt sich Idee aus Idee. Was mich antrieb, die Künstler zu machen, ist gerade weggestrichen, als sie fertig waren. So wars beym Karlos selbst. Mit Wallenstein scheint es etwas beßer zu gehen; hier war die Hauptidee auch die Aufforderung zum Stücke. Wie ist es aber nun möglich, daß bei einem so unpoetischen Verfahren doch etwas vortrefliches entsteht? Ich glaube, es ist nicht immer die lebhaftere Vorstellung seines Stoffes, sondern oft nur ein Bedürfniß nach Stoff, ein unbestimmter Drang nach Ergießung strebender Gefühle, was Werke der Begeisterung erzeugt. Das Musikalische eines Gedichts schwebt mir weit öfter vor der Seele, wenn ich mich hinsetze, es zu machen, als der klare Begriff von Inhalt, über den ich oft kaum mit mir einig bin. Ich bin durch meine Hymne an das Licht, die mich jetzt manchen Augenblick beschäftigt, auf diese Bemerkung geführt worden. Ich habe von diesem Gedicht noch keine Idee aber eine Ahndung, und doch will ich im voraus versprechen, daß es gelingen wird.

Dieser Tage hörte ich, daß Reinhold einen hiesigen Magister legens aufgefordert habe, Homes Essay ins Deutsche zu übersetzen. Er sieht also auch die Zweckmäßigkeit einer solchen Arbeit ein; vor einer Concurrrenz brauchst Du Dich nicht zu fürchten. Die Sache wird in Stocken gerathen, sobald Du Dich erklärst, daß Du die Uebersetzung übernehmen willst. Laß diese Arbeit aber doch nicht gar zu lange liegen, denn die Idee dazu ist so natürlich, und dem

Zeitbedürfnisse so angemessen, daß leicht noch mehrere darauf verfallen könnten, die schneller sind als Du.

Unsre Zusammenkünfte in Leipzig geben mir einen recht fröhlichen Prospekt in die Zukunft. So grosse Intervallen, wie bisher, dürfen nicht mehr vorkommen, biß wir einander wieder sehen. Deine Gesundheit freut mich herzlich; aber ruhig bin ich über diesen Punkt nicht eher, als biß ich höre, daß Du mit Deiner Art zu leben einige Veränderungen vorgenommen hast. – Zu der französischen Lectüre wünsche ich viel Glück, sobald sie dir die Dienste thut, die Du davon erwartest.

Lebe wohl und grüße Minna und Dorchen herzlich von mir.

Dein

S.

## **An Gottfried Körner.**

**Jena, 10. Juni [Sonntag] 1792.**

Dieser Tage habe ich unsere zwei Husaren hiergehabt. Funk begegnete ich vorige Woche schon in Erfurt beim Coadjutor, ohne daß der eine vom andern wußte. Er besuchte uns alsdann auch hier, und wir verlebten ein Paar sehr angenehme Tage miteinander. Wäre Funk nicht etwas uneins mit sich selbst und in Gesellschaft nicht zu angespannt, es ließe sich sehr gut mit ihm leben; aber er ist nicht ohne Prätensionen und zu wachsam auf sich und andere. Auf einen cordialen Ton glaube ich nicht mit ihm kommen zu können.

Thielmann gefällt mir überaus wohl; doch kann ich Dir von ihm mein Urtheil noch nicht sagen. Sein Aufenthalt war zu kurz, und ich hatte unglücklicherweise gerade einen schlimmen Tag, wo ich weder genießen konnte, noch genießbar war. Er wird bald wiederkommen und seine Frau mitbringen. Reinhold habe ich, seit Thielmann hier war, nicht gesprochen.

Auch Wagner haben wir hier, und ich denke, daß er mit unserem Betragen gegen ihn zufrieden ist. Da er im Schützchen Hause wohnt, so belästigt er uns selten. Er sowohl als Funk sprechen mir

sehr viel von Deiner politischen Wichtigkeit in Dresden, und wieviel Gutes durch Dich gestiftet würde und noch zu stiften sei. Vielleicht weißt Du selbst nicht, daß Dein Verdienst auch gekannt und gefühlt wird, und ich denke, diese Entdeckung müßte Dich freuen.

Wenn Dir die Uebersetzungsarbeit kein Vergnügen macht, so wärest Du ja nicht klug, Dir diese Last aufzubürden. Aber mir scheint nur, daß auch die Kunst Dir nicht immer ein ungemischtes Vergnügen gebe, daß sie Dich oft mit Dir selbst entzweie, und einen Drang selbst zu arbeiten in Dir erwecke, den Du nicht entschlossen genug unterdrückst, und doch auch nicht Hand anlegst zu befriedigen. Die sogenannten unteren Seelenkräfte sind wie schlafende Löwen, die man oft besser thut nicht zu wecken, weil man sie nicht sogleich zum Schweigen bringen kann; und Dein Fall ist noch gar nicht, daß die bloße müßige Betrachtung Dich befriedigte. Dann bilde ich mir zuweilen ein, daß eine reinere Wirksamkeit der Vernunft das beste Mittel sei, den Streit in Deinem Kopfe beizulegen und Dir Genüsse zu verschaffen, die Du nicht erst mit unzufriedenen Momenten erkaufen darfst.

Man sagt mir hier viel Gutes von Allwills Papieren, die neu herausgekommen sind, und von einer Rehbergschen Schrift über die Erziehung. Sieh doch nach, ob etwas daran ist.

Leuchsenring aus Berlin, den Du vielleicht par renommé auch kennst, ist auf gut despotisch aus dem Preußischen verwiesen, und (man weiß nicht warum?) seine Papiere ihm weggenommen worden. Vor seiner Abreise warf sich ihm noch eine Liebschaft, ein Fräulein v. Bielefeld, die bei der Prinzessin Auguste Hofmeisterin war, an den Hals, und erklärte, daß sie ihn selbst im Tode nicht verlassen werde. Er hat sie mitgenommen als seine Frau, und nun ist er nach der Schweiz ohne irgend eine Aussicht. In Erfurt habe ich das seltsame Paar gesprochen. Sie ist ein leeres unbedeutendes Geschöpf aus der Classe der ganz gemeinen empfindsamen Weiber, und wie es scheint, hat diese Consortin schon auf ihn gewirkt. Ich bin neugierig, ob die Extremität aus Leuchsenring etwas machen wird. Er hat schon seit zwanzig Jahren bloß Materialien gesammelt, und wenig oder nichts geschrieben. Jetzt ist Schriftstellerey seine vornehmste, wo nicht einzige Hilfsquelle, und nun wollen wir sehen, was er hervorbringt.

Mich beschäftigt jetzt der dreißigjährige Krieg ziemlich regulär; doch habe ich höchstens vier kleine Kalenderbogen fertig. Dafür bemerke ich aber auch kaum, daß ich arbeite. Sonst geht es mit meiner Gesundheit, wie Du mich in Dresden gefunden hast. Es ist alles noch beim Alten. Den Egerbrunnen fange ich in wenigen Wochen an. Zu magnetischen Versuchen hat sich bis jetzt weder ein Subject noch ein Object finden wollen.

Hast Du von Huber seitdem Briefe gehabt, und ist in der bewußten Sache noch kein Schritt geschehen?

Ich möchte gar zu gern für das vierte Stück der Thalia etwas Gedachtes und Interessantes, da ich diesem Stücke von eigener Arbeit gar nichts beisteuern kann. Solltest Du etwas dafür fertig machen können? Du thätest mir einen großen Gefallen.

Meine Frau grüßt Euch alle herzlich, wie auch ich. Dorchens Brief hat ihr viele Freude gemacht. Lebe wohl.

Dein

S.

### **An Gottfried Körner.**

**Jena, 30. Juli [Montag] 1792.**

Die Last des dreißigjährigen Krieges liegt noch schwer auf mir, und weil mich die Krämpfe auch redlich fortplagen, so weiß ich oft kaum wo aus noch ein. Ich sehne mich herzlich, mich wieder einmal recht mit Dir zu expectoriren, und das soll, hoffe ich, bald möglich werden, wenn nur erst einige Arbeit für den Setzer abgethan ist. Dießmal bloß meinen herzlichen Gruß. Ich bin sonst leidlich wohl und auch meine Frau. Minna und Dorchen viele Grüße von uns beiden.

Dein

S.

### **An Gottfried Körner.**

**Jena, 3. September [Montag] 1792.**

Tausend Glückwünsche zu der schönen Veränderung. Ein Theil Deiner Plane kann doch nunmehr in Erfüllung gehen, und der Anfang ist gemacht. Ich bin voll Erwartung, was Du mir Näheres davon

schreiben wirst – und dann, was der nächste Einfluß auf Deine Existenz seyn wird.

Ueber den zweiten Artikel Deines Briefes bin ich nicht weniger vergnügt. Ich bin gewiß, daß Du Dich so wirst genommen haben, daß weder auf Dich noch D. ein Schatten fallen kann. Voll Verlangen sehe ich H.'s Antwort entgegen.

Auch ich habe heute die sehr willkommene Nachricht von Hause erhalten, daß meine gute Mutter mit einer meiner Schwestern mich diesen Monat hier besuchen wird. Ihre Ankunft fällt gerade in die Zeit, wo ich meiner lästigen Arbeit endlich los seyn werde. Siebzehn Bogen sind jetzt fertig, und zu fünf oder sechs habe ich ungefähr noch Zeit. Ich sehne mich Dir wieder einmal schreiben zu können. Hast Du die Kritik der Offenbarung etwa gelesen, die vorige Messe erschienen ist? Sie ist nicht von Kant, aber in seinem Geiste geschrieben.

Wenn ich Dir von den hiesigen Unruhen nichts schreibe, so rührt es daher, daß sie gar zu erbärmlich sind, und von beiden Seiten die höchste Mittelmäßigkeit sich dabei kundgethan hat. Uebrigens ist sehr zu fürchten, daß sie der Aufnahme der Akademie merklich schaden werden.

Lebe wohl! In vierzehn Tagen hoffe ich frank und frei zu seyn von der Arbeit, und dann gehts an lauter fröhliche Geschäfte. – Hier was in Deine Bibliothek oder vielmehr in ihre, Deiner Minna. Grüße beide herzlich von uns.

Dein

S.

Das erwähnte Buch hat der Buchbinder nicht geliefert. Es folgt über acht Tage nach.

## **An Gottfried Körner.**

**Jena, 21. September [Freitag] 1792.**

Wünsche mir Glück! Eben schicke ich den letzten Bogen Manuscript fort. Jetzt bin ich frei, und ich will es für immer bleiben. Keine Arbeit mehr, die mir ein anderer auflegt, oder die einen anderen Ursprung hat als Liebhaberei und Neigung. Ich werde acht oder zehn Tage schlechterdings nichts thun, und sehen, ob die völlige Ruhe des

Kopfes, freie Luft, Bewegung und Gesellschaftsgewäsche an meiner Gesundheit nichts verbessern.

Meine Mutter hat mich zwei Tage früher überrascht, als ich den Briefen von der Solitude nach erwarten konnte. Die große Reise, schlechte Witterung und Wege haben ihr nichts angehabt. Sie hat sich zwar verändert gegen das, was sie vor zehn Jahren war; aber nach soviel ausgestandenen Krankheiten und Schmerzen sieht sie sehr gesund aus. Es freut mich sehr, daß es sich so gefügt hat, daß ich sie bei mir habe und ihr Freude machen kann. Meine jüngste Schwester, die funfzehn Jahre alt ist, hat sie begleitet. Diese ist gut, und es scheint, daß etwas aus ihr werden könnte. Sie ist noch sehr Kind der Natur, und das ist noch das beste, da sie doch keine vernünftige Bildung hätte erhalten können.

Die Entwicklung der H.schen Angelegenheit ist mir recht tröstlich. Der unangenehme Eindruck wird sich verlieren, und sie wird sich zuletzt ihrer Freiheit freuen. Jetzt mußst Du durch Beschäftigung ihres Geistes und ihrer Empfindungen das beste thun, und wie ein guter Arzt das Wundfieber mäßigen. Eine vorübergehende, oder noch lieber eine bleibende Herzensangelegenheit sollte jetzt dazwischen treten, oder, wenn das angeht, sollte D. wieder eine Herzogin von Curland finden und in den Wirbel der Gesellschaft gezogen werden. H. hat sich benommen, wie zu erwarten war, ohne Charakter, ohne alle Männlichkeit. Ich bin nicht überrascht und er hat auch bei mir weiter nichts dadurch verloren, denn auf denjenigen Werth, den Grundsätze und Stärke des Geistes geben, mußte man bei ihm Verzicht thun. Er bleibt, was er ist, ein raisonnirender Weichling und ein gutmüthiger Egoist.

Sage mir nun, woran ich mich jetzt zuerst machen soll? Mir ist ordentlich bange bei meiner wiedererlangten Geistesfreiheit. Vor einem größeren Ganzen fürchte ich mich noch; daher zweifle ich, ob der Wallenstein sogleich daran kommen wird. Ich hätte Lust mir durch ein Gedicht die Musen wieder zu versöhnen, die ich durch den Kalender gröblich beleidigt habe. Aber welches? Auch darüber bin ich unschlüssig.

Gebe der Himmel, daß aus Zerbst gute Zeitungen kommen, und daß Dein Conrector einen würdigen Begriff mit dem Worte trefflich möge verbunden haben. Ich bin sehr begierig auf Deine nächsten

Briefe. Das versprochene Buch sind meine prosaischen Schriften. Ich erwarte sie alle Tage von Rudolstadt, wo sie gebunden werden.

Dorchen sage recht viel Schönes für ihr liebes Geschenk, das ich zwar noch nicht habe, aber doch errathe. Es freut mich, etwas von ihrer Hand nahe um mich zu haben, und es freut mich doppelt, daß es gerade das ist.

Brühl war hier; aber ungeachtet sie auch mit hier war (und wahrscheinlich bloß meinerwegen, weil sie sonst niemand sah), so habe ich sie doch nicht gesehen. Man bat mich zu ihm, ich war aber nicht wohl und bat ihn zu mir. Er ist, wie du sagst, eine ehrliche Haut. Ich mag ihn wohl leiden. Eingelassen habe ich mich aber nicht.

Dein

S.

## **An Gottfried Körner.**

**Jena, 4. October [Donnerstag] 1792.**

Eben komme ich von einer Excursion nach Rudolstadt zurück, wohin wir meine Mutter geführt haben und zehn Tage geblieben sind. Deinen Brief erhielt ich darum etwas später, aber leider immer noch zu früh für die verdrießlichen Nachrichten, die er enthielt.

Dein Herr Ayrer – den der Henker noch im Grabe holen möge – hat sich gerade so gezeigt, wie ich immer fürchtete; als ein wahrer Philister. Wenn die Dreitausendthalernachricht sich bestätigt, so will ich wetten, daß irgend ein eigennütziger Schuft von Erbschleicher, der ihm zu insinuiren gewußt hat, daß das Geld in Deiner Hand nicht kaufmännisch genug wuchere, Dir bei ihm zuvorgekommen ist. Vermuthlich hat ein Einziger, der schon reich genug ist, alles bekommen; denn es ist die Maxime dieser Herren, Geld mit Geld zu paaren, und den Reichen noch reicher zu machen. Wie es aber nun mit der Tante und Deinen sicheren Erwartungen von ihr steht, möchte ich wissen; schreibe mir darüber in Deinem nächsten Briefe doch ein Wort. Hast Du von ihr nur etwa zehn- oder zwölftausend gewiß zu hoffen, so bist Du doch durch eigenes Vermögen gegen jeden Zufall gedeckt, und hast nichts als die Aussicht auf Reichthum

verloren, die so gar viel nicht bedeuten will. Mit tausend oder zwölfhundert Thaler Renten kann Deine Minna mit den Kindern ruhig und glücklich leben; denn es giebt in Deutschland noch schöne Gegenden, wo dies ein ansehnliches Vermögen ist. So lange Du lebst, kann Dir eine Einnahme von zwölfhundert bis achtzehnhundert Thalern nicht fehlen. Ich wollte Dir nicht rathen, für jetzt andere Dienste zu suchen. Deine Aussichten in Dresden sind solid für Deine Umstände, und selbst für Deine Neigungen nicht zu verwerfen. Es kostet Dir ein Jahr oder zwei, die Freundschaft der Minister zu cultiviren, so ist Dir eine Verbesserung gewiß. Du gewinnst dabei an Fertigkeit für Geschäfte und an äußerlichem Ansehen, daß Du alsdann, wenn es Dir einfällt, andere Dienste zu suchen, desto mehr für Dich anzuführen hast.

Fünfhundert Thaler dürften an schriftstellerischen Arbeiten schwer zu erwerben sein. Du mußt bedenken, daß Du Amtsgeschäfte hast und von Deinen Erholungsstunden nichts verlieren darfst. Bei schriftstellerischen Arbeiten erholt man sich nicht, das kann ich Dir aus zehnjähriger Erfahrung für gewiß versichern, und bei Lieblingsarbeiten verdient man wenig. Könntest Du Dich indessen entschließen leichter weg zu arbeiten, und das darfst Du ganz gut wagen, so wollte ich Dir eher zu eigenen Arbeiten, als Uebersetzungen rathen. Eine schlechte Uebersetzung ist die schlechteste aller Schlechtigkeiten, und eine gute Übersetzung kostet Zeit. Bei eigenen Arbeiten hat man eine Freiheit, die dem Flusse der Gedanken weit günstiger ist; man arbeitet mit mehr Lust und kann aus sich selbst mehr nehmen. Du darfst bloß schreiben wie Du sprichst und wie etwa Deine Briefe sind, und Du wirst bei einer glücklichen Wahl des Stoffes gewiß Deine Leser befriedigen. Zwanzig bis dreißig Bogen kann die Thalia recht gut von Dir aufnehmen, sobald sie jeden Monat erscheint. Hast Du mehr, als wir zur Thalia verbrauchen können, so bleiben Dir noch andere Journale. Beständest Du auf Uebersetzungen, so könntest Du allenfalls an der Memoires-Sammlung arbeiten; aber im Grunde kann ich Dir dazu nicht rathen. Es geht ungeheuer viel auf einen Bogen, gerade soviel als auf zwei der neuen Thalia, und über fünf Thaler kann Dir Paulus nicht bezahlen, weil er selbst nur sechs für den Bogen erhält, und für seine Arbeit auch etwas haben muß. Findest Du eine andere

Speculation ergiebiger, so laß michs wissen. Einen Verleger hoffe ich immer dafür zu finden. Dein Name muß durchaus unbekannt bleiben, auch wenn Du über Materien schriebest, die mit Deinem Amte in der engsten Verbindung stehen, und die Aristokratie aufs Tapferste vertheidigtest; denn von jeder Linie, die Du drucken ließest, würde man glauben, Du habest die Zeit dazu Deinen Geschäften gestohlen. In Summa: es kommt jetzt alles auf eine erste Probe an. Wähle einen guten Stoff und nimm Dir vor, in vier Tagen zwei Bogen zu verfertigen. Schreibe darauf los, bis diese fertig sind, und dann laß uns sehen, was Du geboren hast. Laß Dich ganz gehen, und kritisire nicht zuviel. Gelingts, so weißt Du, daß Du in zwei Tagen einen Bogen schreiben, und also doch immer etwa einen Carolin gewiß verdienen kannst. Geschieht dies auch nur einmal in der Woche, so sind Dir funfzig Carolin des Jahres gewiß. In fünf Jahren läßt Du eine Sammlung drucken, und streichst dann hundert Louisd'or auf einmal ein. Dieser Plan ist zwar bescheiden, aber es fehlt ihm auch nichts zur Ausführung, als bloß von Deiner Seite Entschluß und Beharrlichkeit.

Für heute breche ich ab, um das Paket noch fortzubringen. Hier die versprochenen kleinen Schriften; ich lege noch den Vertot bei, wo Dich die Vorrede vielleicht interessirt, und die Rechtsfälle, welche Minna und Dorchen unterhalten werden. In meinem nächsten Briefe schreibe ich Dir von meinen poetischen Angelegenheiten. Ich bin leidlich wohl; wir alle sind vergnügt, und die dauerhafte Gesundheit meiner Mutter macht mir die Trennung von ihr leichter, die in vier Tagen bevorsteht.

Dies an Dorchen. Dein Bild ist vortrefflich, und die schöne Malerei entzückt alle, die es sehen.

Dein

S.

## **An Gottfried Körner.**

**Jena den 15 October [Montag] 92.**

Ich habe Dir heute vor 8 Tagen mit MeißGelegenheit geschrieben. Hoffentlich hast Du nun den Brief. Näheren Nachrichten von der

unglücklichen Zerbster Mausgeburt sehe ich mit großer Ungeduld entgegen. Unterdeßen habe ich zu Realisirung Deiner schriftstellerischen Speculationen noch allerley ausgesonnen. Ohne Zweifel kennt Du Mirabeaus Schrift sur l'éducation. Wenn Du sie kennst, so hältst Du sie gewiß einer Uebersetzung werth. – Es war mir schon eine große Empfehlung für den Autor und das Buch, daß er gleichsam noch im Tumult des Gebahrens der französischen Constitution schon darauf bedacht war, ihr den Keim der ewigen Dauer durch eine zweckmäßige Einrichtung der Erziehung zu geben. Schon der Gedanke verräth einen soliden Geist und die Ausführung seiner Idee macht, so weit ich in dem Buch gelesen habe, seinem philosophischen Kopf Ehre. Wie wärs, wenn Du dich an Uebersetzung dieses Buchs machtest? Aber Du müßtest damit eilen – mit der Ankündigung wenigstens, daß kein anderer Dir zuvor kömmt. Probire es mit la Garde oder Vieweg dem Ältern oder Crusius im Leipzig. Einer von diesen dreyen nimmt es gewiß und wenn Du willst, so will auch ich an den schreiben, den Du auswählst. Ich brauche Dich bloß als Verfasser des Aufsatzes über Oxenstierna und als Mitarbeiter an Julius u. Raphael zu nennen. Auch Felseggern in Nürnberg kann ich Dir verschaffen. Schreibe mir aber gleich mit der nächsten Post, wie Du entschloßen bist. Vor allen aber, ehe wir die Hauptsache vergessen, sieh in d. 2 oder 3 letzten Messkatalogen nach, ob das Buch noch nicht übersetzt ist – woran ich jedoch sehr zweifle.

Meine zweyte Idee ist das große Journal, wovon wir schon in Dresden langes und breites gesprochen haben. Wenn das zu Stande kommt, so bist Du und ich gedeckt. Ich setze diese Woche den Plan auf, und lege ihn Göschen vor. Will er sich nicht darauf einlassen, so wende ich mich an einen andern. Es muß ein Versuch gemacht werden, die Unternehmung ist so anlockend und verspricht den besten Erfolg. Käme dieses Journal zu Stande, so wären wir beyde in unserm Element. Wir dürfen uns nicht mit Schreiben übereilen, und hätten doch beyde eine sehr beträchtliche Einnahme zu erwarten. Zwölf biß fünfzehn Bogen, vollkommen ausgearbeitet, sind für das ganze Jahr nicht viel und würden alsdann doch mit 500 Thalern bezahlt werden. Göschen hat die sonderbare Idee, die Geschichte

der Reformation, die der nächste Calender enthalten soll, von Pestalozzi schreiben zu lassen. Da ich sie nicht schreiben muß, so könnte mir das einerley seyn – aber er möchte noch gern meinen Nahmen vor dem Calender haben, und bittet mich, seinen Mann in einer Vorrede förmlich einzuführen. Ich fürchte aber, Pestalozzis Gesichtspunkt ist den Meinigen schnurgerade entgegen gesetzt und unter dieser Voraussetzung werde ich ihm diesen Dienst nicht leisten können. Sonst thät ich es nicht ungerne, wenn die Arbeit gut würde – denn bezahlen müßte mir Göschen auf jeden Fall diese Gefälligkeit. Ich habe ihm indessen nicht nur von Pestalozzi sondern vom ganzen Calender abgerathen. Diese Form ist jetzt schon veraltet, zu viele Nebenbuhler theilen sich mit ihm in diesen Bissen Brod, und der Geschmack des Publicums ist veränderlich. Wenn Göschen anstatt seines Calender, Militairische Journale, Andachtsbüchlein u. s. w. nichts als Wielands Schriften und unsern Merkur von Deutschland übernehme, so könnte er in 5 Jahren der respectabelste Buchhändler und ein reicher Mann werden.

In dem Neuen Göttinger Musenalmanach hat Bürger seine Galle an mir und an der litt. Zeit. recht ausgelassen. Die Platiniden dieses Menschen, seine Anmaßungen und seine völlige Unbekanntschaft mit dem, was ihm in meiner Rec. gesagt worden ist, wird Dich in Verwunderung setzen. Freund Boutherwek der Verfasser des Donamar, hat sich über Hubern hergemacht und ihm – in eben diesem Almanach – derbe und gleich platte Sottisen gesagt. Laß Dir den Almanach doch geben.

Das Ridicule, das darinn über H. geworfen ist, von so schlechter Hand es auch kommt, kommt jetzt bei D. nicht ganz ungelegen und kann doch etwas Gutes stiften, besonders da die Forstern darein gemengt zu seyn scheint.

Ich wollte Poesie treiben, aber die nahe Ankunft der Collegienzeit zwingt mich, Aesthetik vorzunehmen. Jetzt stecke ich bis an die Ohren in Kants Urtheilskraft. Ich werde nicht ruhen, biss ich diese Materie durchdrungen habe und sie unter meinen Händen etwas geworden ist. Auch ist es nöthig, dass ich auf alle Fälle ein Collegium ganz durchdenke und erschöpfe, damit ich in diesem Sattel völlig gerecht bin, und auch um mit Leichtigkeit, ohne Kraft- und Zeit-

Aufwand etwas lesbares für die Thalia zu jeder Zeit schreiben zu können. Bald werde ich Dich mit meinen Untersuchungen und Entdeckungen zu unterhalten den Anfang machen und die verabredete Correspondenz einleiten. – Herzliche Grüße an M. und D. – An D. habe ich geschrieben und die Bücher mitgeschickt, die ihr jetzt haben werdet.

Dein

S.

## **An Gottfried Körner.**

**Jena den 6. Nobrs [Dienstag] 92.**

Ich habe jetzt mein privatissimum in der Aesthetik angefangen, und bin nun in einer gewaltigen Thätigkeit. Da ich mich nicht an den Schlendrian halten kann, so muß ich mich ziemlich zusammennehmen, um zu 4 biß 5 Stunden in der Woche hinlänglichen Stoff zu haben. Auch sehe ich an den ersten Vorlesungen, wie viel Einfluß dieses Collegium auf Berichtigung meines Geschmacks haben wird. Der Stoff häuft sich jemehr ich fortschreite und ich bin jetzt schon auf manche lichtvolle Idee gekommen. Mit der Zahl und der Beschaffenheit meiner Zuhörer bin ich sehr zufrieden. Ich habe 24, wovon 18 mich bezahlen, jeder einen Ldor. Also schon 100 hiesige Thaler, und dieses Geld verdiene ich bloß dadurch, daß ich mir einen reichen Vorrath von Ideen zu schriftstellerischem Gebrauche zusammentrage, und obendrein vielleicht zu einem Resultat in der Kunst gelange.

Wenn Du von Göschen noch nicht praeveniert seyn solltest, so kann ich Dir die angenehme Nachricht geben, daß zu Deiner Schriftstellerei für 1793 und Deinen Finanzen ein sehr guter Plan gemacht ist. Göschen findet noch immer seine Rechnung bey dem Calender, u. besteht auf der Fortsetzung. Da ich mich ganz davon lossagen muß, so will er Dich bitten, einen historischen Stoff von etwa 18-20 Bogen zu arbeiten, wozu die Kromwellische Revolution in Vorschlag gebracht ist. Du hast volle 8 Monate Zeit dazu, brauchst im Grunde außer dem Hume und Sprengel wenige Lectüre, da es hier bloß um ein gut in die Augen fallendes Ganze zu thun ist. Es ist sehr

interessant, gerade in der jetzigen Zeit ein gesundes Glaubensbekenntniß über Revolutionen abzulegen; und da es schlechterdings zum Vortheil der Revolutionsfeinde ausfallen muß so können die Wahrheiten, die den Regierungen nothwendig darinn gesagt werden müssen, keinen gehässigen Eindruck machen. Ich habe Göschen herzlich versprochen, mich als Herausgeber zu nennen, und behalte mir bloß vor, daß Dein Mscrt vorher durch meine Hände geht und Du mir etwa zwey oder drey Beschreibungen und Charakterschilderungen darein zurücklegst, damit das Werk wenigstens nach mir riecht, und einige Eigenthümlichkeiten des Stils daraus hervorblicken. Unter 400 Th wird er Dir nicht geben und Du behältst immer noch Zeit und Stoff für die Thalia.

Schreibe mir doch bald Deine Meinung. Ich gestehe, daß ich mir vor der Hand kein besseres Project für Dich denken kann. Auch mit dem großen Journal will Göschen entriren, und sobald ich Muße habe, schreite ich zur Ausführung.

Minna und Dorchen herzliche Grüße von uns beiden.

Dein

S.

[Adresse:]

Herrn	Appellationsrath	An Körner in
fr.	Dresden	

## **An Gottfried Körner.**

**Jena den 17. Nov. [Sonnabend] 92.**

Die Calenderarbeit siehst Du offenbar viel schwerer an, als sie ist. Auf dem Cromwell wird Göschen gar nicht weiter bestehen, wenn dieses Sujet Dir zu verfänglich scheint. Wähle also selbst, was Du für gut und schicklich hältst. Aber Du mußt nicht vergessen, daß wenn Du 500 Thaler an Schriftstellerischen Arbeiten jährlich erwerben willst Du in 8 Monaten gegen 40 Bogen schreiben müßtest, und hier

nur 15 oder 18 von Dir gefordert werden, die noch dazu nicht besser seyn dürfen, als jede andere eigenen Arbeit. Wenn Du jetzt gleich anfängst Dich mit dem gewählten Stoffe zu familiarisieren, so wirst Du gar nicht überhäuft werden.

Auf mich darf schlechterdings nicht gerechnet werden, weil ja der Himmel weiss, wie es das nächste Jahr um mich stehen wird. Auch bin ich gar nicht für ein Quodlibet von mehreren Verfaßern. Das ruiniert Göschen, denn kein Mensch wird es kaufen. Es muß ein Verfaßer und eine fortlaufende Geschichte seyn, wenn das Publikum sich darauf einlassen soll. Huber taugt gar nicht zu historischen Arbeiten, da er doch nur ein Schwätzer bleibt. Sein Maximilian von Bayern ist nicht zu lesen.

Huber schreibt an Hufeland, daß er nach Dresden zurückkommen und hier durchreisen würde. Er macht jetzt sehr den wichtigen. Kürzlich hat er Goethens Schriften in der Litt. Zeit. recensirt.

Lebewohl. Es ist spät in der Nacht und der Brief soll Morgen am Tag fort. Herzliche Grüße von M. und D.

Dein

S.

## **An Gottfried Körner.**

**Jena, 26. November [Montag] 1792.**

Miller von Mainz ist auf einer Reise nach Wien, die ihn vermuthlich über Dresden führen wird, hier durchgekommen. Ich sprach ihn aber nicht, ob er mir gleich einen Besuch zgedacht hatte, weil er in den Clubb gerieth, den ich nicht mehr besuche, und dort nicht los kam. Vor Tag reiste er wieder ab. Dieser sagte von Mainz nicht viel Tröstliches. Er war noch einmal dahin gereist, um seine Papiere zu flüchten, die er auch glücklich rettete. Custine setzte ihm sehr zu, wie er sagt, in französischen Dienst zu treten; Miller entschuldigte sich mit seinen persönlichen Verbindlichkeiten gegen den Churfürsten. Da man zudringlicher wurde, so ging er schnell und ohne Abschied fort. Er hält es nicht für unmöglich, daß die rheinischen Staaten für Deutschland verloren gehen; wenigstens dürfte der Churfürst von Mainz mit allen seinen Nachfolgern viele Einschränkungen erfahren. Der Krieg gegen Frankreich ist auf das

nächste Jahr festgesetzt. Man wird also auf deutschem Boden cantoniren, und wer weiß, ob es nicht auch die Franzosen dahin bringen. Seitdem ich den Moniteur lese, habe ich mehr Erwartungen von diesen. Wenn Du diese Zeitung nicht liest, so will ich sie Dir sehr empfohlen haben. Man hat darin alle Verhandlungen in der Nationalconvention in Detail vor sich, und lernt die Franzosen in ihrer Stärke und Schwäche kennen.

In Deutschland fängt man große Anstalten an, und es geht wie immer über die Freiheit der Particuliers her. In Göttingen werden alle Briefe und Packete, worin man etwas zu finden glaubt, erbrochen, worüber viel Klagen geführt werden. Bei uns ist es noch auf dem alten Fuße, und Brutalitäten haben wir von unserer Regierung nicht zu erwarten.

Die mainzischen Aspecten werden sehr zweifelhaft für mich; aber in Gottes Namen. Wenn die Franzosen mich um meine Hoffnungen bringen, so kann es mir einfallen, mir bei den Franzosen selbst bessere zu schaffen.

Göschens Idee mißfällt mir gar nicht, und was ich thun kann, thue ich gewiß. Auf Deine Arbeiten freue ich mich. Herzliche Grüße von uns beiden an Euch alle.

Dein

S.

## **An Gottfried Körner.**

**Jena, 21. December [Freitag] 1792.**

Unsere Correspondenz ist seit einiger Zeit in Stocken gerathen, weil Du Zerstreungen hattest, und ich Geschäfte. Da mir die vielen schlaflosen Nächte gewöhnlich die Vormittage wegnehmen, so verliere ich viel Zeit, daß ich kaum zur Aesthetik genug übrig behalte. Diese geht indessen ihren ordentlichen Gang, und ich werde Dir in einigen Monaten die Resultate meiner Untersuchungen vorlegen können.

Ueber die Natur des Schönen ist mir viel Licht aufgegangen, so daß ich Dich für meine Theorie zu erobern glaube. Den objectiven Begriff des Schönen, der sich eo ipso auch zu einem objectiven Grundsatz des Geschmacks qualificirt, und an welchem Kant verzweifelt, glaube

ich gefunden zu haben. Ich werde meine Gedanken darüber ordnen, und in einem Gespräch: Kallias, oder über die Schönheit, auf die kommenden Ostern herausgeben. Für diesen Stoff ist eine solche Form überaus passend, und das Kunstmäßige derselben erhöht mein Interesse an der Behandlung. Da die meisten Meinungen der Aesthetiker vom Schönen darin zur Sprache kommen werden, und ich meine Sätze soviel wie möglich an einzelnen Fällen anschaulich machen will, so wird ein ordentliches Buch von der Größe des Geistersehers daraus werden.

Zu etwas Poetischem fehlt es mir diesen Winter mehr an Zeit, als es mir vielleicht an Begeisterung fehlen würde – wiewohl ich gestehen muß, daß der noch so zweifelhafte Zustand meiner Gesundheit mein Gemüth zwar nicht niederdrückt, aber doch auch nicht unbefangen genug sein läßt. Nur diesen Winter laß mich überstehen, so wird auch für meinen Geist viel gewonnen seyn.

Döderlein ist vor vierzehn Tagen gestorben, wie Dir vielleicht aus Zeitungen wird bekannt seyn. Es ist schade, daß die Stelle nicht einträglich genug ist, um Euren Reinhardt hierher zu vociren. – Ich glaube, daß man eine vortreffliche Acquisition an ihm machen würde.

Mein Zirkel ist durch einen neuen Landsmann von mir vermehrt worden, der alle andere weit übertrifft. Er war mehrere Jahre Hofmeister des Prinzen von Württemberg, ist aber kürzlich mit dem Vater zerfallen, und ungeachtet aller Aussichten, die er dadurch einbüßt, hat er sich durch keine Anträge bewegen lassen zu bleiben. Er ist hier, um Jurisprudenz zu studiren, nachdem er in der Theologie völlig absolvirt hat.

Forsters Betragen wird gewiß von jedem gemäßbilligt werden; und ich sehe voraus, daß er sich mit Schande und Reue aus dieser Sache ziehen wird. Für die Mainzer kann ich mich gar nicht interessiren; denn alle ihre Schritte zeugen mehr von einer lächerlichen Sucht sich zu signalisiren, als von gesunden Grundsätzen, mit denen sich ihr Betragen gegen die Andersdenkenden gar nicht reimt. Ich möchte doch wissen, wo Huber sich jetzt aufhält, und ob er noch in jenen Gegenden bleiben wird. Hier habe ich nichts mehr von ihm erfahren. Weißt Du mir niemand, der gut ins Französische übersetzte, wenn ich etwa in den Fall käme, ihn zu brauchen? Kaum kann ich der

Versuchung widerstehen, mich in die Streitsache wegen des Königs einzumischen, und ein Memoire darüber zu schreiben. Mir scheint diese Unternehmung wichtig genug, um die Feder eines Vernünftigen zu beschäftigen; und ein deutscher Schriftsteller, der sich mit Freiheit und Beredsamkeit über diese Streitfrage erklärt, dürfte wahrscheinlich auf diese richtungslosen Köpfe einigen Eindruck machen. Wenn ein Einziger aus einer ganzen Nation ein öffentliches Urtheil sagt, so ist man wenigstens auf den ersten Eindruck geneigt, ihn als den Wortführer seiner Classe, wo nicht seiner Nation anzusehen; und ich glaube, daß die Franzosen gerade in dieser Sache gegen fremdes Urtheil nicht ganz unempfindlich sind. Außerdem ist gerade dieser Stoff sehr geschickt dazu, eine solche Vertheidigung der guten Sache zuzulassen, die keinem Mißbrauch ausgesetzt ist. Der Schriftsteller, der für die Sache des Königs öffentlich streitet, darf bey dieser Gelegenheit schon einige wichtige Wahrheiten mehr sagen, als ein anderer, und hat auch schon etwas mehr Credit. Vielleicht räthst Du mir an zu schweigen, aber ich glaube, daß man bei solchen Anlässen nicht indolent und unthätig bleiben darf. Hätte jeder freigesinnte Kopf geschwiegen, so wäre nie ein Schritt zu unserer Verbesserung geschehen. Es giebt Zeiten, wo man öffentlich sprechen muß, weil Empfänglichkeit dafür da ist, und eine solche Zeit scheint mir die jetzige zu seyn.

S.

### **An Gottfried Körner.**

**Jena, den 11. Jan. [Freitag] 1793.**

Tausend gute Wünsche zum neuen Jahr, lieber Körner, und uns allen viel frohen Muth und Gesundheit. Mit mir geht es jetzt beim Eintritt der gefährlichen Zeit noch ganz erträglich, und eine Beschäftigung, die mich äußerst interessirt, erhebt mich über alle körperliche Bedrückungen. Oft wünsche ich, daß mir meine Gesundheit auch nur solange bleiben möchte, bis dieser Kallias geendigt ist. Du wirst Deine Freude daran erleben, denn es wird in mir heller mit jedem Schritt. Noch ist gar nichts Schriftliches geordnet, sonst hätte ich Dir schon etwas daraus vorgelegt. Besitzt oder weißt Du wichtige Schriften über die Kunst, so theile sie mir doch mit: Burke, Sulzer, Webb,

Mengs, Winkelmann, Home, Batteux, Wood, Mendelssohn, nebst 5 oder 6 schlechten Compendien besitze ich schon. Aber über einzelne Künste und besondere Fächer aus derselben möchte ich gerne noch mehrere Schriften nachlesen.

Besonders aber wünschte ich eine oder einige Sammlungen der besten Kupfer von Raphael, Correggio's u. a. Stücken, wenn sie nicht zu hoch kämen. Weißt Du mir vielleicht einige zu nennen? Auch über Architektur möchte ich gar zu gern ein gutes Buch.

An musikalischen Einsichten verzweifle ich, denn mein Ohr ist schon zu alt; doch bin ich gar nicht bange, daß meine Theorie der Schönheit an der Tonkunst scheitern werde, und vielleicht gibt es einen Stoff für Dich, sie auf die Musik anzuwenden.

Wenn wir uns auf Ostern in Leipzig zusammenfinden sollten, so will ich Dich damit bekannt machen.

Die Post geht. Tausend Grüße an Dich, Minna, Dorchen und Emma von uns allen, inclusive meiner Schwägerin.

Dein

S.

## **An Gottfried Körner.**

**Jena d. 25. Jan. [Freitag] 93.**

Biß jetzt ist, ob ich mich gleich nicht zum besten befunden habe, doch kein Sturm gekommen, und es sind nun 6 Tage über die Zeit, in der mich der vorjährige Paroxysmus anfiel. Meine Besorgniß war keine Muthlosigkeit, keine bloße hypochondrische Grille. Ich bin sehr zu Catarrhalischen Uebeln geneigt, welche der Winter vorzüglich herbeyführt, und meine 2 Entzündungsfieber sind catarrhalisch gewesen. Gleiche Ursachen bringen gleiche Wirkungen hervor. Ich muß also den Winter ebenso sehr in Rücksicht meiner Brust, als den Sommer und Frühling in Rücksicht auf meine Krämpfe fürchten. Ich bin da in eine saubre Alternatife gesetzt, und jedes Zeichen im Thierkreis bringt mir ein anderes Leiden mit. Und doch ist das beste, was ich vernünftig wünschen kann, noch lange so zu bleiben, denn die ganze Veränderung, die ich zu erwarten habe, ist, daß es zum schlimmern geht.

Meine Beschäftigungen halten mich gottlob noch ziemlich aufrecht. Die Untersuchungen über das Schöne, wovon bey nahe kein Theil der aesthetik zu trennen ist, führen mich in ein sehr weites Feld, wo für mich noch ganz fremde Länder liegen. Und doch muss ich mich schlechterdings des Ganzen bemächtigt haben, wenn ich etwas befriedigendes leisten sol. Die Schwierigkeit, einen Begriff der Schönheit objectiv aufzustellen und ihn aus der Natur der Vernunft völlig a priori zu legitimiren, so daß die Erfahrung ihn zwar durchaus bestätigt, aber daß er diesen Ausspruch der Erfahrung zu seiner Gültigkeit gar nicht nöthig hat, diese Schwierigkeit ist fast unübersehbar. Ich habe wirklich eine Deduction meines Begriffs vom Schönen versucht, aber es ist ohne das Zeugniß der Erfahrung nicht auszukommen. Diese Schwürigkeit bleibt immer, daß man mir meine Erklärung bloß darum zugeben wird, weil man findet, daß sie mit den einzelnen Urtheilen des Geschmacks zutrifft, und nicht (wie bey einer Erkenntniß aus objectiven Principien doch seyn sollte) sein Urtheil über das Einzelne Schöne in der Erfahrung deßwegen richtig findet, weil es mit meiner Erklärung übereinstimmt. Du wirst sagen, daß diß etwas viel gefodert sey; aber solange man es nicht dahin bringt, so wird der Geschmack immer empirisch bleiben, so wie Kant es für unvermeidlich hält. Aber eben von dieser Unvermeidlichkeit des Empirisch, von dieser Unmöglichkeit eines objectiven Princips für d. Geschmack kann ich mich noch nicht überzeugen.

Es ist interessant zu bemerken, daß meine Theorie eine vierte mögliche Form ist, das Schöne zu erklären. Entweder man erklärt es objectiv, oder subjectiv; und zwar entweder sinnlich subjectiv (wie Burke u. a.), oder subjectiv rational (wie Kant), oder rational objectiv (wie Baumgarten, Mendelssohn und die ganze Schaar der Vollkommenheitsmänner), oder endlich sinnlich objectiv: ein Terminus, wobey Du Dir freilich jetzt noch nicht viel wirst denken können, außer wenn Du die 3 andern Formen mit einander vergleichst. Jeder dieser vorhetgehenden Theorien hat eine Theil der Erfahrung für sich und enthält offenbar einen Theil der Wahrheit; und der Fehler scheint bloß der zu seyn, daß man diesen Theil der Schönheit, der damit übereinstimmt, für die Schönheit selbst genommen hat. Der Burkianer hat gegen den Wolfianer vollkommen recht, daß er die Unmittelbarkeit des Schönen, seine Unabhängigkeit

von Begriffen behauptet; aber er hat unrecht gegen die Kantianer, daß er es in die bloße Affectibilität der Sinnlichkeit setzt. Der Umstand, daß bei weitem die meisten Schönheiten der Erfahrung, die ihnen in Gedanken schweben, keine völlig freie Schönheiten, sondern logische Wesen sind, die unter dem Begriff eines Zweckes stehen, wie alle Kunstwerke und die meisten Schönheiten der Natur, dieser Umstand scheint alle, welche die Schönheit in eine anschauliche Vollkommenheit setzen, irre geführt zu haben; denn nun wurde das logisch gute mit dem Schönen verwechselt. Kant will diesen Knoten dadurch zerhauen, daß er eine pulchritudo vaga und fixa, eine freye und intellectuirte Schönheit annimmt; und er behauptet, etwas sonderbar, daß jede Schönheit, die unter dem Begriffe eines Zweckes stehe, keine reine Schönheit sey: daß also eine arabeske und was ihr ähnlich ist, als Schönheit betrachtet, reiner sey, als die höchste Schönheit des Menschen. Ich finde, daß seine Bemerkung den großen Nutzen haben kann, das logische von dem aesthetischen zu scheiden, aber eigentlich scheint sie mir doch den Begriff der Schönheit völlig zu verfehlen. Denn eben darinn zeigt sich die Schönheit in ihrem höchsten Glanze, wenn sie die logische Natur ihres Objectes überwindet; und wie kann sie überwinden, wo kein Widerstand ist? Wie kann sie dem völlig farblosen Stoff ihre Form ertheilen? Ich bin wenigstens überzeugt, das die Schönheit nur die Form einer Form ist, und daß das was man ihren Stoff nennt schlechterdings ein geformter Stoff seyn muß. Die Vollkommenheit ist die Form eines Stoffes, die Schönheit hingegen ist die Form dieser Vollkommenheit; die sich also gegen die Schönheit wie der Stoff zu d. Form verhält.

Ich habe Dir hier allerlei durcheinander geschrieben und vielleicht ziehe ich den Vorhang mehr auf, wenn ich wieder eine schwazzhafte Laune kriege.

Lebewohl. Tausend Grüße von uns allen an euch.

Dein

S.

**An Gottfried Körner.**

**Jena den 8. Febr. [Freitag] 93.**

Aus Erscheinung dieses Briefes siehst Du, daß der Würgeengel bißher an mir vorübergegangen ist. Es sind jetzt gerade 3 Wochen über die Zeit, wo ich voriges Jahr, und 4 Wochen über die, wo ich vor 2 Jahren krank wurde. Ich habe also eine sehr wahrscheinliche Hofnung, daß meine Natur wenigstens über den Winter Meister werden wird. Meine Geschäfte gehen ungehindert fort und die Thätigkeit hält mich über Wasser. Aber fertig wird auf die Ostermesse noch nichts. Die Sache will durchdacht seyn.

Ueber Deinen Brief, den ich vor wenig Stunden erhielt, habe ich mich gar sehr gefreut, und er hat mich in eine Stimmung gesetzt, wo mir vielleicht die kurze Darstellung meiner Idee von Schönheit gelingen wird. Wie nahe wir einander in unsern Ideen gekommen sind, wirst Du bald sehen, und vielleicht findest Du gewisse, mehr von Dir bloß geahndete Ideen in meiner Vorstellung des Schönen verdeutlicht. Deine Ausdrücke Leben in den äußeren Objecten, herrschende Kraft u: Sieg der herrschenden Kraft, heterogene Kräfte, widerstrebende Kräfte u. d. gl., sind zu unbestimmt, als daß Du sicher seyn könntest, gar nichts willkürhliches, nichts zufälliges darein zu legen; sie sind mehr aesthetisch-, als logisch deutlich und deßwegen gefährlich.

Alsdann kann Dich ein Kantianer immer noch mit der Frage in die Enge treiben, nach welchem Princip der Erkenntniß der Geschmack verfare? Du gründest Deine Idee einer herrschenden Kraft auf die eines Ganzen, auf den Begriff der Einheit des verbundenen, Mannichfaltigen, aber woran erkennt man diese Einheit? Offenbar nur durch einen Begriff; man muß einen Begriff von dem Ganzen haben, zu welchem das Mannichfaltige zusammenstimmen soll. Deine herrschende Kraft und die sinnliche Vollkommenheit der wolfschen Schule liegen nicht so gar weit voneinander, denn der Proceß der Beurtheilung ist bey beiden logisch. Beide setzen voraus, daß man der Beurtheilung einen Begriff unterlege. Nun hat Kant darinn offenbar recht, daß er sagt, das Schöne gefalle ohne Begriff; ich kann ein schönes Object lange vorher schön gefunden haben, ehe ich nur entfernt im Stande bin, die Einheit s. Mannichfaltigen anzugeben, und zu bestimmen, was die herrschende Kraft an demselben ist.

Uebrigens rede ich hier mehr als Kantianer, denn es ist am Ende möglich, daß auch meine Theorie von diesem Vorwurfe nicht ganz

frey bleibt. Ich habe einen doppelten Weg vor mir, Dich in meine Theorie hineinzuführen; einen sehr unterhaltenden und leichten, durch die Erfahrung, und eine sehr reizlosen, durch Vernunftschlüsse. Lass mich den letzten vorziehen; denn ist der einmal zurückgelegt, so ist das übrige desto angenehmer.

Wir verhalten uns gegen die Natur (als Erscheinung) entweder leidend oder thätig, oder leidend und thätig zugleich.

leidend: wenn wir ihre Wirkungen bloß empfinden; thätig: wenn wir ihre Wirkungen bestimmen; beides zugleich, wenn wir sie uns vorstellen.

Es gibt zerley Arten sich die Erscheinungen vorzustellen. Entweder wir sind mit Absicht auf ihre Erkenntniß gerichtet: wir beobachten sie; oder wir lassen uns von den Dingen selbst zu ihrer Vorstellung einladen. Wir betrachten sie bloß.

Bei Betrachtung der Erscheinung verhalten wir uns leidend, indem wir ihre Eindrücke empfangen: thätig, indem wir diese Eindrücke unseren Vernunftformen unterwerfen (dieser Satz wird aus der Logik postuliert).

Die Erscheinungen nemlich müssen sich in unserer Vorstellung nach den Formalbedingungen der Vorstellungskraft richten (denn eben das macht sie zu Erscheinungen), sie müssen die Form von unserem Subjekt erhalten.

Alle Vorstellungen sind ein Mannichfaltiges oder Stoff; die Verbindungsweise dieses Mannichfaltig ist s. Form. Das Mannichfaltige gibt der Sinn; die Verbindung gibt die Vernunft (in allerweitester Bedeutung), denn Vernunft heißt das Vermögen der Verbindung.

Wird also dem Sinne ein Mannichfaltiges gegeben, so versucht die Vernunft demselben ihre Form zu ertheilen, d. i. es nach ihren Gesetzen zu verbinden.

Form der Vernunft ist die Art u: Weise, wie sie ihre Verbindungskraft äusert. Es gibt aber zwey verschiedene Hauptäuserungen der Verbindenden Kraft, also auch ebensoviele Hauptformen der Vernunft. Die V. verbindet entweder Vorstellung mit Vorstellung zur Erkenntniß (theoretische Vernunft) oder sie verbindet Vorstellungen mit dem Willen zur Handlung (praktische Vernunft).

So wie es 2 verschiedene Formen der Vernunft gibt, so gibt es auch zwey Materien für jede dieser Formen. Die theoretische Vernunft wendet ihre Formen auf Vorstellungen an, und diese lassen sich in unmittelbare (Anschauung), und in mittelbare (Begriffe) eintheilen. Jene sind durch den Sinn, diese durch die Vernunft selbst (obschon nicht ohne Zuthun des Sinnes) gegeben. In den ersten, den Anschauungen, ist es zufällig, ob sie mit der Form der Vernunft übereinstimmen; in den Begriffen ist es nothwendig, wenn sie sich nicht selbst aufheben sollen. Hier findet also die Vernunft Uebereinstimmung mit ihrer Form; dort wird sie überrascht, wenn sie sie findet.

Ebenso ist es mit der Praktischen (handelnden) Vernunft. Diese wendet ihre Form auf Handlungen an, und diese lassen sich entweder als freie oder als nicht freie Handlungen, Handlungen durch oder nicht durch Vernunft, betrachten. Die pr. Vernunft fodert von der ersten eben das, was die theoretische von den Begriffen. Uebereinstimmung freier Handlungen mit der Form der praktischen Vernunft ist also nothwendig; Übereinstimmung nicht-freier mit dieser Form ist zufällig.

Man drückt sich daher richtiger aus, wenn man diejenigen Vorstellungen, welche nicht durch theoretische Vernunft sind und doch mit ihrer Form übereinstimmen, Nachahmungen von Begriffen, diejenigen Handlungen, welche nicht durch prakt. Vernunft sind und doch mit ihrer Form übereinstimmen, Nachahmungen freier Handlungen; kurz, wenn man beide Arten Nachahmungen (Analoge) der Vernunft nennt.

Ein Begriff kann keine Nachahmung der Vernunft seyn, denn er ist durch Vernunft, und Vernunft kann sich nicht selbst Nachahmen; er kann der Vernunft nicht bloß analog, er muß wirklich vernunftmäßig seyn. Eine Willenshandlung kann der Freiheit nicht bloß analog, sie muß – oder soll wenigstens – wirklich frey seyn. Hingegen kann eine mechanische Wirkung (jede Wirkung durchs Naturgesetz) nie als wirklich frey, sondern bloß der Freiheit analog beurtheilt werden.

Hier will ich Dich einen Augenblick ausschauen lassen, besonders um Dich auf den letzten Absatz aufmerksam zu machen, weil ich ihn in der Folge wahrscheinlich nöthig haben werde, um einen Einwurf,

den ich von Dir gegen meine Theorie erwarte zu beantworten. Ich fahre fort.

Die theoret. Vernunft geht auf Erkenntniß. Indem sie also ein gegebenes Objekt ihrer Form unterwirft, so prüft sie, ob Erkenntniß daraus zu machen sey, d. i. ob es mit einer schon vorhandenen Vorstellung verbunden werden könne. Nun ist die gegebene Vorstellung entweder ein Begriff, oder eine Anschauung. Ist sie ein Begriff, so ist sie schon durch ihre Entstehung, durch sich selbst, nothwendig auf Vernunft bezogen, und eine Verbindung, die schon ist, wird bloß ausgesagt. Eine Uhr z. B. ist eine solche Vorstellung. Man beurtheilt sie bloß nach dem Begriff, durch den sie entstanden ist. Die Vernunft braucht also bloß zu entdecken, daß die gegebene Vorstellung ein Begriff ist, so entscheidet sie eben dadurch, daß sie mit ihrer Form übereinstimme.

Ist aber die gegebene Vorstellung eine Anschauung, und soll die Vernunft dennoch eine Uebereinstimmung derselben mit ihrer Form entdecken, so muß sie (regulatif, nicht, wie im ersten Falle, constitutif) und zu ihrem Behuf der gegebenen Vorstellung einen Ursprung durch theoretische Vernunft leyhen, um sie nach Vernunft beurtheilen zu können. Sie legt daher aus eigenem Mittel in den gegebenen Gegenstand einen Zweck hinein, und entscheidet, ob er sich diesem Zwecke gemäß verhält. Dies geschieht bei jeder teleologischen, jenes bey jeder logischen Naturbeurtheilung. Das Objekt der logischen ist Vernunftmäßigkeit, das Objekt der teleologischen Vernunftähnlichkeit.

-----  
Ich vermuthete, Du wirst aufgucken, daß Du die Schönheit unter der Rubrik der theoretischen Vernunft nicht findest, und daß Dir ordentlich dafür bange wird. Aber ich kann Dir einmal nicht helfen, sie ist gewiß nicht bey der theoretischen Vernunft anzutreffen, weil sie von Begriffen schlechterdings unabhängige ist; und da sie doch zuverlässig in der Familie der Vernunft muß gesucht werden, und es außer der theoret. V. keine andere als die praktische gibt, so werden wir sie wohl hier suchen müssen, und auch finden. Auch, denke ich, sollst Du, wenigstens in der Folge, Dich überzeugen, daß ihr diese Verwandtschaft keine Schande macht.

-----

Die praktische Vernunft abstrahirt von aller Erkenntniß und hat bloß mit Willensbestimmungen, innern Handlungen zu thun. Praktische Vernunft und Willensbestimmung aus bloßer Vernunft sind eins. Form der praktischen Vernunft ist unmittelbare Verbindung des Willens mit Vorstellungen der Vernunft, also Ausschließung jedes äußern Bestimmungsgrundes; denn ein Wille, der nicht durch die bloße Form der pr. Vernunft bestimmt ist, ist von außen, materiell, heteronomisch, bestimmt. Die Form der praktischen Vernunft annehmen oder nachahmen, heißt also bloß: nicht von außen, sondern durch sich selbst bestimmt seyn, autonomisch bestimmt seyn, oder so erscheinen.

Nun kann die pr. Vernunft, ebenso wie die theoretische, ihre Form sowohl auf das, was durch sie selbst ist (freie Handlungen), als auf das, was nicht durch sie ist (Naturwirkungen), anwenden.

Ist es eine Willenshandlung, worauf sie ihre Form bezieht, so bestimmt sie bloß, was ist; sie sagt aus, ob die Handlung das ist, was sie seyn will und soll. Jede moralische Handlung ist von dieser Art. Sie ist ein Produkt des reinen, d. i. des durch bloße Form und also autonomisch bestimmten Willens, und sobald die Vernunft sie dafür erkennt, sobald sie weiß, daß es eine Handlung des reinen Willens ist, so versteht es sich auch schon von selbst, daß sie der Form d. prakt. Vernunft gemäß ist: denn daß ist völlig identisch.

Ist der Gegenstand, auf den die pr. V. ihre Form anwendet, nicht durch einen Willen, nicht durch prakt. Vern. da, so macht sie es ebenso mit ihm, wie die theoretische es mit Anschauungen machte, die Vernunftähnlichkeit zeigten. Sie leyht dem Gegenstande (regulatif, und nicht, wie bey der moralischen Beurtheilung, constitutiv) ein Vermögen sich selbst zu bestimmen, einen Willen, und betrachtet ihn alsdann unter der Form dieses seines Willens (ja nicht ihres Willens, denn sonst würde das Urtheil ein moralisches werden). Sie sagt nämlich von ihm aus, ob er das, was er ist, durch seinen reinen Willen, d. i. durch seine sich selbstbestimmende Kraft, ist; denn ein reiner Wille und Form der praktischen Vernunft ist eins. Von einer Willenshandlung oder moralischen Handlung fordert sie imperatif, daß sie durch reine Form der Vernunft sey; von einer Naturwirkung kann sie (nicht fodern) aber wünschen, daß sie durch sich selbst sei, daß sie autonomie zeige. (Aber hier muß noch einmal

bemerkt werden, daß die pr. Vernunft von einem solchen Gegenstand durchaus nicht verlangen kann, daß er durch sie, nämlich durch praktische Vernunft, sey; denn da wäre er nicht durch sich selbst, nicht autonomisch, sondern durch etwas äußeres [weil sich jede Bestimmung durch Vernunft gegen ihn als etwas äußeres als heteronomie verhält], also durch einen fremden Willen bestimmt.) Reine Selbstbestimmung überhaupt ist Form der pr. Vernunft. Handelt also ein Vernunftwesen, so muß es aus reiner Vernunft handeln, wenn es reine Selbstbestimmung zeigen soll. Handelt ein bloßes Naturwesen, so muß es aus reiner Natur handeln, wenn es reine Selbstbestimmung zeigen soll; denn das Selbst des Vernunftwesens ist Vernunft, das Selbst des Naturwesens ist Natur. Entdeckt nun die praktische Vernunft bei Betrachtung eines Naturwesens, daß es durch sich selbst bestimmt ist, so schreibt sie demselben (wie die theoret. Vernunft in gleichem Fall einer Anschauung Vernunftähnlichkeit zugestand), Freiheitähnlichkeit oder kurzweg Freiheit zu. Weil aber diese Freiheit dem Objekt von der Vernunft bloß geliehen wird, da nichts frey seyn kann, als das Uebersinnliche, und Freiheit selbst nie als solche in die Sinne fallen kann – kurz – da es hier bloß darauf ankommt, daß ein Gegenstand frei erscheine, nicht wirklich ist: so ist diese Analogie eines Gegenstandes mit der Form der pr. Vernunft nicht Freiheit in der That, sondern bloß Freiheit in der Erscheinung, Autonomie in der Erscheinung.

Hieraus ergibt sich also eine 4fache Beurtheilungsart, und eine ihr entsprechend vierfache Classification der vorgestellten Erscheinung. Beurtheilung von Begriffen nach der Form der Erkenntniß ist logisch: Beurtheilung von Anschauungen nach eben dieser Form ist teleologisch. Eine Beurtheilung freier Wirkungen (moralischer Handlungen) nach der Form des reinen Willens ist moralisch; eine Beurtheilung nichtfreier Wirkungen nach der Form des reinen Willens ist ästhetisch. Übereinstimmung eines Begriffs mit der Form d. Erkenntniß ist Vernunftmäßigkeit (Wahrheit, Zweckmäßigkeit, Vollkommenheit sind bloß Beziehungen dieser letztern), Analogie einer Anschauung mit der Form der Erkenntniß ist Vernunftähnlichkeit (Telephanie, Logophanie möchte ich sie nennen), Übereinstimmung einer Handlung mit der Form des r.

Willens ist Sittlichkeit. Analogie einer Erscheinung mit der Form des r. Willens oder der Freiheit ist Schönheit (in weitester Bedeutung). Schönheit also ist nichts anders, als Freiheit in der Erscheinung. Hier muß ich abbrechen, weil ich diesen Brief bald in Deinen Händen wünsche, und auf Deine Antwort äuserst begierig bin. Viel kannst Du aus dem Wenigen, was hier gesagt ist, schon prognosticiren und errathen. Auch freue ich mich, wenn Du einige Resultate selbst findest. Schreibe mir ja bald und ausführlich. Ich gäbe gleich zwanzig Thaler, um auf einige Stunden Dich zu sprechen; gewiß würden sich unsere Ideen durch Friction noch besser entwickeln. Lebe wohl. Von meiner Frau und Schwägerin herzliche Grüße an euch alle. Was sprichst Du zu den französischen Sachen? Ich habe wirklich eine Schrift für den König schon angefangen gehabt, aber es wurde mir nicht wohl darüber, und da ligt sie mir nun noch da. Ich kann seit 14 Tagen keine franz. Zeitung mehr lesen, so ekeln diese elenden Schindersknechte mich an. Lebewohl

Dein

S.

## **An Gottfried Körner.**

**Jena, den 18. Febr. [Montag] 93.**

Ich sehe aus Deinem Briefe den ich eben erhalte, daß ich eigentlich nur Mißverständnisse, keine eigentlichen Zweifel gegen meine Erklärung der Schönheit bey Dir zu heben habe, und die bloße Fortsetzung meiner Theorie wird uns darüber wahrscheinlich in Einverständniß bringen. Vorläufig bemerke ich nur

1) daß mein Princip der Schönheit biß jetzt freilich nur subjectiv ist, weil ich bißher ja nur aus der Vernunft selbst heraus argumentirte, und mich auf die Objekte noch gar nicht einließ. Aber es ist nicht mehr subjectiv, als alles was aus der Vernunft a priori abgeleitet wird. Daß in den Objekten selbst etwas angetroffen werden muß, was die Anwendung dieses Principis darauf möglich macht, versteht sich von selbst, sowie auch dieß, daß mir obligt, es anzugeben. Aber daß dieses Etwas (nehmlich das durch sich selbst Bestimmte in den Dingen) von der Vernunft bemerkt, und zwar beifällig bemerkt wird, dieses kann der Natur der Sache nach nur aus dem Wesen der

Vernunft, und insofern also nur subjectiv dargethan werden. Ich hoffe aber, hinreichend zu beweisen, daß die Schönheit eine objective Eigenschaft ist.

2) muss ich anmerken, daß ich einen Begriff von der Schönheit zu geben und durch den Begriff der Schönheit gerührt zu werden für zwey ganz verschiedene Dinge halte. Daß sich ein Begriff von der Schönheit geben lasse, kann mir gar nicht einfallen zu läugnen, weil ich selbst einen davon gebe; aber das läugne ich mit Kant, daß die Schönheit durch diesen Begriff gefalle. Durch einen Begriff gefallen setzt die Praeexistenz des Begriffs vor dem Gefühl der Lust im Gemüthe voraus, wie bey der Vollkommenheit Wahrheit, Moralität immer der Fall ist; obgleich bey diesen 3 Objecten nicht mit gleich deutlichem Bewußtseyn. Aber daß unsrer Lust an der Schönheit kein solcher Begriff praeeexistire, erhellt unter andern schon daraus, weil wir ihn jetzt noch immer suchen.

3) sagst Du, daß die Schönheit nicht aus der Sittlichkeit, sondern beyde aus einem gemeinschaftlichen höheren Princip zu deduciren seyn. Diesen Einwurf habe ich nach meinem neulichen Prämissen gar nicht mehr erwartet, denn ich bin so weit entfernt die Schönheit von der Sittlichkeit abzuleiten, dass ich sie vielmehr damit beynahe unverträglich halte. Sittlichkeit ist Bestimmung durch reine Vernunft, Schönheit, als eine Eigenschaft der Erscheinungen, ist Bestimmung durch reine Natur. Bestimmung durch Vernunft, an einer Erscheinung wahrgenommen ist vielmehr Aufhebung der Schönheit, denn die Vernunftbestimmung ist an einem Produkt, das erscheint, wahre Heteronomie.

Das höhere Princip das Du verlangst, ist gefunden und unwidersprechlich dargethan. Auch begreift es wie Du von demselben foderst, Schoenheit und Sittlichkeit unter sich. Dieses Princip ist kein anderes, als Existenz aus bloßer Form. Ich kann mich jetzt bey der Erörterung desselben nicht aufhalten, die ohnehin aus dem Verfolg meiner Theorie reichlich erhellen wird. Nur daß merke ich noch an, daß Du Dich durchaus von allen Nebenideen, womit die bisherigen Religionairs in der Moralphilosophie, oder die armen Stümper, die in die Kantsche Philosophie hineinpfuschten, den Begriff der Sittlichkeit entstellten, losreißen muß – denn alsdann wirst du völlig überzeugt werden, daß alle Deine Ideen, so wie ich sie

aus Deinen bißherig Aeufferungen ahnden kann, mit dem Kantschen Grund der Moral in einer größern Uebereinstimmung stehen, als Du jetzt selbst vielleicht nicht ahdest. Es ist gewiß von keinem Sterblichen Menschen kein größeres Wort noch gesprochen worden, als dieses Kantsche, was zugleich der Inhalt seiner ganzen Philosophie ist: Bestimme Dich aus Dir selbst: So wie das in der theoretischen Philosophie: Die Natur steht unter dem Verstandesgesetze. Diese große Idee der Selbstbestimmung strahlt uns aus gewissen Erscheinungen der Natur zurück, und diese nennen wir Schönheit.

Indessen verlasse ich mich auf meine gute Sache, und fahre deswegen in der angefangenen Entwicklung fort, von der ich wünsche, daß Du sie nur mit halb soviel Interesse anhören mögest, als es mir macht, mich darüber gegen Dich zu expectorieren.

-----

Es gibt also eine solche Ansicht der Natur oder der Erscheinungen, wo wir von ihnen nichts weiter als Freiheit verlangen, wo wir bloß darauf sehen, ob sie das, was sie sind, durch sich selbst sind. Eine solche Art der Beurtheilung ist bloß wichtig und möglich durch die prakt. Vernunft, weil der Freiheitsbegriff sich in der theoretischen gar nicht findet, und nur bey der Prakt. Vernunft Autonomie über alles geht. Die Prakt. Vernunft, auf freye Handlungen angewendet, verlangt, daß die Handlung bloß um der Handlungsweise (Form) willen geschehe und daß weder Stoff noch Zweck (der immer auch Stoff ist) darauf Einfluß gehabt habe. Zeigt sich nun ein Objekt in der Sinnenwelt bloß durch sich selbst bestimmt, stellt es sich den Sinnen so dar, daß man an ihm keinen Einfluß des Stoffes oder eines Zweckes bemerkt, so wird es als ein Analogon der reinen Willensbestimmung (ja nicht als Product einer Willensbestimmung) beurtheilt. Weil nun ein Wille, der sich nach bloßer Form bestimmen kann, frey heißt, so ist diejenige Form in der Sinnenwelt, die bloß durch sich selbst bestimmt erscheint, eine Darstellung der Freiheit; denn dargestellt heißt eine Idee, die mit einer Anschauung so verbunden wird, daß beide Eine Erkenntnißregel mit einander theilen.

Die Freiheit in der Erscheinung ist also nichts anderes, als die Selbstbestimmung an einem Dinge, insofern sie sich in der

Anschauung offenbart. Man setzt ihr jede Bestimmung von außen entgegen, eben so wie man einer moralischen Handlungsart jede Bestimmung durch materielle Gründe entgegensetzt. Ein Objekt erscheint aber gleich wenig frey – es mag nun seine Form entweder von einer physischen Gewalt, oder von einem verständigen Zwecke erhalten haben, sobald man den Bestimmungsgrund s. Form in einem von diesen beiden entdeckt; Denn alsdann ligt ja derselbe nicht in ihm, sondern außer ihm, und es ist eben so wenig schön, als eine Handlung aus Zwecken eine moralische ist.

Wenn das Geschmacksurtheil völlig rein ist, so muß ganz und gar davon abstrahirt werden, was für einen (theoretischen oder praktischen) Werth das schöne Objekt für sich selbst habe, aus welchem Stoff es gebildet und zu welchem Zweck es vorhanden sey. Mag es seyn, was es will! Sobald wir es ästhetisch beurtheilen, so wollen wir bloß wissen, ob es das, was es ist, durch sich selbst sey. Wir fragen so wenig nach einer logischen Beschaffenheit desselben, daß wir ihm vielmehr „die Unabhängigkeit von Zwecken und Regeln zum höchsten Vorzug anrechnen.“ – Nicht zwar, als ob Zweckmäßigkeit und Regelmäßigkeit an sich mit der Schönheit unverträglich wären; jedes schöne Produkt muß sich vielmehr Regeln unterwerfen: sondern darum, weil der bemerkte Einfluß eines Zwecks und einer Regel sich als Zwang ankündigt und Heteronomie für das Objekt bei sich führt. Das schöne Product darf und muß sogar regelmäßig seyn, aber es muß regelfrey erscheinen. Nun ist aber kein Gegenstand in der Natur und noch viel weniger in der Kunst zweck- und regelfrey, keiner durch sich selbst bestimmt, sobald wir über ihn nachdenken. Jeder ist durch einen andern da, jeder um eines andern willen da, keiner hat Autonomie. Das einzige existirende Ding, das sich selbst bestimmt und um seiner selbst willen ist, muß man außerhalb der Erscheinungen in der intelligibeln Welt aufsuchen. Schönheit aber wohnt nur im Feld der Erscheinungen, und es ist also gar keine Hofnung da, vermittelst der bloßen theoretisch Vernunft u: auf dem Wege des Nachdenkens auf eine Freiheit in der Sinnenwelt zu stoßen.

Aber alles wird anders, wenn man die theoretische Untersuchung hinwegläßt, und die Objekte bloß nimmt, wie sie erscheinen. Eine Regel, ein Zweck kann nie erscheinen, denn es sind Begriffe und

keine Anschauungen. Der Realgrund der Möglichkeit eines Objects fällt also nie in die Sinne und er ist so gut als gar nicht vorhanden, „sobald der Verstand nicht zu Aufsuchung desselben veranlaßt wird.“ Es kommt also hier lediglich auf das völlige Abstrahiren von einem Bestimmungsgrunde an, um ein Objekt in der Erscheinung als frey zu beurtheilen (denn das nicht von außen Bestimmte ist eine negatife Vorstellung des durch sich selbst Bestimmteyns, und zwar die einzig mögliche Vorstellung desselben, weil man die Freiheit nur denken und nie erkennen kann, und selbst der Moralphilosoph muß sich mit dieser negativen Vorstellung der Freiheit behelfen). Eine Form erscheint also frey, sobald wir den Grund derselben weder außer ihr finden, noch außer ihr zu suchen veranlaßt werden. Denn würde der Verstand veranlaßt, nach dem Grund derselben zu fragen, so würde er diesen Grund nothwendig außer dem Dinge finden müssen; weil es entweder durch einen Begriff oder durch einen Zufall bestimmt seyn muß, beides aber sich gegen das Object als Heteronomie verhält. Man wird also folgendes als einen Grundsatz aufstellen können „daß ein Objekt sich in der Anschauung als frey darstellt, wenn die Form desselben den reflectirenden Verstand nicht zu Aufsuchung eines Grundes nöthigt. Schön also heißt eine Form, die sich selbst erklärt; sich selbst erklären heißt aber hier, sich ohne Hilfe eines Begriffs erklären. Ein Triangel erklärt sich selbst, aber nur mittelst eines Begriffes. Eine Schlangenlinie erklärt sich selbst ohne das Medium eines Begriffes.

Schön, kann man also sagen, ist eine Form, die keine Erklärung fodert, oder auch eine solche, die sich ohne Begriff erklärt.

---

Ich denke, einige Deiner Zweifel sollen sich jetzt schon anfangen zu verlieren, wenigstens siehst Du, daß das subjective Princip doch ins objective hinübergeführt werden kann. Kommen wir aber erst in das Feld der Erfahrungen, so wird Dir ein ganz anderes Licht darüber aufgehen, und Du wirst die Autonomie des Sinnlichen erst alsdann recht begreifen. Aber weiter:

Jede Form also, die wir nur unter Voraussetzung eines Begriffes möglich finden, zeigt Heteronomie in der Erscheinung. Denn jeder Begriff ist etwas äußeres gegen das Objekt. Eine solche Form ist jede strenge Regelmäßigkeit (worunter die mathematische obenan

steht), weil sie uns den Begriff aufdringt, aus dem sie entstanden ist: eine solche Form ist jede strenge Zweckmäßigkeit (besonders die des Nützlichen, weil dieß immer auf etwas anderes bezogen wird), weil sie uns die Bestimmung und den Gebrauch des Objects in Erinnerung bringt, wodurch nothwendigerweise die Autonomie in der Erscheinung zerstört wird.

Gesetzt nun, wir führen mit einem Objekt eine moralische Absicht aus, so wird die Form dieses Objekts durch eine Idee der praktischen Vernunft, also nicht durch sich selbst bestimmt seyn, also Heteronomie erleiden. Daher kommt es, daß die moralische Zweckmäßigkeit eines Kunstwerks, oder auch einer Handlungsart, zur Schoenheit derselben so wenig beyträgt, daß jene vielmehr sehr verborgen werden und aus der Natur des Dinges völlig frey und zwanglos hervorzugehen den Anschein haben muß, wenn diese, die Schönheit, nicht darüber verloren gehen soll. Ein Dichter würde sich also vergebens mit der moralischen Absicht seines Werks entschuldigen, wenn sein Gedicht ohne Schönheit wäre. Das Schöne wird zwar jederzeit auf die praktische Vernunft bezogen, weil Freiheit kein Begriff der theoretischen seyn kann – aber bloß der Form, nicht der Materie nach. Ein moralischer Zweck gehört aber zur Materie oder zum Inhalt, und nicht zur bloßen Form. Um diesen Unterschied – an dem Du gestrauchelt zu haben scheinst – noch mehr ins Licht zu setzen, füge ich noch folgendes hinzu. Praktische Vernunft verlangt Selbstbestimmung. Selbstbestimmung des Vernünftigen ist reine Vernunftbestimmung, Moralität; Selbstbestimmung des Sinnlichen ist reine Naturbestimmung, Schönheit. Wird die Form des Nichtvernünftigen durch Vernunft bestimmt (theoretische oder praktische, das gilt hier gleichviel), so erleidet seine reine Naturbestimmung Zwang, also kann Schoenheit nicht Statt haben. Es ist alsdann ein Produkt kein Analogon, eine Wirkung keine Nachahmung der Vernunft, denn zur Nachahmung eines Dinges gehört, daß das Nachahmende mit dem Nachgeahmten bloß die Form, und nicht den Inhalt nicht den Stoff gemein haben. Deßwegen wird sich ein moralisches Betragen, wenn es nicht zugleich mit Geschmack verbunden ist, in der Erscheinung immer als Heteronomie darstellen, gerade weil es ein Produkt der Autonomie des Willens ist. Denn eben darum, weil Vernunft und Sinnlichkeit

einen verschiedenen Willen haben, so wird der Wille der Sinnlichkeit gebrochen, wenn die Vernunft den ihrigen durchsetzt. Nun ist unglücklicher Weise der Wille der Sinnlichkeit gerade derjenige, der in die Sinne fällt; gerade also wenn die Vernunft ihre Autonomie ausübt (die nie in der Erscheinung vorkommen kann), so wird unser Auge durch eine Heteronomie in der Erscheinung beleidigt. Indessen wird der Begriff der Schönheit doch auch im uneigentlichen Sinn auf das moralische angewendet, und diese Anwendung ist nichts weniger als leer. Obgleich Schönheit nur an der Erscheinung haftet, so ist moralische Schönheit doch ein Begriff, dem etwas in der Erfahrung correspondirt. Ich kann Dir keinen beßeren empirischen Beweis für die Wahrheit meiner Schönheitstheorie aufstellen, als wenn ich Dir zeige, daß selbst der uneigentliche Gebrauch dieses Worts nur in solchen Fällen stattfindet, wo sich Freiheit in der Erscheinung zeigt. Ich will deswegen, meinem ersten Plane zuwider, in den Empirischen Theil meiner Theorie vorausspringen, und Dir zur Erholung eine Geschichte erzählen.

„Ein Mensch ist unter Räuber gefallen, die ihn nackend ausgezogen und bei einer strengen Kälte auf die Straße geworfen haben.

Ein Reisender kommt an ihm vorbei; dem klagt er seinen Zustand und fleht ihn um Hülfe. „Ich leide mit Dir, ruft dieser gerührt aus, und gern will ich Dir geben, was ich habe. Nur fodere keine andern Dienste, denn Dein Anblick greift mich an. Dort kommen Menschen, gib ihnen diese Geldbörse und sie werden Dir Hülfe schaffen.“ – Gut gemeynt, sagte der Verwundete, aber man muß auch das Leiden sehen können, wenn die Menschenpflicht es fodert. Der Griff in Deinen Beutel ist nicht halb so viel werth, als eine kleine Gewalt über Deine weichlichen Sinne.“

Was war diese Handlung? Weder nützlich, noch moralisch, noch großmüthig, noch schön. Sie war bloß passionirt, gutherzig aus Affekt.

„Ein zweyter Reisende erscheint, der Verwundete erneuert seine Bitte. Diesem Zweyten ist sein Geld lieb und doch möchte er gern seine Menschenpflicht erfüllen. Ich versäume den Gewinn eines Guldens, sagte er, wenn ich die Zeit mit Dir verliere. Willst Du mir soviel, als ich versäume, von Deinem Gelde geben, so lade ich Dich auf meine Schultern, und bringe Dich in einem Kloster unter, das nur

eine Stunde von hier entfernt ligt. – Eine kluge Auskunft, versetzt der andre. Aber man muß bekennen, daß Deine Dienstfertigkeit Dir nicht hoch zu stehen kommt. Ich sehe dort einen Reuter kommen, der mir die Hülfe umsonst leisten wird, die Dir nur um einen Gulden feil ist.“

Was war nun diese Handlung? Weder gutherzig, noch pflichtmäßig, noch großmüthig, noch schön. Sie war bloß nützlich.

„Der Dritte Reisende steht bey dem Verwundeten still, und läßt sich die Erzählung s. Unglücks wiederhohlen. Nachdenkend und mit sich selbst kämpfend steht er da, nachdem der andere ausgeredet hat. Es wird mir schwer werden, sagt er endlich, mich von dem Mantel zu trennen, der meinem kranken Körper der einzige Schutz ist, und Dir mein Pferd zu überlassen, da meine Kräfte erschöpft sind. Aber die Pflicht gebietet mir, Dir zu dienen. Besteige also mein Pferd, und hülle Dich in meinen Mantel, so will ich Dich hinführen, wo Dir geholfen werden kann. – Dank Dir, braver Mann, für Deine redliche Meinung, erwiedert jener, aber Du sollst, da Du selbst bedürftig bist, um meinetwillen kein Ungemach leiden. Dort sehe ich zwey starke Männer kommen, die mir den Dienst werden leisten können, der Dir sauer wird.“

Diese Handlung war rein (aber auch nicht mehr als) moralisch, weil sie gegen das Interesse der Sinne, aus Achtung fürs Gesetz unternommen wurde.

„Jetzt nähern sich die zwey Männer dem Verwundeten, und fangen an, ihn um sein Unglück zu befragen. Kaum eröffnet er den Mund, so rufen beide mit Erstaunen: Er ists! Es ist der nehmliche, den wir suchen. Jener erkennt sie und erschrickt. Es entdeckt sich, daß beide ihren abgesagten Feind und den Urheber ihres Unglücks in ihm erkennen, und dem sie nachgereist sind, um eine blutige Rache an ihm zu nehmen. Befriedigt jetzt euren Haß und eure Rache, fängt jener an, der Tod, und nicht die Hülfe ist es, was ich von Euch erwarten kann. – Nein, erwiedert einer von ihnen, damit Du siehst, wer wir sind, und wer Du bist, so nimm diese Kleider und bedecke Dich. Wir wollen Dich zwischen uns in die Mitte nehmen, und Dich hinbringen, wo Dir geholfen werden kann. – Großmüthiger Feind, ruft der Verwundete voll Rührung, Du beschämst mich, Du entwaffnest meinen Haß: Komm jetzt, umarme mich, und mache

Deine Wohlthat vollkommen durch eine herzliche Vergebung. – Mäßige Dich, Freund, erwiedert der andere frostig. Nicht weil ich Dir verzeyhe, will ich Dir helfen, sondern weil Du elend bist. – So nimm auch Deine Kleidung zurück, ruft der Unglückliche indem er sie von sich wirft. Werde aus mir, was da will. Eher will ich elendiglich umkommen, als einem stolzen Feinde meine Rettung verdanken.

Indem er aufsteht und den Versuch macht, sich wegzubegeben, nähert sich ein fünfter Wanderer, der eine schwere Last auf dem Rücken trägt. Ich bin so oft getäuscht worden, denkt der Verwundete, und der sieht mir nicht so aus wie einer der mir helfen wollte. Ich will ihn vorübergehen lassen. – Sobald der Wanderer ihn ansichtig wird, legt er seine Bürde nieder. Ich sehe, fängt er aus eigenem Antrieb an, daß Du verwundet bist und Deine Kräfte dich verlassen. Das Nächste Dorf ist noch ferne und Du wirst Dich verbluten, ehe Du davor anlangst. Steige auf meinen Rücken, so will ich mich frisch aufmachen u: Dich hinbringen. – Aber was wird aus Deinem Bündel werden, das Du hier auf freier Landstraße zurücklassen mußst? – Das weiß ich nicht und das bekümmert mich nicht, sagt der Lastträger. Ich weiß aber daß Du Hülfe brauchst und daß ich schuldig bin, sie Dir zu geben.“

Herzliche Grüße von uns allen. Besinne Dich unterdessen warum die Handlung des Lastträgers schön ist.

Dein

S.

d. 19. Febr. [Dienstag] 93.

Ich kann noch einige Zeilen zu dem gestrigen Brief beilegen und will Dir die Fabula docet der erzählten Geschichte nicht länger schuldig bleiben.

Die Schönheit der fünften Handlung muß in demjenigen Zuge liegen, den sie mit keiner der vorhergehenden gemein hat.

Nun haben: 1) Alle 5 helfen wollen. 2) Die meisten haben ein zweckmäßiges Mittel dazu erwählt. 3) Mehrere wollten es sich etwas kosten lassen. 4) Einige haben eine große Selbstüberwindung dabey bewiesen. Einer darunter hat aus dem reinsten moralischen Antrieb gehandelt. Aber nur der fünfte hat unaufgefodert, und ohne mit sich zu Rath zu gehen geholfen, obgleich es auf s. Kosten gieng. Nur der fünfte hat sich selbst ganz dabey vergessen, und „seine

Pflicht mit einer Leichtigkeit erfüllt, als wenn bloß der Instinkt aus ihm gehandelt hätte.“ – Also wäre eine moralische Handlung alsdann erst eine schöne Handlung, wenn sie aussieht wie eine, sich von selbst ergebende, Wirkung der Natur. Mit einem Worte: eine freie Handlung ist eine schöne Handlung, wenn die Autonomie des Gemüths und Autonomie in der Erscheinung coincidiren.

Aus diesem Grunde ist das Maximum der Charakter-vollkommenheit eines Menschen moralische Schönheit, denn sie tritt nur alsdann ein, wenn ihm die Pflicht zur Natur geworden ist.

Offenbar hat die Gewalt, welche die practische Vernunft bei moralischen Willensbestimmungen gegen unsere Triebe ausübt, etwas beleidigendes etwas peinliches in der Erscheinung. Wir wollen nun einmal nirgends Zwang sehen, auch nicht, wenn die Vernunft selbst ihn ausübt; auch die Freiheit der Natur wollen wir respektirt wissen, weil wir „jedes Wesen in der ästhetischen Beurtheilung als einen Selbstzweck“ betrachten, und es uns, denen Freiheit das Höchste ist, ekelt (empört), daß etwas dem anderen aufgeopfert werde, und zum Mittel dienen soll. Daher kann eine moralische Handlung niemals schön seyn, wenn wir der Operation zusehen, wodurch sie der Sinnlichkeit abgeängstigt wird. Unsere sinnliche Natur muß also im moralischen frey erscheinen, obgleich sie es nicht wirklich ist, und es muß das Ansehen haben, als wenn die Natur bloß den Auftrag unsrer Triebe vollführte, indem sie sich, den Trieben gerade entgegen, unter die Herrschaft des reinen Willens beugt.

Du siehst aus dieser kleinen vorangeschickten Probe, daß meine Schönheitstheorie von der Erfahrung schwerlich zu fürchten haben wird. Ich fodre Dich auf, mir unter allen Schönheits-erklärungen, die Kantsche miteingerechnet, eine einzige zu nennen, die das uneigentliche Schöne so befriedigend auflöste, als, wie ich hoffe, hier geschehen ist.

Schreibe mir sobald Du kannst wieder. Binnen 8 Tagen werde ich wieder einen solchen Lastwagen an Dich abgehen lassen.

Dein

S.

**An Gottfried Körner.**

**Jena, den 23. Febr. [Sonnabend] 93.**

Das Resultat meiner bisher geführten Beweise ist dieses: Es gibt eine solche Vorstellungsart der Dinge, wobey von allem übrigen abstrahirt und bloß darauf gesehen wird, ob sie frey, d. i. durch sich selbst bestimmt erscheinen. Diese Vorstellungsart ist nothwendig, denn sie fließt aus dem Wesen der Vernunft, die in ihrem praktischen Gebrauche Autonomie der Bestimmungen unnachlässlich fordert.

Daß Diejenige Eigenschaft der Dinge, die wir mit dem Nahmen Schönheit bezeichnen, mit dieser Freiheit in der Erscheinung eins und dasselbe sei, ist noch gar nicht bewiesen; und das soll von jetzt an mein Geschäft seyn. Ich habe zweierlei darzuthun: Erstlich, daß dasjenige objective an den Dingen, wodurch sie in den Stand gesetzt werden frey zu erscheinen, gerade auch dasjenige sey, welches ihnen, wenn es da ist, Schönheit verleyht, und wenn es fehlt, ihre Schönheit vernichtet; selbst wenn sie im ersten Falle gar keinen, und im letzten alle andern Vorzüge besäßen. Zweytens habe ich zu beweisen, daß Freiheit in der Erscheinung eine solche Wirkung auf das Gefühlsvermögen nothwendig mit sich führe, die derjenigen völlig gleich ist, die wir mit der Vorstellung des Schönen verbunden finden. (Zwar dürfte es ein vergebliches Unterfangen seyn, dieses letzte a priori zu bewiesen, da nur Erfahrung lehren kann, ob wir bey einer Vorstellung etwas fühlen sollen, und was wir dabei fühlen sollen. Denn freilich läßt sich weder aus dem Begriff der Freiheit, noch aus dem der Erscheinung ein solches Gefühl analytisch herausziehen, und eine Synthesis a priori ist eben so wenig; man ist also hierin durchaus auf empirische Beweise eingeschränkt, und was nur immer durch diese geleistet werden kann, hoffe ich zu leisten: nemlich durch Induction und auf psychologischem Wege zu erweisen, daß aus dem zusammengesetzten Begriff der Freiheit und der Erscheinung, der mit der Vernunft harmonirenden Sinnlichkeit ein Gefühl der Lust fließen müsse, welches dem Wohlgefallen gleich ist, das die Vorstellung der Schönheit zu begleiten pflegt.) Uebrigens werde ich zu diesem Theil der Untersuchung sobald noch nicht kommen, da die Ausführung des erstern mehrere Briefe ausfüllen dürfte.

### **1. Freiheit in der Erscheinung ist eins mit der Schönheit.**

Ich habe neulich schon berührt, daß keinem Dinge in der Sinnenwelt Freiheit wirklich zukomme, sondern bloß scheinbar sey. Aber positiv frey kann es auch nicht einmal scheinen, weil dieß bloß eine Idee der Vernunft ist, der keine Anschauung adaequat seyn kann. Wenn aber die Dinge, insofern sie in der Erscheinung vorkommen, Freiheit weder besitzen, noch zeigen, wie kann man einen objektiven Grund dieser Vorstellung in den Erscheinungen suchen? Dieser objective Grund müßte eine solche Beschaffenheit derselben seyn, deren Vorstellung uns schlechterdings nöthigt, die Idee der Freiheit in uns hervorzubringen und auf das Object zu beziehen. Dies ist, was jetzt bewiesen werden muß.

Frey sein und durch sich selbst bestimmt seyn, von innen heraus bestimmt seyn, ist eins. Jede Bestimmung geschieht entweder von außen oder nicht von außen (von innen) was also nicht von außen bestimmt erscheint, und doch als bestimmt erscheint, muß als von innen bestimmt vorgestellt werden. „Sobald also das Bestimmte gedacht wird, so ist das Nichtvonaußenbestimmtseyn indirecte zugleich die Vorstellung des Voninnenbestimmtseyns oder der Freiheit.“

Wie wird nun dieses Nichtvonaußenbestimmtseyn selbst wieder vorgestellt? Hierauf beruht alles; denn wird dieses an einem Gegenstand nicht nothwendig vorgestellt, so ist auch gar kein Grund da, das Von innen bestimmtseyn oder die Freiheit vorzustellen. Nothwendig aber muß die Vorstellung des letztern seyn, weil unser Urtheil vom Schönen Nothwendigkeit enthält, und Jedermanns Beistimmung fodert. Es darf also nicht dem Zufall überlassen seyn, ob wir bei der Vorstellung eines Objects auf seine Freiheit Rücksicht nehmen wollen, sondern die Vorstellung desselben muß auch die Vorstellung des Nichtvonaußenbestimmtseyns schlechterdings und nothwendig mit sich führen.

Dazu wird nun erfordert, daß uns der Gegenstand selbst durch seine objective Beschaffenheit einladet, oder vielmehr nöthigt, auf die Eigenschaft des Nichtvonaußenbestimmteins an ihm zu merken; weil eine bloße Negation nur dann bemerkt werden kann, wenn ein Bedürfniß nach ihrem positiven Gegentheile vorausgesetzt wird.

Ein Bedürfniß nach der Vorstellung des Voninnenbestimmteins (Bestimmungsgrundes) kann nur durch Vorstellung des

Bestimmtheits entstehen. Zwar ist alles, was uns vorgestellt werden kann, etwas bestimmtes, aber nicht alles wird als ein solches vorgestellt; und was nicht vorgestellt wird, ist für uns so gut als gar nicht vorhanden. Etwas muß an dem Gegenstande seyn, was ihn aus der unendlichen Reihe des Nichtsagenden und leeren heraushebt, und unseren Erkenntnißtrieb reizt; denn das Nichtsagende ist dem Nichts beynahe gleich. Es muß sich als ein bestimmtes darstellen, denn er soll uns auf das bestimmende führen.

Nun ist aber der Verstand das Vermögen, welches den Grund zu der Folge sucht; folglich muß der Verstand ins Spiel gesetzt werden. Der Verstand muß veranlaßt werden, über die Form des Objects zu reflectieren: über die Form, denn der Verstand hat es nur mit der Form zu thun.

Das Object muß also eine solche Form besitzen und zeigen, die ein Regel zuläßt: denn der Verstand kann sein Geschäft nur nach Regeln verwalten. Es ist aber nicht nöthig, daß der Verstand diese Regel erkennt (denn Erkenntniß der Regel würde allen Schein der Freiheit zerstören, wie bey jeder strengen Regelmäßigkeit wirklich der Fall ist), es ist genug, daß der Verstand auf eine Regel – unbestimmt welche – geleitet wird. Man darf nur ein einzelnes Baumblatt betrachten, so dringt sich einem sogleich die Unmöglichkeit auf, daß sich das Mannichfaltige an demselben von ohngefähr und ohne alle Regel so habe ordnen können, wenn man auch gleich von der teleologischen Beurtheilung abstrahirt. Die unmittelbare Reflexion über den Anblick desselben lehrt es, ohne daß man nöthig hat, diese Regel einzusehen und sich einen Begriff von der Struktur desselben zu bilden.

Eine Form, welche auf eine Regel deutet, (sich nach einer Regel behandeln läßt), heißt kunstmäßig oder technisch. Nur die technische Form eines Objekts veranlaßt den Verstand den Grund zu der Folge zu suchen, und das bestimmende zu dem bestimmten; und insofern also eine solche Form ein Bedürfniß erweckt, nach einem Grund der Bestimmung zu fragen, so führt hier die Negation des Von außen bestimmtheits ganz nothwendig auf die Vorstellung des Von innen bestimmtheits oder der Freiheit.

Freiheit kann also nur mit Hülfe der Technik sinnlich dargestellt werden, so wie Freiheit des Willens nur mit Hülfe der Causalität, und

materiellen Willensbestimmungen gegenüber, gedacht werden kann. Mit andern Worten: der negative Begriff der Freiheit ist nur durch den positiven Begriff seines Gegentheils denkbar; und so wie die Vorstellung der NaturCausalitaet nöthig ist, um uns auf die Vorstellung der Willensfreiheit zu leiten, so ist eine Vorstellung von Technik nöthig, um uns im Reich der Erscheinungen auf Freiheit zu leiten.

Hieraus ergibt sich nun eine zweyte Grundbedingung des Schönen, ohne welche die erste bloß ein leerer Begriff seyn würde. Freiheit in der Erscheinung ist zwar der Grund der Schönheit, aber Technik ist die nothwendige Bedingung unsrer Vorstellung von der Freiheit.

Man könnte dieses auch so ausdrücken:

Der Grund der Schönheit ist überall Freiheit in der Erscheinung. Der Grund unserer Vorstellung von Schönheit ist Technik in der Freiheit.

Vereinigt man beide Grundbedingungen der Schönheit und der Vorstellung der Schönheit, so ergibt sich daraus folgende Erklärung: Schönheit ist Natur in der Kunstmäßigkeit.

Ehe ich aber von dieser Erklärung einen sichern und philosophischen Gebrauch machen kann, muß ich erst den Begriff Natur bestimmen, und vor jeder Mißdeutung sicher stellen. Der Ausdruck Natur ist mir darum lieber als Freiheit, weil er zugleich das Feld des Sinnlichen bezeichnet, worauf das Schöne sich einschränkt, und neben dem Begriffe der Freiheit auch sogleich ihre Sphäre in der Sinnenwelt andeutet. Der Technik gegenübergestellt, ist Natur, was durch sich selbst ist, Kunst ist, was durch eine Regel ist. Natur in der Kunstmäßigkeit, was sich selber die Regel gibt – was durch seine eigene Regel ist. (Freiheit in der Regel, Regel in der Freiheit.)

Wenn ich sage: die Natur des Dinges: das Ding folgt seiner Natur, es bestimmt sich durch seine Natur: so setze ich darinn die Natur allem demjenigen entgegen, was von dem Objekt verschieden ist, was bloß als zufällig an demselben betrachtet wird, und hinweggedacht werden kann, ohne zugleich sein Wesen aufzuheben. Es ist gleichsam die Person des Dings, wodurch es von allen andern Dingen, die nicht seiner Art sind, unterschieden wird. Daher werden diejenigen Eigenschaften, welche ein Objekt mit allen anderen gemein hat, nicht eigentlich zu seiner Natur gerechnet, ob es gleich diese Eigenschaften nicht ablegen kann, ohne daß es aufhörte, zu

existiren. Bloß dasjenige wird durch den Ausdruck Natur bezeichnet, wodurch es das bestimmte Ding wird, was es ist. Alle Körper z. B. sind schwer; aber zur Natur eines körperlichen Dings gehören nur diejenigen Wirkungen der Schwere, welche aus seiner speciellen Beschaffenheit resultiren. Sobald die Schwerkraft an einem Dinge, für sich selbst und unabhängig von seiner speciellen Beschaffenheit, bloß als allgemeine Naturkraft wirkt, so wird sie als eine fremde Gewalt angesehen, und ihre Wirkungen verhalten sich als Heteronomie gegen die Natur des Dinges. Ein Beispiel mag dieß ins Licht setzen. Eine Vase ist, als Körper betrachtet, der Schwerkraft unterworfen, aber die Wirkungen der Schwerkraft müssen, wenn sie die Natur einer Vase nicht verläugnen soll, durch die Form der Vase modifiziert, d. i. besonders bestimmt und durch diese specielle Form nothwendig gemacht worden seyn. Jede Wirkung der Schwerkraft an einer Vase aber ist zufällig, welche unbeschadet ihrer Form als Vase kann hinweggenommen werden. Alsdann wirkt die Schwerkraft gleichsam außerhalb der Oeconomie, ausserhalb der Natur des Dinges, und erscheint sogleich als eine fremde Gewalt. Dieß geschieht, wenn die Vase in einen weiten und breiten Bauch sich endigt, weil es da aussieht, als ob die Schwere der Länge genommen hätte, was sie der Breite gegeben, kurz als ob die Schwerkraft über die Form, nicht die Form über die Schwerkraft geherrscht hätte.

Eben so ist es mit Bewegungen. Eine Bewegung gehört zur Natur des Dinges, wenn sie aus der speciellen Beschaffenheit oder aus der Form des Dinges nothwendig fließt. Eine Bewegung aber, welche dem Dinge unabhängig von seiner speciellen Form, durch das allgemeine Gesetz der Schwere vorgeschrieben wird, ligt ausserhalb der Natur desselben und zeigt Heteronomie. Man stelle ein schweres Wagenpferd neben einen leichten spanischen Zelter. Die Last, welches jenes zu ziehen gewöhnt worden ist, hat seinen Bewegungen die Natürlichkeit genommen, daß es, auch ohne einen Wagen hinter sich her zu schleppen, eben so mühsam und schwerfällig einhertrabt, als wenn es einen zu ziehen hätte. Seine Bewegungen entspringen nicht mehr aus seiner speciellen Natur, sondern verrathen die geschleppte Last des Wagens. Der leichte Zelter hingegen ist nie gewöhnt worden, eine größere Kraft

anzuwenden, als er auch in seiner größten Freiheit zu äusern sich angetrieben fühlt. Jede seiner Bewegungen ist also eine Wirkung seiner sich selbst überlassenen Natur. Daher bewegt er sich so leicht als wenn er gar keine Last wäre, über dieselbe Fläche hinweg, die das Kutschpferd mit bleyschweren Füßen tritt. „Man wird bey ihm gar nicht daran erinnert, daß er ein Körper ist, so sehr hat die specielle Pferdeform die allgemeine Körnernatur, die der Schwere gehorchen muß, überwunden.“ Hingegen macht die Schwerfälligkeit der Bewegung das Kutschpferd augenblicklich in unsrer Vorstellung zur Masse, und die eigenthümliche Natur des Roßes wird in demselben von der allgemeinen KörperNatur unterdrückt.

Wenn man einen flüchtigen Blick durch das Thierreich wirft, so findet man daß die Schönheit der Thiere in demselben Verhältniß abnimmt als sie sich der Masse nähern, und bloß der Schwerkraft zu dienen scheinen. Die Natur eines Thiers (in der ästhetischen Bedeutung dieses Worts) äusert sich entweder in seinen Bewegungen, oder in seinen Formen, und beide werden eingeschränkt durch die Masse. Hat die Masse Einfluß gehabt auf die Form, so nennen wir diese plump; hat die Masse Einfluß gehabt auf die Bewegung, so heißt diese unbehülflich. Im Bau des Elephanten, des Bären, des Stiers, u. s. f. ist es die Masse, welche an der Form sowohl als an der Bewegung dieser Thiere einen sichtbaren Antheil hat. Die Masse aber muß jederzeit der Schwerkraft gehorchen, die sich gegen die Eigene Natur des organischen Körpers als eine fremde Potenz verhält.

Dagegen nehmen wir überall Schönheit wahr, wo die Masse von der Form und (im Thier- u: Pflanzenreich) von den lebendigen Kräften (in die ich die Autonomie des organischen setze) völlig beherrscht wird. Die Masse eines Pferdes ist bekanntlich von ungleich größerem Gewicht, als die Masse einer Ente oder eines Krebses; nichtsdestoweniger ist die Ente schwer und das Pferd leicht; bloß weil sich die lebendigen Kräfte zur Masse bey beiden ganz verschieden verhalten. Dort ist es der Stoff der die Kraft beherrscht; hier ist die Kraft Herr über den Stoff.

Unter den Thiergattungen ist das Vögelgeschlecht der beßte Beleg meines Satzes. Ein Vogel im Flug ist die glücklichste Darstellung des durch die Form bezwungenen Stoffes, der durch die Kraft

überwundenen Schwere. Es ist nicht unwichtig zu bemerken, daß die Fähigkeit über die Schwere zu siegen oft zum Symbol der Freiheit gebraucht wird. Wir drücken die Freiheit der Phantasie aus, indem wir ihm Flügel geben; wir lassen Psyche mit Schmetterlingsflügeln sich über das irdische erheben, wenn wir ihre Freiheit von den Fesseln des Stoffes bezeichnen wollen. Offenbar ist die Schwerkraft eine Fessel für jedes Organische, und ein Sieg über dieselbe gibt daher kein unschickliches Sinnbild der Freiheit ab. Nun gibt es aber keine treffendere Darstellung der besiegtten Schwere, als ein geflügeltes Thier, daß sich aus innerem Leben (Autonomie des Organischen) der Schwerkraft directe entgegen bestimmt. Die Schwerkraft verhält sich ohngefähr eben so gegen die lebendige Kraft des Vogels, wie sich – bei reinen Willensbestimmungen – die Neigung zu der gesezgebenden Vernunft verhält.

Ich widerstehe der Versuchung, Dir an der Menschlichen Schönheit die Wahrheit meiner Behauptungen noch anschaulicher zu machen; dieser Materie gebührt ein eigener Brief. Du ersiehst nun aus dem bißher gesagten, was ich zum Begriff der Natur (in ästhetischer Bedeutung) rechne, und davon ausgeschlossen wissen will.

Natur an einem technischen Dinge, in wie fern wir sie dem nichttechnischen entgegen setzen, ist seine technische Form selbst, gegen welche alles andere, was nicht zu dieser technischen Oeconomie gehört, als etwas auswärtiges, und wenn es darauf Einfluß gehabt hat als Heteronomie und als Gewalt betrachtet wird. Aber es ist damit noch nicht genug, daß ein Ding nur durch seine Technik bestimmt erscheine – rein technisch sey; denn das ist auch jede streng mathematische Figur, ohne deßwegen schön zu seyn. Die Technik selbst muß wieder durch die Natur des Dinges bestimmt erscheinen, welches man den freiwilligen Consens des Dinges zu seiner Technik nennen könnte. Hier wird also die Natur des Dinges von seiner Technik wieder unterschieden, da sie doch kurz vorher für identisch mit derselben erklärt wurde. Aber der Widerspruch ist nur scheinbar. Gegen äußre Bestimmungen verhält sich die technische Form des Dinges als Natur; aber gegen das innere Wesen des Dings kann sich die technische Form wieder als etwas äußres und fremdes verhalten. z. b. es ist die Natur eines Zirkels, daß er eine Linie sey, die in jedem Punkte ihrer Richtung von einem gegebenen Punkte

gleichweit absteht. Schneidet nun ein Gärtner einen Baum zu einer Zirkelfigur aus, so fordert die Natur des Zirkels, daß er vollkommen rund geschnitten sey. Sobald also eine Zirkelfigur an dem Baume angekündigt wird, so muß sie erfüllt werden, und es beleidigt unser Auge, wenn dagegen gesündigt wird. Aber was die Natur des Zirkels fodert, das widerstreitet der Natur des Baums, und weil wir nicht umhin können, dem Baume seine eigene Natur, seine Persönlichkeit zuzugestehen, so verdrüßt uns diese Gewaltthätigkeit, und es gefällt uns, wenn er die ihm aufgedrungene Technik aus innerer Freiheit vernichtet. Die Technik ist also überall etwas Fremdes, wo sie nicht aus dem Dinge selbst entsteht, nicht mit der ganzen Existenz desselben eins ist, nicht von innen heraus, sondern von aussen hineinkommt, nicht dem Dinge nothwendig und angebohren, sondern ihm gegeben und also zufällig ist.

Noch ein Beispiel wird uns vollkommen verständigen. Wenn der Mechanikus ein musikalisches Instrument verfertigt, so kann es noch so rein technisch seyn, ohne auf Schönheit Anspruch zu machen. Es ist rein technisch, wenn alles an demselben Form ist, wenn überall nur der Begriff und nirgends der Stoff oder der Mangel von Seiten des Künstlers, seine Form bestimmt. Auch kann man von diesem Instrumente sagen, es habe Autonomie; sobald man nämlich das *αυτον* in den Gedanken setzt, der hier völlig und rein gesetzgebend war, und den Stoff übermeisterte. Setzt man aber das *αυτον* des Instruments in dasjenige, was an ihm Natur ist, und wodurch es existirt, so verändert sich das Urtheil. Seine technische Form wird als etwas von ihm verschiedenes, von seiner Existenz unabhängiges und zufälliges erkannt und als eine äußere Gewalt betrachtet. Es entdeckt sich, daß diese technische Form etwas Auswärtiges ist, daß sie ihm durch den Verstand des Künstlers gewaltthätig aufgedrungen worden. Ob also gleich die technische Form des Instruments, wie wir angenommen haben, reine Autonomie enthält und äusert, so ist sie selbst doch Heteronomie gegen das Ding, an dem sie sich findet. Ob sie gleich keinen Zwang, weder von Seiten des Stoffs noch des Künstlers erleidet, so übt sie ihn doch gegen die eigene Natur des Dinges aus – sobald wir dieses als ein Naturding betrachten, welches einem logischen Ding (einem Begriffe) zu dienen genöthigt wird.

Was wäre also Natur in dieser Bedeutung? Das innere Princip der Existenz an einem Dinge, zugleich als der Grund seiner Form betrachtet; die innere Nothwendigkeit der Form. Die Form muß im eigentlichsten Sinne zugleich selbstbestimmend und selbstbestimmt seyn; nicht bloße Autonomie, sondern Heavtonomie muß da seyn. Aber, wirst Du hier einwenden, wenn die Form mit der Existenz des Dinges zusammen eins ausmachen muß, um Schönheit hervorzubringen, wo bleiben die Schönheiten der Kunst, welche diese Heavtonomie niemals haben können? Ich will Dir darauf antworten, wann wir erst zu dem Schönen der Kunst gekommen sind, denn dieses erfordert ein ganz eignes Capitel. Nur so viel kann ich Dir im voraus sagen, daß diese Foderung von der Kunst nicht darf abgewiesen werden, und daß auch die Formen der Kunst mit der Existenz des geformten Eins ausmachen müssen, wenn sie auf die höchste Schönheit Anspruch machen sollen: und da sie dieses in der Wirklichkeit nicht können, weil die menschliche Form an einem Marmor immer zufällig bleibt, so müssen sie wenigstens so erscheinen.

Was ist also Natur in der Kunstmäßigkeit? Autonomie in der Technik? Sie ist die reine Zusammenstimmung des innern Wesens mit der Form, eine Regel, die von dem Dinge selbst zugleich befolgt und gegeben ist. (Aus diesem Grunde ist in der Sinnenwelt nur das Schöne ein Symbol des in sich vollendeten oder des Vollkommenen, weil es nicht wie das Zweckmäßige auf etwas außer sich braucht bezogen zu werden, sondern sich selbst zugleich gebietet und gehorcht, und sein eigenes Gesetz vollbringt.)

Ich hoffe Dich nunmehr in den Stand gesetzt zu haben, mir ungehindert zu folgen, wenn ich von Natur, von Selbstbestimmung, von Autonomie und Heavtonomie, von Freiheit und von Kunstmäßigkeit spreche. Du wirst auch mit mir darüber einige seyn, daß diese Natur und diese Heavtonomie objektive Beschaffenheiten der Gegenstände sind, denen ich sie zuschreibe, denn sie bleiben ihnen, auch wenn das vorstellende Subjekt ganz hinweggedacht wird. Der Unterschied zwischen zwey Naturwesen, worunter das eine ganz Form ist, und eine vollkommene Herrschaft der Lebendigen Kraft über die Masse zeigt, das andre aber von seiner Maße unterjocht worden ist, bleibt übrig, auch nach völliger

Hinwegdenkung des beurtheilenden Subjekts Eben so ist der Unterschied zwischen einer Technik durch Verstand und einer Technik durch Natur (wie bei allem Organischen) gänzlich unabhängig von der Existenz des vernünftigen Subjekts. Er ist also objectiv, und also ist es auch der Begriff von einer Natur in der Technik, der sich darauf gründet.

Freilich ist die Vernunft nöthig, um von dieser objectiven Eigenschaft der Dinge gerade einen solchen Gebrauch zu machen, wie bei dem Schönen der Fall ist. Aber dieser subjektive Gebrauch hebt die Objectivität des Grundes nicht auf, denn auch mit dem Vollkommenen, mit dem Guten, mit dem Nützlichen hat es dieselbe Bewandniß, ohne daß darum die Objectivität dieser Prädicate weniger gegründet wäre. „Freilich wird der Begriff der Freiheit selbst, oder das Positive, von der Vernunft erst in das Objekt hinein gelegt, indem sie dasselbe unter der Form des Willens betrachtet; aber das Negative dieses Begriffs gibt die Vernunft dem Objekte nicht, sondern sie findet es in demselben schon vor. Der Grund der dem Objekte zugesprochenen Freiheit ligt also doch in ihm selbst, obgleich die Freiheit nur in der Vernunft ligt.

Kant stellt in s. Kritik d Urtheilskraft pag. 177 einen Satz auf, der von ungemeiner Fruchtbarkeit ist, und der, wie ich denke, erst aus meiner Theorie seine Erklärung erhalten kann. Natur, sagt er, ist schön, wenn sie aussieht wie Kunst; Kunst ist schön, wenn sie aussieht wie Natur. Dieser Satz macht also die Technik zu einem wesentlichen Requisit des Naturschönen, und die Freiheit zur wesentlichen Bedingung des Kunstschönen. Da aber das Kunstschöne schon an sich selbst die Idee der Technik, das Naturschöne die Idee der Freiheit mit einschließt, so gesteht also Kant selbst ein, daß Schönheit nichts anders, als Natur in der Technik, Freiheit in der Kunstmäßigkeit sey.

Wir müssen erstlich wissen, daß das schöne Ding ein Naturding ist, d. i. daß es durch sich selbst ist; zweytens muß es uns vorkommen, als ob es durch eine Regel wäre, denn er sagt ja, es muß aussehen wie Kunst. Beide Vorstellungen: es ist durch sich selbst, und es ist durch eine Regel, lassen sich aber nur auf eine einzige Art vereinigen, nemlich, wenn man sagt: es ist durch eine Regel, die es sich selbst

gegeben hat. Avtonomie in der Technik, Freiheit in der Kunstmäßigkeit.

Es könnte aus dem Bisherigen scheinen, als ob Freiheit und Kunstmäßigkeit einen völlig gleichen Anspruch auf das Wohlgefallen hätten, das uns die Schönheit einflößt; als ob die Technik mit der Freiheit in gleicher Reihe stünde, und da hätte ich freilich sehr unrecht, daß ich in meiner Erklärung vom Schönen (Avtonomie in der Erscheinung) bloß auf die Freiheit Rücksicht nahm und der Technik gar nicht erwähnte. Aber meine Definition ist sehr genau abgewogen worden: Technik und Freiheit haben nicht dasselbe Verhältniß zum Schönen. Freiheit allein ist der Grund des Schönen, Technik ist nur der Grund unserer Vorstellung von der Freiheit, jene also der unmittelbare Grund, diese nur mittelbar die Bedingung der Schönheit. Technik nemlich trägt nur insofern zur Schönheit bey, als sie dazu dient, die Vorstellung der Freiheit zu erregen.

Vielleicht kann ich diesen Satz – der übrigens aus dem vorhergehenden schon ziemlich klar ist – noch auf folgendem Wege erläutern.

Bey dem Naturschönen sehen wir mit unsern Augen, daß es aus sich selbst ist; daß es durch eine Regel sey, sagt uns nicht der Sinn, sondern der Verstand. Nun verhält sich aber die Regel zur Natur, wie Zwang zur Freiheit. Da wir uns nun die Regel bloß denken, die Natur aber sehen, so denken wir uns Zwang, und sehen Freiheit. Der Verstand erwartet und fodert eine Regel, der Sinn lehrt, daß das Ding durch sich selbst und durch keine Regel ist. Läge uns nun an der Technik, so müßte uns die fehlgeschlagene Erwartung verdrießen, die uns doch vielmehr Vergnügen macht. Also muß uns an der Freiheit und nicht an der Technik liegen. Wir hätten Ursache, aus der Form des Dinges auf einen logischen Ursprung, also auf Heteronomie zu schließen, und wider Erwartung finden wir Avtonomie. Da wir über diesen Fund froh sind u: uns dadurch gleichsam von einer Sorge (die in unserm practischen Vermögen ihren Sitz hat) erleichtert fühlen, so beweist dieses, daß wir bey der Regelmäßigkeit nicht so viel als bey der Freiheit gewinnen. Es ist bloß ein Bedürfniß unserer theoretischen Vernunft, uns die Form des Dinges als abhängig von einer Regel zu denken; aber daß es durch keine Regel, sondern durch sich selbst ist, ist ein Faktum für unsern

Sinn. Wie könnten wir aber einen ästhetischen Werth auf die Technik legen, und doch mit Wohlgefallen wahrnehmen, daß ihr Gegentheil wirklich ist? Also dient die Vorstellung der Technik bloß dazu, uns die Nichtabhängigkeit des Produkts von derselben ins Gemüth zu rufen, und seine Freiheit desto anschaulicher zu machen.

Dieses leitet mich nun von selbst auf den Unterschied zwischen dem Schönen und dem Vollkommenen. Alles Vollkommene, das absolut-vollkommene ausgenommen, welches das moralische ist, ist unter dem Begriff der Technik enthalten, weil es in der Uebereinstimmung des Mannichfaltigen zu Einem besteht. Da nun die Technik bloß mittelbar zu der Schönheit beiträgt, insofern sie die Freiheit bemerkbar macht, das Vollkommene aber unter dem Begriff der Technik enthalten ist, so sieht man gleich, daß es nur die Freiheit in der Technik ist, was das Schöne von dem Vollkommenen unterscheidet. Das Vollkommene kann Avtonomie haben, insofern seine Form durch seinen Begriff rein bestimmt worden ist; aber Heavtonomie hat nur das Schöne, weil nur an diesem die Form durch das innere Wesen bestimmt ist.

Das Vollkommene, dargestellt mit Freiheit, wird sogleich in das Schöne verwandelt. Es wird aber mit Freiheit dargestellt, wenn die Natur des Dinges mit seiner Technik zusammenstimmend erscheint, wenn es aussieht, als wenn diese aus dem Dinge selbst freiwillig hervorgeflossen wäre. Man kann das bißherige auch kurz so ausdrücken: Vollkommen ist ein Gegenstand, wenn alles Mannichfaltige an ihm zur Einheit seines Begriffs übereinstimmt; schön ist er, wenn seine Vollkommenheit als Natur erscheint. Die Schönheit wächst, wenn die Vollkommenheit zusammengesetzter wird, und die Natur dabey nichts leidet; denn die Aufgabe der Freiheit wird mit der zunehmenden Menge des Verbundenen schwüriger und ihre glückliche Auflösung eben darum überraschender.

Zweckmäßigkeit, Ordnung, Proportion, Vollkommenheit – Eigenschaften, in denen man die Schönheit so lange gefunden zu haben glaubte – haben mit derselben ganz und gar nichts zu thun. Wo aber Ordnung, Proportion etc. zur Natur eines Dinges gehören, wie bey allem organischen, da sind sie auch eo ipso unverletzbar; aber nicht um ihrer selbst willen, sondern weil sie von der Natur des

Dinges unzertrennlich sind. Eine grobe Verletzung der Proportion ist häßlich, aber nicht weil Beobachtung der Proportion Schönheit ist. Ganz und gar nicht, sondern weil sie eine Verletzung der Natur ist, also Heteronomie andeutet. Ich bemerke überhaupt, daß der ganze Irrthum derer, welche die Schönheit in der Proportion oder in der Vollkommenheit suchten, davon herrührt: sie fanden, daß die Verletzung derselben den Gegenstand häßlich machte; daraus zogen sie gegen alle Logik den Schluß, daß die Schönheit in der genauen Beobachtung dieser Eigenschaften enthalten sei. Aber alle diese Eigenschaften machen bloß die Materie des Schönen, welche sich bey jedem Gegenstand abändern kann; sie können zur Wahrheit gehören, welche auch nur die Materie der Schönheit ist. Die Form des Schönen ist nur ein freyer Vortrag der Wahrheit, der Zweckmäßigkeit, der Vollkommenheit.

Wir nennen ein Gebäude vollkommen, wenn sich alle Theile desselben nach dem Begriff und dem Zwecke des Ganzen richten, und seine Form durch seine Idee rein bestimmt worden ist. Schön aber nennen wir es, wenn wir diese Idee nicht zu Hülfe nehmen müssen, um die Form einzusehen, wenn sie freiwillig und absichtslos aus sich selbst hervorspringen, und alle Theile sich durch sich selbst zu beschränken scheinen. Ein Gebäude kann deßwegen (beyläufig zu sagen) nie ein ganz freies Kunstwerk seyn, und nie ein Ideal der Schönheit erreichen, weil es schlechterdings unmöglich ist, an einem Gebäude, das Treppen, Thüren, Kamine, Fenster und Öfen braucht, ohne Hilfe eines Begriffs auszureichen, und also Heteronomie zu verbergen. Völlig rein kann also nur diejenige Kunstschönheit seyn, deren Original in der Natur selbst sich findet.

Schön ist ein Gefäß, wenn es, ohne seinem Begriff zu widersprechen, einem freien Spiel der Natur gleich sieht. Die Handhabe an einem Gefäß ist bloß des Gebrauchs wegen also durch einen Begriff da; soll aber das Gefäß schön seyn, so muß diese Handhabe so ungezwungen und freiwillig daraus hervorspringen, daß man ihre Bestimmung vergißt. Gienge sie aber in einem rechten Winkel ab, verengte sich der weite Bauch plötzlich zu einem engen Halse u. dgl., so würde diese abrupte Veränderung der Richtung allen Schein von Freiwilligkeit zerstören, und die Avtonomie der Erscheinung würde verschwinden.

Wann sagt man wohl, daß eine Person schön gekleidet sey? Wenn weder das Kleid durch den Körper, noch der Körper durch das Kleid an seiner Freiheit etwas leidet; wenn dieses aussieht, als wenn es mit dem Körper nichts zu verkehren hätte, und doch aufs vollkommenste seinen Zweck erfüllt. Die Schönheit oder vielmehr der Geschmack betrachtet alle Dinge als Selbstzwecke, und duldet schlechterdings nicht, daß eins dem andern als Mittel dient, oder das Joch trägt. In der aesthetischen Welt ist jedes Naturwesen ein freier Bürger, der mit dem Edelsten gleiche Rechte hat, und nicht einmal um des Ganzen willen darf gezwungen werden, sondern zu allem schlechterdings consentiren muß. In dieser ästhetischen Welt, die eine ganz andere ist, als die vollkommenste Platonische Republik, fodert auch der Rock, den ich auf dem Leibe trage, Respect von mir für seine Freiheit, und er verlangt von mir, gleich einem verschämten Bedienten, daß ich niemanden merken laße, daß er mir dient. Dafür aber verspricht er mir auch reciproce, seine Freiheit so bescheiden zu gebrauchen, daß die meinige nichts dabey leidet; und wenn beyde Wort halten, so wird die ganze Welt sagen, daß ich schön angezogen sey. Spannt hingegen der Rock, so verlieren wir beide, der Rock und ich von unsrer Freiheit. Deswegen sind alle ganz enge und ganz weite Kleidungsarten gleich wenig schön, denn nicht zu rechnen, daß beide die Freiheit der Bewegungen einschränken, so zeigt bey der engen Kleidung der Körper seine Figur nur auf Kosten des Kleides, und bei der weiten Kleidung verbirgt der Rock die Figur des Körpers, indem er sich selbst mit der seinigen aufbläht, und seinen Herrn zu seinem bloßen Träger herabsetzt.

Eine Birke, eine Fichte, eine Pappel ist schön, wenn sie schlank emporsteigt, eine Eiche, wenn sie sich krümmt; die Ursache ist, weil diese sich selbst überlassen die krumme, jene hingegen die gerade Richtung lieben. Zeigt sich also die Eiche schlank und die Birke verbogen, so sind sie beide nicht schön, weil ihre Richtungen fremden Einfluß, Heteronomie verrathen. Wird hingegen die Pappel vom Winde gebogen, so finden wir dies wieder schön, weil sie durch ihre schwankende Bewegung ihre Freiheit äußert.

Welchen Baum wird sich der Mahler am liebsten aufsuchen, um ihn in Landschaften zu benutzen? Denjenigen gewiß, der von der Freiheit Gebrauch macht, die ihm bey aller Technik seines Baues

gelassen ist – der sich nicht nach seinem Nachbar sklavisch richtet, sondern sich, selbst mit einiger Kühnheit, etwas herausnimmt, aus seiner Ordnung tritt, sich eigensinnig dahin oder dorthin wendet, wenn er auch gleich hier eine Lücke lassen, dort etwas durch seine ungestüme Dazwischenkunft verwirren müßte. An demjenigen hingegen, der immer in einerley Richtung verharret, auch wenn ihm seine Gattung weit mehr Freiheit vergönnt, dessen Aeste ängstlich in Reyh und Glied bleiben, als wenn sie nach der Schnur gezogen wären, wird er mit Gleichgültigkeit vorübergehen.

An jeder großen Composition ist es nöthig, daß sich das einzelne einschränke, um das Ganze zum Effect kommen zu laßen. Ist diese Einschränkung des Einzelnen zugleich eine Wirkung seiner Freiheit, d. i. setzt es sich diese Grenze selbst, so ist die Composition schön. Schönheit ist durch sich selbst gebändigte Kraft; Beschränkung aus Kraft.

Eine Landschaft ist schön componirt, wenn alle einzelne Parthieen, aus denen sie besteht, so in einander spielen, daß jene sich selbst ihre Grenze setzt, und das Ganze also das Resultat von der Freiheit des einzelnen ist. Alles in einer Landschaft soll auf das Ganze bezogen seyn, und alle einzelne soll doch nur unter seiner eigenen Regel zu stehen, seinem eigenen Willen zu folgen scheinen. Es ist aber unmöglich, daß die Zusammenstimmung zu einem Ganzen kein Opfer von Seiten des einzelnen koste, da die Collision der Freiheit unvermeidlich ist. Der Berg wird also auf manches einen Schatten werfen wollen, was man beleuchtet haben will; Gebäude werden die Naturfreiheit einschränken, die Aussicht hemmen; die Zweige werden lästige Nachbarn seyn; Menschen, Thiere, Wolken wollen sich bewegen, denn die Freiheit des Lebendigen äuserst sich nur in Handlung. Der Fluß will in seiner Richtung kein Gesetz von dem Ufer annehmen, sondern seinem eigenen folgen; kurz: jedes Einzelne will seinen Willen haben. Wo bliebe aber nun die Harmonie des Ganzen, wenn jedes nur für sich selbst sorgt? Daraus eben geht sie hervor, das jedes aus innerer Freiheit sich gerade die Einschränkung vorschreibt, die das andere braucht, um seine Freiheit zu äusern. Ein Baum im Vordergrund könnte eine schöne Parthie im Hintergrund bedecken; ihn zu nöthigen, daß er das nicht thut, würde seiner Freiheit zu nahe getreten seyn und Stümperey verrathen. Was thut

also der verständige Künstler? Er läßt denjenigen Ast des Baumes, der den Hintergrund zu verhüllen droht, aus eigener Schwere sich heruntersinken, und dadurch dem hintern Prospekte freiwillig Platz machen; und so vollbringt der Baum den Willen des Künstlers, indem er bloß seinem eigenen folgt.

Eine Versifikation ist schön, wenn jeder einzelne Vers sich selbst seine Länge und Kürze, seine Bewegung und seinen Ruhepunkt gibt, jeder Reim sich aus innerer Nothwendigkeit darbietet und doch wie gerufen kommt – kurz, wenn kein Wort von dem andern, kein Vers von dem andern Notiz zu nehmen, bloß seiner selbst wegen da zu stehen scheint, u: doch alles so ausfällt, als wenn es verabredet wäre.

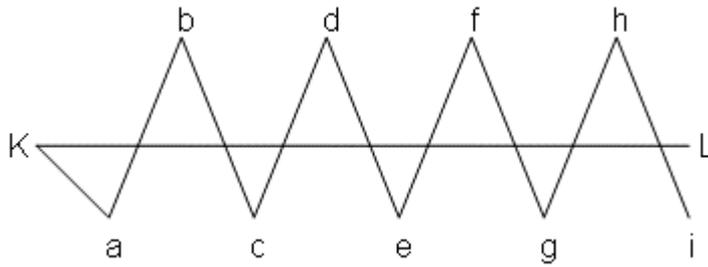
Warum ist das Naive schön? Weil die Natur darinn über Künsteley und Verstellung ihre Rechte behauptet. Wenn uns Virgil einen Blick in das Herz der Dido will werfen lassen, und uns zeigen will, wie weit es mit ihrer Liebe gekommen ist, so hätte er dieß als Erzähler recht gut in seinem eigenen Nahmen sagen können; aber dann würde diese Darstellung auch nicht schön gewesen sein. Wenn er uns aber die nehmliche Entdeckung durch die Dido selbst machen läßt, ohne daß sie die Absicht hat, so aufrichtig gegen uns zu sein (siehe das Gespräch zwischen Anna und Dido im Anfange des IVten Buchs): so nennen wir dies wahrhaft schön; denn es ist die Natur selbst, welche das Geheimniß ausplaudert.

Gut ist eine Lehrart, wo man vom Bekannten zum Unbekannten fortschreitet; schön ist sie, wenn sie sokratisch ist, d. i. wenn sie dieselben Wahrheiten aus dem Kopf und Herzen des Zuhörers herausfragt. Bey der ersten werden dem Verstand seine Überzeugungen in forma abgefodert, bey der zweyten werden sie ihm abgelockt.

Warum wir die Schlangenlinie für die schönste gehalten? Ich habe an dieser einfachsten aller ästhetischen Aufgaben meine Theorie besonders geprüft, und ich halte diese Probe darum für entscheidend, weil bei dieser einfachen Aufgabe keine Täuschung durch Nebenursachen statt finden kann.

Eine Schlangenlinie, kann der Baumgartenianer sagen, ist darum die schönste, weil sie sinnlich vollkommen ist. Es ist eine Linie, die ihre Richtung immer abändert (Mannichfaltigkeit) und immer wieder zu

derselben Richtung zurückkehrt (Einheit). Wäre sie aber aus keinem  
 beßern Grunde schön, so müßte es folgende Linie auch sein:



welche gewiß nicht schön ist, Auch hier ist Veränderung der  
 Richtung; ein Mannichfaltiges, nemlich a, b, c, d, e, f, g, h, i; und  
 Einheit der Richtung ist auch da, welche der Verstand hineindenkt,  
 und die durch die Linie k, l vorgestellt ist. Diese Linie ist nicht schön,  
 ob sie gleich sinnlich vollkommen ist.

Folgende Linie aber ist eine schöne Linie, oder könnte es doch sein,  
 wenn meine Feder beßer wäre.



Nun ist der ganze Unterschied zwischen dieser zweyten und jener  
 bloß der daß jene ihre Richtung ex abrupto, diese aber unmerklich  
 verändert; der Unterschied ihrer Wirkungen auf das ästhetische  
 Gefühl muß also in diesem einzig bemerkbaren Unterschied ihrer  
 Eigenschaften gegründet seyn. Was ist aber eine plözlich veränderte  
 Richtung anders, als eine gewaltsam veränderte? Die Natur liebt  
 keinen Sprung. Sehen wir sie einen thun, so zeigt es, daß ihr Gewalt  
 geschehen ist. Freiwillig hingegen erscheint nur diejenige  
 Bewegung, an der man keinen bestimmten Punkt angeben kann, bey  
 dem sie ihre Richtung abänderte. Und dieß ist der Fall mit der  
 Schlangenlinie, welche sich von der oben abgebildeten bloß durch  
 ihre Freiheit unterscheidet.

Ich könnte noch Beispiele genug anhäufen, um zu zeigen, das alles,  
 was wir schön nennen, sich dieses Prädikat bloß durch die Freiheit in  
 seiner Technik erwerbe. Aber an den angeführten Proben mag es  
 vorjetzt genug seyn. Weil also Schönheit an keiner Materie haftet,  
 sondern bloß in der Behandlung besteht; alles aber, was den Sinnen  
 vorstellt, technisch oder nicht technisch, frey oder nicht frey  
 erscheinen kann, so folgt daraus, daß sich das Gebiet des Schönen

sehr weit erstrecke, weil die Vernunft bei allem, was Sinnlichkeit und Verstand ihr unmittelbar vorstellen, nach der Freiheit fragen kann und muß. Darum ist das Reich des Geschmacks ein Reich der Freiheit – die schöne Sinnenwelt das glücklichste Symbol, wie die moralische seyn soll, und jedes schöne Naturwesen außer mir ein glücklicher Bürge, der mir zuruft: Sey frey, wie ich.

Darum stört uns jede sich aufdringende Spur der despotischen Menschenhand in einer freyen Naturgegend; darum jeder Tanzmeisterzwang im Gange und in den Stellungen, darum jede Künsteley in den Sitten und Manieren; darum alles Eckige im Umgang, darum jede Beleidigung der Naturfreiheit in Verfassungen, Gewohnheiten und Gesetzen.

Es ist auffallend, wie sich der gute Ton (Schönheit des Umgangs) aus meinem Begriff der Schönheit entwickeln läßt. Das erste Gesetz des guten Tones ist: Schone fremde Freiheit. Das zweyte: zeige selbst Freiheit. Die pünktliche Erfüllung beider ist ein unendlich schweres Problem; aber der gute Ton fordert sie unerlaßlich, und sie macht allein den vollendeten Weltmann. Ich weiß für das Ideal des schönen Umgangs kein paßenderes Bild, als einen gut getanzten und aus vielen verwickelten Touren componierten englischen Tanz. Ein Zuschauer aus der Gallerie sieht unzählige Bewegungen, die sich aufs bunteste durchkreuzen, und ihre Richtung lebhaft und muthwillig verändern und doch niemals zusammenstoßen. Alles ist so geordnet, daß der eine schon Platz gemacht hat, wenn der andere kommt, alles fügt sich so geschickt und doch wieder so kunstlos ineinander, daß jeder nur seinem eigenen Kopf zu folgen scheint, und doch nie dem andern in den Weg tritt. Es ist das treffendste Sinnbild der behaupteten eigenen Freiheit und der geschonten Freiheit des andern.

Alles, was man gewöhnlich Härte nennt, ist nichts anders als das Gegentheil des Freien. Diese Härte ist es, was oft der Verstandesgröße, oft selbst der moralischen ihren ästhetischen Werth benimmt. Der gute Ton verzeyht auch dem glänzendsten Verdienst diese Brutalität nicht, und liebenswürdig wird die Tugend selbst nur durch Schönheit. Schön ist aber ein Charakter, eine Handlung nicht, wenn sie die Sinnlichkeit des Menschen, dem sie zukommen, unter dem Zwang des Gesetzes zeigen, oder der

Sinnlichkeit des Zuschauers einen Zwang anthun. In diesem Falle werden sie bloß Achtung, aber nicht Gunst, nicht Neigung einflößen; bloße Achtung demüthigt den, der sie empfindet. Daher gefällt uns Cesar weit mehr als Cato, Cimon mehr als Phocion, Thomas Jones weit mehr als Grandison. Daher rührt es, daß uns oft bloß affectionierte Handlungen mehr gefallen, als rein moralische, weil sie Freiwilligkeit zeigen, weil sie durch die Natur (den Affect), nicht durch die gebieterische Vernunft wider das Interesse der Natur vollbracht werden – daher mag es kommen, daß uns die milden Tugenden mehr als die heroischen, das weibliche oft mehr als das männliche gefällt; denn der weibliche Charakter, auch der vollkommenste, kann nie anders, als aus Neigung handeln.

Ich werde Dir über den Geschmack und seinen Einfluß auf die Welt einen eigenen Brief schreiben, wo alles dieß mehr entwickelt werden wird. Für heute, glaub ich, kannst Du mit dieser Lieferung zufrieden seyn. Jezt hast Du Data genug, meine Ideen gründlich zu prüfen, und ich erwarte Deine Bemerkungen mit Ungeduld. Lebe wohl.

Dein

S.

## **An Gottfried Körner.**

**Jena den 28. Febr. [Donnerstag] 93.**

Ich werde Dich in einigen Wochen mit einem neuen Werk von Kant überraschen, daß Dich sehr in Verwundrung setzen wird. Es wird hier gedruckt, und ich habe die Hälfte, denn so weit ist es fertig, durchlesen. Der Titel ist: philosophische Religionslehre: und der Inhalt – solltest Du es glauben? Die scharfsinnigste Exegesis des christlichen Religionsbegrifs aus philosophischen Gründen. Kant, wie Du schon mehrmal an ihm hast bemerken können, liebt sehr, Schriftstellen einen philosophischen Sinn zu geben. Es ist ihm, wie man bald sieht, nicht sowohl darum zu thun, die Autoritaet der Schrift dadurch zu unterstützen, als vielmehr die Resultate des philosophischen Denkens dadurch an die Kindervernunft anzuknüpfen und gleichsam zu popularisieren. Er scheint mir von einem Grundsatz dabey geleitet zu werden, den Du sehr liebst; nemlich von diesem: das vorhandene nicht wegzuwerfen, solange

noch eine Realität davon zu erwarten ist, sondern es vielmehr zu veredeln. Ich achte diesen Grundsatz sehr, und Du wirst sehen, daß Kant ihm Ehre machte. Aber ob er überhaupt wohl daran gethan hat, die christliche Religion durch philosophische Gründe zu unterstützen, zweifle ich sehr. Alles was man von der bekannten Beschaffenheit der Religionsvertheidiger erwarten kann ist, daß sie die Unterstützung annehmen, die philosophischen Gründe aber wegwerfen werden, und so hat Kant dann nichts weiter gethan, als das morsche Gebäude der Dummheit geflickt.

Uebrigens hat die Schrift mich hingerissen, und ich kann die übrigen Bogen kaum erwarten. Zwar ist einer seiner ersten Grundsätze darin empörend für mein, und wahrscheinlich auch Dein, Gefühl. Er behauptet nemlich eine propension des menschlichen Herzens zum Bösen, das er das radikale Böse nennt, und das mit den Reizungen der Sinnlichkeit ganz und gar nicht verwechselt werden darf. Er setzt es über die Sinnlichkeit hinaus in die Person des Menschen, als den Sitz der Freiheit. Doch Du wirst selbst lesen. Gegen seine Beweise läßt sich nichts einwenden, so gern man auch wollte.

Uebrigens wird er bey den Theologen wenig Dank verdient haben, denn er hebt alle eigene Autorität des Kirchenglaubens auf, und macht den reinen Vernunftglauben zu seinem höchsten Ausleger; gibt auch sehr deutlich zu verstehen, daß der Kirchenglaube bloß von subjectiver Gültigkeit sey und es besser wäre, wenn er entbehrt werden könnte. Aber weil er überzeugt ist, daß er nicht entbehrlich sey, noch sobald es werden würde, so macht er es zu einer Gewissenspflicht, ihn zu respektiren. Der Logos, die Erlösung (als philosophische Mythe) die Vorstellung des Himmels und der Hölle, das Reich Gottes und alle diese Vorstellungen sind aufs glücklichste erklärt.

Ich weiß nicht, ob ich Dir schon davon geschrieben habe, dass ich damit umgehe, eine Theodicee zu machen. Wo möglich so geschieht es noch dieses Frühjahr, um sie meinen Gedichten einzuverleiben, wovon ich diesen Sommer eine sehr schöne Edition bei Crusius veranstalte. Auf diese Theodizee freue ich mich sehr denn die neue Philosophie ist gegen die Leibnitzische viel poetischer und hat einen weit größern Charakter. Ausser dieser Theodicee trage ich mich noch mit einem andern Gedicht, gleichfalls philosophischen Inhalts,

wovon noch mehr zu erwarten ist. Aber davon kan ich Dir jetzt noch nichts schreiben. Erlauben es meine Umstände so bring ich es auch noch in meine Sammlung.

Wenn du Jacob und sein Herr von Diderot, den Mylius übersetzt hat (denn französisch ist es noch nicht heraus) zu lesen bekommen kannst, so lies ihn doch. Auch der Minna wird er viel Freude machen. Ich habe mich sehr daran ergötzt.

Diesen Sommer logieren wir außerhalb der Stadt, in einem angenehmen Gartenhause. Meine zweyte Schwester wird bey mir seyn, und vielleicht behalte ich sie ganz. Ich werde dann mehr en famille leben, und weniger Lerm um mich haben, weil ich dann keine Tischgenossen mehr nehme. Da meine Frau auch oft nicht wohl ist, so ist es mir ein Trost, jemand, der mir attachirt und doch gesund ist, um mich zu wissen. Ob ich auf den Sommer oder Herbst nach meinem Vaterland reise wird auf meine Gesundheit ankommen, die schon seit drey Wochen den Einfluß des Frühjahrs nicht aufs beßte empfindet.

Der Tod des jungen Ludwigs, der nach Curland gegangen ist, wird hier widerrufen; und ich wünschte recht sehr, daß dem armen Teufel nichts geschehen wäre. NB. Eben erfahre ich aus Dorchens Brief den komischen Misverstand.

Mit Mainz sieht es noch immer sehr trüb aus. Der Churfürst ist gegenwärtig in Erfurt, wo auch der Coadjutor wider angekommen ist. Der lezte zieht nur die Hälfte seines Gehalts und konnte vorher mit dem ganzen nie ausreichen. Weiß der Himmel, wie es damit noch werden mag.

Finde ich noch Zeit, so lege ich die Fortsetzung meiner Theorie bey. Aber nun ist es auch an Dir, darüber zu raisonniren. Tausend herzliche Grüße an alle

Dein

Schiller.

-----  
Die Nachricht von Hubern hat mich erschreckt. Er ist auf dem Weg, einen höchst unglücklichen Schritt zu thun, von welcher Seite man es auch betrachtet. Es ist mit Gewißheit vorherzusehen, daß beide Leute sich im ersten halben Jahre unerträglich seyn werden. Und dann noch seinen Abschied zu fodern! Wo will er hingehen, wo wird er, nachdem er durch seine Mainzer Verbindungen, und vollends

durch eine Heirath mit der F. sich in einen zweideutigen Ruf gebracht hat, Dienste finden. Will er von seiner Schriftstellerei leben? Da wird er schmale Bissen essen müssen. Die Forstern hat nichts, und will mit ihren Kindern sich von ihm ernähren lassen, da er sich selbst nicht helfen kann. Ich weiß in aller Welt nicht, wo er hinaus will. Vielleicht hofft er bei einer Universität unterzukommen? Aber als ein Extraordinarius wird er sich dadurch sehr schlecht verbessern, und zum Ordinarius ist nirgends Hoffnung; denn er hat ja nichts gelernt.

Ich werde alles anwenden, ihm dieses begreiflich zu machen; ich fürchte aber, es ist schon nicht mehr Zeit. Weißt Du nicht, ob er vielleicht den Abschied nehmen mußte, um ihn nicht ungefodert zu erhalten? Da man Dir sogar aus der Verbindung mit ihm ein Verbrechen machen will, so muß man von ihm schon sehr viel Böses denken. Auf seine Eltern soll er sich ja nicht verlassen. Das ist ein elendes Pack Menschen, die ihn lieber desperat werden lassen, ehe sie einen Heller für ihn bezahlen. Ich finde es in jedem Betracht, auch selbst für ihn nicht rathsam, daß er nach Dresden geht. Er geht ja dort den empfindlichsten Kränkungen entgegen. Zu Euch darf er ganz und gar nicht, und das wird sich ihm, denke ich, begreiflich machen lassen.

Zugleich mit Deinem Briefe ist auch einer an ihn, unter meiner Adresse bei mir angelangt, der der Aufschrift nach von seinen Eltern ist. Vermuthlich hat er selbst ihn an mich adressiren lassen. Ich erwarte ihn also gewiß.

Die Inlage war schon fertig, ehe Dein Brief ankam. Ich lege sie also bei. Auf den ersten Theil Deines Briefes soll Dir, wie ich hoffe, mein letztes Packet antworten. S.

-----

### **Das Schöne der Kunst.**

Es ist von zweierlei Art: a Schönes der Wahl oder des Stoffes – Nachahmung des Naturschönen. b Schönes der Darstellung oder Form – Nachahmung der Natur. Ohne das letzte gibt es keinen Künstler. Beides vereinigt macht den großen Künstler.

Das Schöne der Form oder der Darstellung ist der Kunst allein eigen. „Das Schöne der Natur, sagt Kant sehr richtig, ist ein schönes Ding; das Schöne der Kunst ist eine schöne Vorstellung von einem Dinge.“

Das Idealschöne, könnte man hinzusetzen, ist eine schöne Vorstellung von einem schönen Ding.

Bey dem Schönen der Wahl wird darauf gesehen, was der Künstler darstellt. Bey dem Schönen der Form (der Kunstschönheit stricte sic dicta) wird bloß darauf gesehen, wie er darstellt. Das erste, kann man sagen, ist eine freie Darstellung der Schönheit, das zweyte eine freie Darstellung der Wahrheit.

Da sich das erste mehr auf die Bedingungen des Naturschönen einschränkt, das letzte aber der Kunst eigenthümlich zukommt, so handle ich von diesem zuerst; denn erst muß gezeigt werden, was den Künstler überhaupt macht, ehe man von dem großen Künstler spricht.

Schön ist ein Naturprodukt, wenn es in seiner Kunstmäßigkeit frey erscheint.

Schön ist ein Kunstproduct, wenn es ein Naturproduct frey darstellt. Freiheit der Darstellung ist also der Begriff, mit dem wir es hier zu thun haben.

Man beschreibt einen Gegenstand, wenn man die Merkmale, die ihn kenntlich machen, in Begriffe verwandelt und zur Einheit der Erkenntniß verbindet.

Man stellt ihn dar, wenn man die verbundenen Merkmale unmittelbar in der Anschauung vorlegt.

Das Vermögen der Anschauungen ist die Einbildungskraft. Ein Gegenstand heißt also dargestellt, wenn die Vorstellung desselben unmittelbar vor die Einbildungskraft gebracht wird.

Frey ist ein Ding, das durch sich selbst bestimmt ist, oder so erscheint.

Frey dargestellt heißt also ein Gegenstand, wenn er der Einbildungskraft als durch sich selbst bestimmt vorgehalten wird.

Aber wie kann er ihr als durch sich selbst bestimmt vorgehalten werden, da er selbst nicht einmal da ist, sondern in einem andern bloß nachgeahmt wird, da er nicht in Person, sondern durch einen Repraesentanten sich vorstellt?

Das Kunstschöne nemlich ist nicht die Natur selbst, sondern nur eine Nachahmung derselben in einem Medium, das von dem Nachgeahmten materialiter ganz verschieden ist. Nachahmung ist die formale Aehnlichkeit des materialverschiedenen.

N. B. Architektur, Schöne Mechanik, Gartenkunst, Tanzkunst u. dgl. dürfen für keine Einwendung gelten; denn daß auch diese Künste sich demselben Princip unterordnen, ob sie gleich entweder kein Naturproduct nachahmen, oder kein Medium dazu brauchen, wird in der Folge sehr evident werden.

Die Natur des Gegenstandes wird also in der Kunst nicht selbst in ihrer Persönlichkeit und Individualität, sondern durch ein Medium vorgestellt, welches wieder

a) seine eigene Individualität und Natur hat,

b) von dem Künstler abhängt, der gleichfalls als eine eigene Natur zu betrachten ist.

Der Gegenstand wird also durch die dritte Hand vor die Einbildungskraft gestellt; und da sowohl der Stoff, worinn er nachgeahmt wird, als der Künstler, der diesen Stoff bearbeitet, ihre eigne Natur besitzen, und nach ihrer eigenen Natur wirken – wie ist es möglich, daß die Natur des Gegenstandes dennoch rein und durch sich selbst bestimmt kann vorgestellt werden?

Der darzustellende Gegenstand legt seine Lebendigkeit ab, er ist nicht selbst gegenwärtig, sondern seine Sache wird durch einen ihm ganz unähnlichen fremden Stoff geführt, auf den es ankommt, wieviel jener von seiner Individualität retten oder einbüßen soll.

Nun kommt also die fremde Natur des Stoffes dazwischen, und nicht diese allein, sondern auch die ebenso fremde Natur des Künstlers, der diesem Stoffe seine Form zu geben hat. Alle Dinge aber wirken nothwendig nach ihrer Natur.

Es sind also hier dreierley Naturen, die miteinander ringen. Die Natur des Darzustellenden, die Natur des darstellenden Stoffes, und die Natur des Künstlers, welcher jene beiden in Uebereinstimmung bringen soll.

Es ist aber bloß die Natur des Nachgeahmten, was wir an einem Kunstprodukt zu finden erwarten; und das will eigentlich der Ausdruck sagen, daß es durch sich selbst bestimmt der Einbildungskraft vorgestellt werde. Sobald aber entweder der Stoff oder der Künstler ihre Naturen mit einmischen, so erscheint der dargestellte Gegenstand nicht mehr als durch sich selbst bestimmt, sondern Heteronomie ist da. Die Natur des Repraesentierten erleidet von dem Repraesentierenden Gewalt, sobald dieses seine Natur dabei

geltend macht. Ein Gegenstand kann also nur dann frey dargestellt heißen, wenn die Natur des Dargestellten von der Natur des Darstellenden nichts gelitten hat.

Die Natur des Mediums oder des Stoffs muß also von der Natur des Nachgeahmten völlig besiegt erscheinen. Nun ist es aber bloß die Form des Nachgeahmten, was auf das Nachahmende übertragen werden kann; also ist es die Form, welche in der Kunstdarstellung den Stoff besiegt haben muß.

Bei einem Kunstwerk also muß sich der Stoff (die Natur des Nachahmenden) in der Form (des Nachgeahmten), der Körper in der Idee, die Wirklichkeit in der Erscheinung verlieren.

Der Körper in der Idee: Denn die Natur des Nachgeahmten ist an dem nachahmenden Stoffe nichts körperliches; sie existirt bloß als Idee an demselben und alles körperliche an diesem gehört bloß ihm selbst und nicht dem Nachgeahmten an.

Die Wirklichkeit in der Erscheinung: Wirklichkeit heißt hier das Reale, welches an einem Kunstwerke immer nur die Materie ist, und dem Formalen oder der Idee, die der Künstler in dieser Materie ausführt, muß entgegengesetzt werden. Die Form ist an einem Kunstwerk bloße Erscheinung d. i. der Marmor scheint ein Mensch, aber er bleibt, in der Wirklichkeit, Marmor.

Frey also wäre die Darstellung, wenn die Natur des Mediums durch die Natur des Nachgeahmten völlig vertilgt erscheint, wenn das nachgeahmte seine reine Persönlichkeit auch in seinem Repräsentanten behauptet, wenn das Repräsentirende durch völlige Ablegung oder vielmehr Verläugnung seiner Natur sich mit dem Repräsentirten vollkommen ausgetauscht zu haben scheint – kurz – wenn nichts durch den Stoff, sondern alles durch die Form ist.

Ist an einer Bildsäule ein einziger Zug, der den Stein verräth, der also nicht in der Idee, sondern in der Natur des Stoffes gegründet ist, so leidet die Schönheit; denn Heteronomie ist da. Die Marmoratur, welche hart und spröd ist, muß in der Natur des Fleisches, welches biegsam und weich ist, völlig untergegangen seyn, und weder das Gefühl noch das Auge darf daran erinnert werden.

Ist an einer Zeichnung ein einziger Zug, der die Feder oder den Griffel, das Papier oder die Kupferplatte, den Pinsel oder die Hand, die ihn führte, kenntlich macht, so ist sie hart oder schwer; ist an ihr

der eigenthümliche Geschmack des Künstlers, die KünstlerNatur sichtbar, so ist sie manierirt. Leidet nemlich die Beweglichkeit eines Muskels (in einem Kupferstich) durch die Härte des Metalls oder durch die schwere Hand des Künstlers, so ist die Darstellung häßlich; weil sie nicht durch die Idee, sondern durch das Medium bestimmt worden ist. Leidet die Eigenthümlichkeit des darzustellenden Objekts durch die GeistesEigenthümlichkeit des Künstlers, so sagen wir, die Darstellung sei manierirt.

Das Gegentheil der Manier ist der Stil, der nichts anders ist, als die höchste Unabhängigkeit der Darstellung von allen subjektiven und allen objektivzufälligen Bestimmungen.

Reine Objektivität der Darstellung ist das Wesen des guten Stils: der höchste Grundsatz der Künste.

„Der Stil verhält sich zur Manier, wie sich die Handlungsart aus formalen Grundsätzen zu einer Handlungsart aus empirischen Maximen (subjektiven Grundsätzen) verhält. Der Stil ist eine völlige Erhebung über das Zufällige zum Allgemeinen und Nothwendigen.“ (Aber unter dieser Erklärung des Stils ist auch schon das Schöne der Wahl mitbegriffen, wovon jetzt noch nicht die Rede sein soll.)

Der große Künstler, könnte man also sagen, zeigt uns den Gegenstand (seine Darstellung hat reine Objektivität), der mittelmäßige zeigt sich selbst (seine Darstellung hat Subjektivität), der schlechte seinen Stoff (die Darstellung wird durch die Natur des Mediums u: durch die Schranken des Künstlers bestimmt.)

Alle diese drey Fälle werden an einem Schauspieler sehr anschaulich.

1.

Wenn Eckhof oder Schröder den Hamlet spielten, so verhielten sich ihre Personen zu ihrer Rolle wie der Stoff zur Form, wie der Körper zur Idee, wie die Wirklichkeit zur Erscheinung. Eckhof war gleichsam der Marmor, aus dem sein Genie einen Hamlet formte; und weil seine (des Schauspielers) Person in der künstlich Person Hamlets völlig untergieng, weil bloß die Form (der Character Hamlets) und nirgends der Stoff (nirgends die wirkliche Person des Schauspielers) zu bemerken war – weil alles an ihm bloß Form (bloß Hamlet) war, so sagt man, er spielte schön. Seine Darstellung war im großen Stil, weil sie erstlich völlig objectiv war und nichts subjectives sich mit

einmischte; zweytens, weil sie objectiv nothwendig, nicht zufällig war (wovon die Erläuterung bei einer andern Gelegenheit).

2.

Wenn Madame Albrecht eine Ophelia spielt, so erblickte man zwar die Natur des Stoffes (die Person der Schauspielerinn) nicht, aber auch nicht die reine Natur des Darzustellenden (die Person der Ophelia), sondern – eine willkührliche Idee der Schauspielerinn. Sie hatte sich nemlich einen subjectiven Grundsatz – eine Maxime – gemacht, den Schmerz, den Wahnsinn, den edlen Anstand gerade so vorzustellen, ohne sich darum zu kümmern, ob dieser Vorstellung Objectivitaet zukommt oder nicht. Sie hat also nur Manier, keinen Stil gezeigt.

3. Wenn Herr Brücke einen König spielt, so sieht man die Natur des Mediums über die Form (die Rolle des Königs) herrschen, denn aus jeder Bewegung blickt der Schauspieler (der Stoff) eckelhaft und stümperhaft hervor. Man sieht sogleich die niedrige Wirkung des Mangels, weil es dem Künstler (hier dem Verstand des Schauspielers) an Einsicht fehlt, den Stoff (den Körper des Schauspielers) einer Idee gemäß zu formen. Die Darstellung ist also elend, weil sie zugleich die Natur des Stoffs und die subjektiven Schranken des Künstlers offenbart.

Bey Zeichnenden und bildenden Künsten fällt es leicht genug in die Augen, wieviel die Natur des Darzustellenden leidet, wenn die Natur des Mediums nicht völlig bezwungen ist. Aber schwerer dürfte es seyn, diesen Grundsatz nun auch auf die poetische Darstellung anzuwenden, welche doch schlechterdings daraus abgeleitet werden muß. Ich will versuchen, Dir einen Begriff davon zu geben.

Auch hier, versteht sich, ist noch gar nicht von dem Schönen der Wahl die Rede, sondern bloß von dem Schönen der Darstellung. Es wird also vorausgesetzt, der Dichter habe die ganze Objectivität seines Gegenstandes wahr, rein und vollständig in seiner Einbildungskraft aufgefaßt – das Object stehe schon idealisirt (d. i. in reine Form verwandelt) vor seiner Stelle, und es komme bloß darauf an, es außer sich darzustellen. Dazu wird nun erfodert, daß dieses Object seines Gemüths von der Natur des Mediums, in welchem es dargestellt wird, keine Heteronomie erleide.

Das Medium des Dichters sind Worte; also abstrakte Zeichen für Arten und Gattungen, niemals für Individuen; und deren Verhältnisse durch Regeln bestimmt werden, davon die Grammatik das System enthält. Daß zwischen den Sachen und den Worten keine materiale Aehnlichkeit (Identität) statt findet, macht gar keine Schwierigkeit; denn diese findet sich auch nicht zwischen der Bildsäule und dem Menschen, dessen Darstellung sie ist. Aber auch die bloß formale Aehnlichkeit (Nachahmung) ist zwischen Worten und Sachen so leicht nicht. Die Sache und ihr Wortausdruck sind bloß zufällig u: willkürlich (wenige Fälle abgerechnet), bloß durch Uebereinkunft miteinander verbunden. Indessen würde auch dies nicht viel zu bedeuten haben, weil es nicht darauf ankommt, was das Wort an sich selbst ist, sondern welche Vorstellung es erweckt. Gäbe es also überhaupt nur Worte oder Wortsätze, welche uns den individuellsten Charakter der Dinge, ihre individuellsten Verhältnisse, und kurz die ganze objektive Eigenthümlichkeit des Einzelnen vorstellten, so käme es gar nicht darauf an, ob dies durch Convenienz, oder aus innerer Nothwendigkeit geschähe.

Aber eben daran fehlt es. Sowohl die Worte, als ihre Biegungs- und Verbindungsgesetze sind ganz allgemeine Dinge, die nicht einem Individuum, sondern einer unendlichen Anzahl von Individuen zum Zeichen dienen. Noch weit mißlicher steht es um die Bezeichnung der Verhältnisse, welche nach Regeln bewerkstelligt wird, die auf unzählige und ganz heterogene Fälle zugleich anwendbar sind, und nur durch eine besondere Operation des Verstandes einer individuellen Vorstellung angepaßt werden. Das darzustellende Objekt muß also, ehe es vor die Einbildungskraft gebracht und in Anschauung verwandelt wird, durch das abstrakte Gebiet der Begriffe einen sehr weiten Umweg nehmen, auf welchem es viel von seiner Lebendigkeit (sinnlichen Kraft) verliert. Der Dichter hat überall kein anderes Mittel, um das besondere darzustellen, als die künstliche Zusammensetzung des Allgemeinen „der eben jetzt vor mir stehende Leuchter fällt um“ ist ein solcher individueller Fall, durch Verbindung lauter allgemeiner Zeichen ausgedrückt.

Die Natur des Mediums, dessen der Dichter sich bedient, besteht also „in einer Tendenz zum Allgemeinen,“ und ligt daher mit der Bezeichnung des Individuellen (welches die Aufgabe ist) im Streit.

Die Sprache stellt alles vor den Verstand, und der Dichter soll alles vor die Einbildungskraft bringen (darstellen); die Dichtkunst will Anschauungen, die Sprache gibt nur Begriffe.

Die Sprache beraubt also den Gegenstand, dessen Darstellung ihr anvertraut wird, seiner Sinnlichkeit und Individualität, und drückt ihm eine Eigenschaft von ihr selbst (Allgemeinheit) auf, die ihm fremd ist. Sie mischt – um mich meiner Terminologie zu bedienen – in die Natur des Darzustellenden, welche sinnlich ist, die Natur des Darstellenden, welche abstrakt ist, ein, und bringt also Heteronomie in die Darstellung desselben. Der Gegenstand wird also der Einbildungskraft nicht als durch sich selbst bestimmt, also nicht frey, vorgestellt, sondern Gemodelt durch den Genius der Sprache, oder er wird gar nur vor den Verstand gebracht; und so wird er entweder nicht frey dargestellt, oder gar nicht dargestellt, sondern bloß beschrieben.

Soll also eine poetische Darstellung frey seyn, so muß der Dichter „die Tendenz der Sprache zum Allgemeinen durch die Größe seiner Kunst überwinden, und den Stoff (Worte und ihre Flexions- und Constructions-Gesetze) durch die Form (nehmlich die Anwendung derselben) besiegen.“ Die Natur der Sprache (eben diese ist ihre Tendenz zum Allgemeinen) muß in der ihr gegebenen Form völlig untergehen, der Körper muß sich in der Idee, das Zeichen in dem Bezeichneten, die Wirklichkeit in der Erscheinung verlieren. Frey und siegend muß das Darzustellende aus dem Darstellenden hervorscheinen, und trotz allen Feßeln der Sprache in seiner ganzen Wahrheit, Lebendigkeit und Persönlichkeit vor der Einbildungskraft dastehen. Mit einem Wort: Die Schönheit der poetischen Darstellung ist „freie Selbhandlung der Natur in den Feßeln der Sprache.“

(Die Fortsetzung künftigen Posttag.)

## **An Gottfried Körner.**

**Jena den 15. März [Freitag] 93.**

Ich hatte wieder eine Zeitlang Anfälle meines Uebels und bin jetzt noch gar nicht recht im Stande; der Frühling bringt wieder alles bei mir in Bewegung. Erwarte deswegen heute nichts ausführliches von

mir. Huber war 2 Tage hier und hat bei Schütz logirt. Ich habe ihn wenige Zeit allein sprechen können. Seiner Aeußerung nach ist der Schritt, seine Entlassung betreffend, eine geschehene Sache die sich nicht ändern läßt und die er für Uebereilung erkennt. Nimmt man ihn bey dem Wort, so wird er in der Schweiz seinen Sitz aufschlagen, und von einer politischen Zeitschrift, die französischen Angelegenheiten betreffend, leben, worüber er eben jetzt mit Voss in Berlin unterhandelt. Sein Vater, sagt er, könne das Geschehene zwar noch nicht recht verschmerzen, er ergebe sich aber darein, und spreche schon davon, auch seine Mutter dazu zu vermögen. Er will, nachdem er sich in Dresden gezeigt hat, sechs Wochen im väterlichen Hause noch zubringen u: sich dann auf die Reise machen. Über seine Verbindung mit der F. ist sein Entschluß gefaßt. Forster selbst ist der einzige, der bei dieser Sache noch etwas gewinnt. In seinen jetzigen Umständen, wo er alles auf das Spiel setzen muß, kommt es ihm sehr zu statten, daß er für keine Frau zu sorgen hat. Die Kinder werden getheilt, und eins behält der Vater, das andre die Mutter.

Du hast keinen Besuch von ihm zu fürchten. Er hat es begriffen, daß er Dich nicht sehen kann. Aber nach Dresden muß er, wie er sagt; der Graf Görz hat ihm in Frankfurt einen Brief gebracht, worin ihm angedeutet wurde, dem Grafen das Archiv zu übergeben und sich in Dresden zu stellen. Auf diese Andeutung, die von mehreren Winken über seine verdächtigen Grundsätze begleitet war, hat er eben jenen Brief geschrieben, worin er um seine Entlassung bittet. Mehrere Monate vorher schon soll ihn Lucchesini aus Frankfurt haben entfernen wollen, welches er nach Hofe berichtete. Man ließ ihn viele Wochen ohne Antwort, biß endlich Graf Görz mit jenem Auftrag an ihn geschickt wurde.

Wie tief er sich eigentlich eingelassen, weiß ich nicht; mir versichert er, er habe keine Ursache zum Verdacht gegeben, aber da der Verdacht doch da sey, so habe er es für unmöglich gehalten, länger in seinem Posten zu bleiben.

Graf Redern hat ihn in Weimar gesprochen und ihm seine Übereilung vorgestellt. Er hat aber weiter nichts ausgerichtet, als das er jezt zwar einsieht zu rasch gehandelt zu haben, aber den Schritt nicht mehr zurück thun kann.

Ueber D. hat er kein Wort verloren, und ich auch nicht. Weil ich in der kurzen Zeit, wo ich ihn allein hatte, den Auftrag wegen d. Briefe anzubringen vergaß, und ihn nachher nicht mehr zu sehen kriegte, so habe ich es ihm geschrieben, und zugleich dafür gesorgt, daß ihm der Brief eigenhändig zugestellt wird.

Ich denke, Du solltest und könntest ihn jetzt vergessen. Dir selbst hast Du darüber, daß Du ihn besser beurtheiltest, als er verdiente, keine Vorwürfe zu machen. Der Irrthum war sehr verzeihlich, und seine Folgen sollen, wie ich hoffe, nicht so schlimm seyn, als Deine jetzige leidenschaftliche Stimmung Dich fürchten läßt. D. weiß jetzt genug, um sich zu seinem Verlust Glück zu wünschen. Sie wird ihn vergessen, und Du wirst dazu beytragen, ihr dieses zu erleichtern. Von der Ankunft der Herzogin von Kurl. bei euch verspreche ich mir viel Gutes für D. Hörtest Du nichts mehr von Kunzen, und ob er Absichten hat? Es wäre gar schön, wenn die Herzoginn diese Verbindung zu Stande brächte.

Deine 2 Briefe will ich über 14 Tage beantworten, weil ich diese u: die nächste Woche damit zu thun habe, meine Vorlesung zu schließen. Deine Einwürfe habe ich schon angefangen zu beantworten, aber ich brauche einige ganz freie Tage dazu, diese Materie ins Klare zu setzen. Dein letzter Brief enthält herrliche Ideen, aber auch davon werde ich noch ausführlich schreiben. Laß mich bald wieder von Dir und den Deinigen hören, und besonders, daß Du heiterer bist. Es wäre herrlich, wenn wir diesen Sommer eine Zeitlang hier beysammen sein könnten.

Tausend Grüße an alle

D.

S.

## **An Gottfried Körner.**

**Jena den 22. März [Freitag] 93.**

Meinen Brief wirst Du, wie ich hoffe, nun schon seit 8 Tagen haben. Ich hatte wieder einige ganz leidliche Tage, heute aber hat es mich wieder mitten unter der Vorlesung überfallen. Meine Existenz wird

durch diese elenden Zufälle so zerrissen, daß ich in nichts recht fortfahren kann. In vier Tagen bin ich mit meinen Vorlesungen zu Ende, und dann kann ich unsere ästhetische Correspondenz wieder vornehmen, worauf ich mich freue.

Huber hat mir geantwortet, daß die bewußten Briefe sich noch unter seinen Sachen in Frankfurt befänden, und also nicht eher, als biß er dahin zurückreiste, verabfolgt werden könnten. Er will sie an mich schicken, und seine Briefe wirst Du mir also zuschicken. Wenn es geschehen darf, so möchte ich doch einen einzigen von denjenigen Briefen lesen, die er seit 2 biß 3 Jahren an D. geschrieben hat. Kannst Du es mit Deiner Zeit und D. Gewissen verantworten, so schreibe mir doch einen davon ab, oder bitte D. mir das Original zu schicken, ehe sie es mit den übrigen einsiegelt. Es ligt mir daran zu wissen, welchen Grad der Unwahrheit gegen sie er sich erlaubt hat. Von nun an, dächte ich, könntet ihr ihn völlig vergessen und ignoriren. Wäre hier Rache nöthig, so würde ich sagen, daß die F\*\* sie reichlich an ihm ausüben wird.

Uebrigens ist er jetzt sehr à son aise. Er will gehört haben, daß man ihm eine Pension von 200 Thlrn. lassen werde. Zweyhundert Carolin hat ihm Voß in Berlin für seine Politische Zeitschrift jährlich zugesagt. Mit seinem Vater steht er gut, wie er schreibt, und von seiner Mutter hofft er, sie werde sich geben. Ueber das übrige mehr wenn ich besser bin. Jetzt ist meine Schreibkraft erschöpft.

Lebe wohl und grüße M. u. D. herzlich von uns. Mache ja, ich bitte Dich, daß Dein Plan mit Jena zu Stande kommt. Das wäre mir eine frohe Aussicht für dieses Jahr.

S.

## **An Gottfried Körner.**

**Jena, den 7. April [Sonntag] 93.**

Heute habe ich endlich meinen Auszug in den Garten gehalten, und bin nicht wenig froh, daß ich Feld und Himmel sehe. Diesen ganzen Winter kam ich kaum 5 mal ins Freie, und nun ist mir zu Muth wie

einem Gefangenen, der zum erstenmal wieder ans Tageslicht kommt. Jetzt erwarten mich noch 5 Tage, die ich einer nicht gar angenehmen Arbeit widmen muß, dann komme ich zu meiner Schönheit und zu unserer Correspondenz zurück.

Unsre Zusammenkunft im Sommer wird uns sehr wohl thun, und sie macht mir schon jetzt in der Erwartung frohe Augenblicke. In unserm Stadtlogis könnt Ihr zwar nicht wohnen, denn das haben wir ganz aufgegeben, weil es keine Küche hat, und wir jetzt eine eigene Ménage angefangen haben. Meine Gesundheit vertrug sich mit der Kost nicht länger, die wir bei unseren Mlles hatten. Dieser Umstand darf euch aber gar nicht verlegen machen, denn aller Wahrscheinlichkeit nach miethe ich mir noch im Sommer eine neue Wohnung in der Stadt, die dann zu eurer Disposition ist; und sollte ich vor Michaelis keine finden, die unbesetzt wäre, so sind mir jetzt schon verschiedene Wohnungen bekannt, die auf einige Wochen zu haben seyn werden. Du darfst mir nur in dieser Zeit einmal bestimmt schreiben, wieviel Zimmer, Betten u. dgl. Du nöthig haben wirst.

Herrn von Münchhausen habe ich gesprochen, und einen interessanten Mann an ihm gefunden. Er ist zwar keiner von denen, die sich im ersten Augenblick entschleyern, und wir waren kaum eine Stunde beysammen; aber er wurde doch am Ende ziemlich warm, und wahrscheinlich wären wir uns näher gekommen, wenn nicht ein Besuch uns unterbrochen hätte. Ich vergaß ihn nach dem Namen seines Guts zu fragen; schreibe mir es doch, wenn Du es weißt.

Du schreibst noch von andern Dresdner Menschen, die nach Jena kommen würden. Wer sind diese?

Zu meinem Kallias macht Ramberg eine Zeichnung, die gestochen wird und dann mir bleibt. Ich habe ihm völlig freye Wahl gelassen, und bin nun voller Erwartung, was er erfunden haben mag. Von Lottchen herzliche Grüße an Dich und von uns beiden an Minna und Dorchen. Lebewohl und laß bald von Dir hören.

Dein

S.

**An Gottfried Körner.**

**Jena d. 5. May [Sonntag] 93.**

Ich habe Dich lange auf Nachrichten von mir warten lassen und auch heute erhältst Du nur einige Zeilen. Mein Uebel hat mir in diesem unfreundlichen April sehr hart zugesetzt, und alle Lust am Denken und am Schreiben verdorben. Gerne hätte ich unsern ästhetischen Briefwechsel wieder fortgesetzt, aber einige dringendere Arbeiten müssen noch vorher expedirt seyn. Darunter gehört vorzüglich die Revision meiner Gedichte, von denen ich vorjetzt einige zum Abdruck bereit halten muß. Ich fürchte, die Correctur wird sehr streng und zeitverderbend für mich seyn; denn schon die Götter Griechenlands, welches Gedicht beinahe die meiste Correction hat, kosten mir unsägliche Arbeit, da ich kaum mit 15 Strophen darin zufrieden bin. Noch weit mehr Arbeit werden mir die Künstler machen, und an die neuen in petto will ich noch gar nicht denken. Meine Sammlung wird, 3 neue Gedichte mit eingerechnet, nicht über 20 Stücke enthalten. Suche sie doch aus. Ich möchte gerne wissen, ob wir in der Wahl übereinstimmen.

Ich lasse sie hier drucken, weil mir alles daran ligt, die Correctur selbst zu haben. Die Schwärze abgerechnet, für die vielleicht sich noch Rath schaffen läßt, wird die Schrift und die Behandlung der Didotschen nicht viel nachgeben. Ich kann es nicht gut leiden, daß Verse, auch wenn sie noch so lang sind, gebrochen werden; und um dieß zu verhüten lasse ich das größte Octav auf Schweizerpapier nehmen. Mehr als sechzehn Zeilen kommen nicht auf eine Seite zu stehen. Schon dieses macht die Edition splendor. Es ist mir alles unumschränkt überlassen, und da das ganze ohnehin nicht über 9 oder 10 Bogen beträgt, so bleibt das Buch immer wohlfeil, auch wenn das Papier noch so hoch zu stehen kommt.

Über meine Schönheitstheorie habe ich unterdessen wichtige Aufschlüsse erhalten, und ein bejahendes objectives Merkmal der Freiheit in der Erscheinung ist nun gefunden. Ich habe zugleich meinen Kreis erweitert, und meine Ideen auch an der Musik geprüft, soweit ich mit Sulzern und Kirchbergern kommen konnte. Darüber erwarte ich von Dir noch mehr Licht; aber das wenige was mir jetzt aufgegangen ist, gibt meiner Theorie eine herrliche Bestätigung. Solltest Du ein Buch über Musik für mich wissen, so melde mirs doch.

Ich muß schließen; wenn die Herzogin noch bei euch ist, so empfehl mich ihrem Andenken. Sie war vor einigen Jahren so höflich, mich grüßen zu lassen. Herzliche Grüße an M u. D.

Dein

S.

## **An Gottfried Körner.**

**Jena, den 27. May [Montag] 93.**

Du mußt jetzt viele Geduld mit mir haben, und mir großmüthig creditiren. Das alte Uebel regt sich bey diesem unbeständigen Wetter so oft und hält gewöhnlich so hartnäckig an, daß ich immer von 3 Tagen 2 verliere, und in den guten Intervallen eilen muß, um nur das nothwendige an meine Geschäften zu fertigen. Die Thalia darf nicht in Stocken gerathen und ich werde durch meine Mitarbeiter gar zu schlecht unterstützt. Deßwegen habe ich mich dieser Tagen mit 2 Aufsätzen dafür beschäftigt. Der eine handelt von Anmuth und Würde, der andre ist über pathetische Darstellung. Ich glaube daß beide Dich interessiren werden.

Was Du mir über meine Revision der Gedichte schreibst, finde ich sehr richtig, und so überzeugend, daß ich große Lust habe, dieser Stellen Deines Briefs in meiner Vorrede zu den Gedichten zu erwähnen.

Vor der Durchsicht der Künstler ist mir am wenigsten bange. Meine Ideen über Kunst haben sich seit der Zeit merklich erweitert, meine Gesichtspunkte sich verändert, manche Meinungen sich ganz und gar widerlegt. Doch muß ich gestehen, daß ich noch sehr viel philosophisch richtiges in d. Künstlern finde und darüber ordentlich verwundert bin. Ueber den Gang des ganzen Gedichts fürchte ich, mein Urtheil zu sagen. Er befriedigt mich gar zu wenig.

Unter den Gedichten, denen Du das Leben schenkst, fehlen noch einige wenige, die mir der Erhaltung werth schienen. Hektor und Andromacha ist eins meiner besten und auch Amalia im Garten verdient Pardon. Unter denen an Laura ist das: Die Entzückung: vergessen, welches eins der fehlerfreyesten ist. Laura am Clavier hätte ich Lust aufzuopfern. Es freut mich, daß Du der berühmten Frau hast Gnade widerfahren lassen.

Sobald die Götter Griechenlands segelfertig sind, sollen sie Dir vorgelegt werden. Ich denke Du sollst gestehen, daß mich die Musen noch nicht verlassen haben, und daß die Critik die Begeisterung nicht verscheuchte. Beiliegende Broschüre ist der Pendant zu Deiner Predigt; aber ich habe ein Interesse mehr als Du, sie Deiner Bestellung zu empfehlen. Sie ist von meinem Vater; und warum sie gedruckt ist, wirst Du aus dem Inhalt ersehen. Ich wünschte gar angelegentlich, daß Du die beyliegenden 3 Exemplare in diejenigen Hände brächtest, wo sie am besten angelegt sind – um Aufmerksamkeit auf d Verfasser zu erregen. Du thust mir einen großen Gefallen, wenn Du machen kannst, daß der Inhalt derselben in Dresden zur Sprache kommt.

H. v. Gleichen wird jetzt ohne Zweifel in Dresden angekommen sein. Seine Bekanntschaft wird Dir und der Minna vielleicht nicht unlieb seyn. Er liebt und versteht Kunst, mahlt schon ganz artig Landschaften in Öl und hat auch über die Theorie der Kunst nachgedacht. – An Kopf fehlt es ihm gar nicht, aber an Wissen. Er privatisirt in Rudolstadt bey einem sehr artigen Vermögen, und ist dort etwas träg geworden. Uebrigens ist er ein sehr braver Mensch, und einer meiner bessten Freunde in hiesiger Gegend. Seine Frau ist ein sanftes und gutmüthiges Geschöpf, eine der ältesten Bekannten meiner Lotte. Du wirst es beyden bald abmerken, daß Du Dich nicht vor ihnen zu geniren brauchst; vielmehr hoffe ich, daß sie Dir eine angenehme Gesellschaft seyn werden. Vielleicht verschaffen sie auch der Minna Unterhaltung, wenn ihr einander etwas näher kommt.

Lebewohl und grüße Dich selbst und Minna recht herzlich von uns beyden. Es ist Schade, daß Du nicht hier seyn kannst, die Inoculation vornehmen zu lassen. Es wird jetzt stark inoculirt, und viele fremden Kinder sind hergeschickt worden. Alles geht glücklich von statten.

Dein

S.

**An Gottfried Körner.**

**Jena, den 20. Juni [Donnerstag] 1793.**

Ich habe lange geschwiegen, aber ich denke diese Beilage soll mich hinlänglich rechtfertigen. Du hast aber auch ebenso lange geschwiegen – wirst Du auch eine Entschuldigung haben?

Ich habe diesen Aufsatz in nicht gar 6 Wochen verfertigt. Urtheile daraus, ob ich fleißig bin, und fleißig genug für einen Kranken.

Diese Arbeit hat mir viel Freude gemacht, und, ich denke, keine ganz ungegründete. Betrachte sie als eine Art von Vorläufer meiner Theorie des Schönen. Eins weiß ich voraus, wo ich Dich sehr auf meiner Seite haben werde, und ich bin begierig zu erfahren, ob ich Dir darin werde genug gethan haben.

An meine Zergliederung des Schönen werde ich mich bald machen. Ich werde sie in Briefen an den Prinzen von Augustenburg abhandeln, mit dem ich jetzt schon über diese Materie correspondire. Ich bin ihm einen öffentlichen Beweis von Aufmerksamkeit schuldig, und weiß, daß er nicht unempfindlich dagegen ist. Außerdem habe ich bei einer solchen Einkleidung den großen Vortheil, daß eine freiere und unterhaltende Behandlung mir gleichsam Pflicht wird, und daß ich mir aus meiner Unkunde im Dogmatisiren hier noch ein Verdienst machen kann, weil solche Briefe an einen solchen Mann es nicht wohl erlauben würden.

In der Theorie des Schönen werde ich auch die Principien der schönen Kunst abhandeln, und da denke ich etwas zu leisten.

Meine Gedichte sollen aber deswegen nicht liegen bleiben. Aber schnell rücken sie freilich nicht vor.

Glaubst Du es nicht möglich machen zu können, daß Du zeitiger hier seyn kannst? Ich bin ungeduldig auf unsere Geistesergießungen, und dann möchte ich auch durch Dich mit musikalischen Ideen bekannt werden, weil ich diese Kunst nicht zurücklassen kann und will.

Empfehl mich an Gleichens, wenn Du sie siehst.

Dein

S.

## **An Gottfried Körner.**

**Jena den 1. Juli [Montag] 1793.**

Es wäre mir jetzt einer neuen Ursache wegen lieb, wenn wir noch im Julius hätten zusammen kommen können. Meine Frau ist in

Umständen, die vermuthen lassen, daß sie schwanger ist, obgleich wieder andere Zeichen fehlen. Schon vor 7 Wochen hat Stark den Ausspruch gethan, sie sey guter Hoffnung, nachher wurde er wieder irre, und jetzt spricht er wieder davon. Wäre sie schwanger, so würde Ihrer Rechnung nach die Niederkunft gegen Ende Septembers oder Anfang Octobers erfolgen. Wäre sie es aber nicht, so müßte ernstlich auf eine Kur gedacht werden. Da ich nun diesen Herbst in mein Vaterland gehe, so müßte ich diese Reise – im Fall der wirklichen Schwangerschaft – gleich zu Anfang Augusts antreten; und wenn sie nicht schwanger ist, so muß ich mich nach einem andern Arzt umsehen, denn Stark ist bei chronischen Krankheiten gar nachlässig, und hat uns beide schon sehr versäumt. Diese Ungewißheit, was zu hoffen oder zu fürchten ist, beunruhigt mich sehr, und da ich vollends in meinen Arzt kein Vertrauen setzen kann, so weiß ich mir gar nicht zu rathen. Solange ihre Umstände noch zweifelhaft sind, kann der Arzt auch keinen festen Plan befolgen, weil das, was gegen die Krankheit gethan werden müßte, dem Kinde schaden würde. Die Krämpfe meiner Frau sind jetzt auch stärker, und kommen häufiger zurück, und manchmal ist mir sogar vor einer Auszehrung bange.

Da alle diese Umstände mir es so ungewiß machen, ob ich im August noch werde hier seyn können, so wünschte ich eben deßwegen, daß wir uns hätten früher sehen können. Ich möchte Deine Reise und unsere Zusammenkunft gerne von allen diesen Vorfällen unabhängig wissen, und das würde sein, wenn sie in 14 oder 18 Tagen erfolgen könnte.

Wenn Du nicht hieher kommen könntest oder wolltest, so käme ich mit meiner Frau sehr gerne nach Leipzig zu euch, und bliebe dort, solange als Du wolltest. Oder bestimme sonst einen Ort, welchen Du willst. Ich wollte das Bad in Ronneburg vorschlagen, wo wir alle zusammen ganz ohne Zwang leben und zugleich vom Bade profitiren könnten. Es soll dort ein sehr angenehmer Aufenthalt und wohlfeil zu leben seyn. Kurz, denke Dir irgend etwas aus, das uns früher zusammenführen könnte, wenn auch schon auf mein Theil die größere Mühe und die weitere Reise fällt. Nur von Dresden selbst und der Nachbarschaft muß Du, um Deiner selbst willen, weg; denn

Deine Gesundheit fodert eine Veränderung des Platzes, und uns würde die Reise dahin doch zu weit sein.

Meine schwäbische Reise kann ich und darf ich nicht aufgeben, denn die ganze Hofnung meines Vaters beruht darauf, und ich bin ihm diese Liebe schuldig. Er ist im October 70 Jahr alt, und also läßt sich mit ihm nichts aufschieben. Auch fodert es die Gesundheit meiner Frau aufs dringendste, geschicktere und sorgfältigere Aerzte zu gebrauchen, wenn es mit der Schwangerschaft nichts seyn sollte. Ich rechne sehr auf Gmelin in Heilbronn, wo ich meinen Wohnsitz aufzuschlagen gedenke. Für meine eigenen Umstände erwarte ich sehr viel von der Luft des Vaterlandes, und meine Absicht ist den Winter dort zu bleiben.

Hier übersicke ich Dir abschlägl. 16 Ldor. Vor einigen Wochen habe ich endlich das sehnlich erwartete Geld aus Dänemark erhalten. Da ich eine große Reise vor mir habe, und die Unkosten nicht absehen kann, in die mich der Aufenthalt an einem fremden Ort, meine und meiner Frau Krankheit u. dgl. verwickeln dürften, so kann ich Dir nicht sogleich schicken, was ich gerne möchte, besonders da unsere Besoldungsgelder seit einiger Zeit nicht mehr richtig einlaufen, und Göschen mich seit geraumer Zeit nicht bezahlt hat. Solltest Du aber vor der Hand mehr brauchen, so will ich hoffen, daß Du mich nicht auf Deine Unkosten schonest; denn Göschen muß herausrücken, sobald Du willst, und ich erwarte hierüber bloß einen Wink von Dir.

Jetzt bitte ich Dich um alles in der Welt, darauf zu denken, daß wir uns gewiß sehen. Gewiß ist es aber nicht, wenn wir es auf den August aufschieben, wo die GesundheitsUmstände Deiner Kinder und der Zustand meiner Frau einen Querstrich dadurch machen können. Meine Schwester von der Solitude ist nicht gekommen, und wird es auch nun nicht mehr, da meine Mutter krank geworden, und sie nicht reisen kann. Meine Schwägerin ist auch nach Schwaben in ein Bad gereist, und so sind wir hier ganz verlassen, und niemand steht uns bey, wenn wir Hilfe nöthig haben sollten. Ich für meine Person befinde mich aber jetzt viel besser, als ich lange nicht gewesen; und wärest Du hier, ich würde Deiner einmal recht froh werden können. Wie lange es so halten wird, weiß der Himmel. Aber ich stärke mich doch in solchen freien Intervallen zu künftigen Prüfungen.

Tausend Grüße an Dich und Minna und Dorchen (die jetzt wohl zurück ist) von uns beiden.

Dein

S.

## **An Gottfried Körner.**

**Jena den 3. Juli [Mittwoch] 93.**

Nunmehr ist es durch die Aussage des Accoucheurs entschieden, daß meine Frau sich schon im siebenten Monat der Schwangerschaft befindet und also gegen Ausgang Septbers spätestens ihre Entbindung zu erwarten hat. Ich bitte Dich jetzt um alles, lass mich die Freude, die auf mich wartet, nicht mit dem Verlust einer andern büßen, auf die ich schon so sicher gerechnet hatte, und siehe zu, daß Du gegen die Mitte dieses Monats die Reise zu uns antreten kannst. Ich muß jetzt schlechterdings in der ersten Woche des August fort, damit meine Frau einen ganzen Monat wenigstens vor ihrer Entbindung in Ruhe bleiben kann; und in der ersten Zeit unsrer Ankunft in Schwaben ist noch an keine Ruhe zu denken. Auch müssen wir uns dort erst einrichten, Anstalten treffen u. dgl., wobey leicht 4 Wochen hingegen. Kurz, Du siehst, daß keine Zeit zu verlieren ist; und nun hoffe ich, Du wirst Dein Möglichstes thun.

Ich kann Dir übrigens nicht genug sagen, wie wohl mir jetzt ums Herz ist, daß ich erstlich von der Unruhe befreyt bin, die mir die unerklärbaren und bedenklichen Zufälle meiner Frau schon seit 3 Monaten verursacht haben, und nun auch die Vollendung häußlicher Glückseligkeit von jetzt an entgegensehen kann. Ich brauchte oft den ganzen Beystand der Philosophie, um bey dem Anblick meiner leidenden Lotte, und bey dem Gefühl meiner eigenen verfallenden Gesundheit frischen Muth zu behalten. Jetzt bin ich die Hälfte meines Leidens los, und aus der andern, die mich selbst betrifft, mache ich mir jetzt auch viel weniger. Es ist mir, als wenn ich die auslöschende Fackel meines Lebens in einem andern wieder angezündet sähe, und ich bin ausgesöhnt mit dem Schicksal.

Auch verspricht mir diese große Veränderung eine vortheilhafte Krise für die Gesundheit meiner Frau, und der Arzt versichert mir, daß er die beste Wirkung davon hoffe. Auf mich selbst wird die

Verbesserung ihrer Gesundheit, und die freudenvolle Epoche, die mich erwartet, gewiß einen guten Einfluß haben. Geht nun auch das Wochenbett glücklich vorüber, und will mir der Himmel Mutter und Kind erhalten, so fehlt mir nichts wesentliches mehr zu meiner Zufriedenheit. Lebe wohl und erfreue mich bald mit einer Antwort, wie ich sie wünsche.

Dein

S.

## **An Gottfried Körner.**

(Den 22. abgeschickt.)

**Jena, den 17. Juli [Mittwoch] 1793.**

Es ist also mit unsrer Zusammenkunft vorbei. Ich will mich um der Ursache willen, die sie von meiner Seite rückgängig macht, in diese fehlgeschlagene Hoffnung finden. Gegen die Gründe, die Du anführst, ist nichts einzuwenden. In Deiner Stelle würde ich auch nicht anders handeln. Du hast recht: wir wollen einander nicht weich machen; denn in einem Jahre, wo nicht früher, sehen wir uns doch gewiß wieder. Ich habe zu meiner Gesundheit ein weit besseres Vertrauen, als ich seit langer Zeit nicht hatte, und die Umstände meiner Frau werden mir jetzt auch erträglicher, weil ich von ihrer Schwangerschaft eine gute Krise aller bisherigen Krämpfe erwarte. Die schönen Aussichten, die ich vor mir habe, erhellen mir das Herz. Ich werde zugleich die Freuden des Sohnes und des Vaters genießen, und es wird mir zwischen diesen beiden Empfindungen der Natur innig wohl seyn. Meine Abreise wird wahrscheinlich nunmehr früher vor sich gehen, vielleicht gleich mit Anfang August; denn je näher an der Zeit der Entbindung, desto leichter können eintretende Krämpfe üble Folgen haben.

Die Liebe zum Vaterland ist sehr lebhaft in mir geworden, und der Schwabe, den ich ganz abgelegt zu haben glaubte, regt sich mächtig. Ich bin aber auch elf Jahre davon getrennt gewesen, und Thüringen ist das Land nicht, worin man Schwaben vergessen kann. Den Herzog von Würtemberg sehe ich schwerlich, denn mein Aufenthalt ist in Heilbronn, und Stuttgart werde ich nicht besuchen.

Ich habe schon meine Wohnung dort ausgemacht, und man hat mir vorläufig von dorthier schon viele Höflichkeit versichert. Auf Gmelins Bekanntschaft und magnetische Geschicklichkeit bin ich sehr neugierig. Er schreibt mir, daß er mit großen magnetischen Curen sich nicht mehr abgebe, aber daß seine Ueberzeugung von der Wirksamkeit dieses Mittels nicht vermindert sei. Ich werde Dir ausführlich Bericht abstaten, wie ich es gefunden habe.

Die Kalb hat wieder angefangen sich zu regen. Sie hat mich gebeten, ihrem Sohn einen Hofmeister ausfindig zu machen, und ich übernahm diesen Auftrag mit um so größerer Bereitwilligkeit, je wichtiger es mir ist, ihr zu zeigen, daß sie in jeder schicklichen und gerechten Sache auf mich rechnen kann. Kaum erklärte ich ihr meine Bereitwilligkeit dazu, so bin ich auch sogleich mit Brief über Brief belagert und erhalte eine schöne Versicherung nach der andern. Nach Dir erkundigt sie sich fleißig, und ich sehe wenigstens daraus, daß ihr Deine gute Meinung sehr wichtig ist. Ihr Kopf scheint mir noch nicht ganz geheilt, und angespannt ist sie mehr als je, aber die Oberfläche ist ruhiger, und ihre Ansprüche haben ihren Gegenstand verändert.

Hast Du Maimons Streifereien ins Gebiet der Philosophie gelesen? Du wirst viel Vortreffliches darin finden.

Lebe wohl und grüße M. und D. bestens von uns beiden. Meine Frau wird nächstens schreiben, wenn es ruhiger um uns ist, denn dieser Tage sind wir nicht viel zu uns selbst gekommen.

Dein

S.

## **An Gottfried Körner.**

**Heilbronn den 27. August [Dienstag] 93.**

Ich schreibe Dir sehr spät, lieber K., weil die Ermüdung von der Reise, übles Befinden und Zerstreuungen mich seither gar nicht zum Schreiben kommen ließen. Wir sind am 8ten des Monats nach einer zwar beschwerlichen, aber von allen üblen Zufällen freien, Reise glücklich hier angelangt. Meine Frau hat die Strapazen sehr gut ausgehalten, und befindet sich sehr wol. Mit mir ist es immer das alte. Die Meinigen fand ich wohl auf und wie Du denken kannst, sehr

vergnügt über unsere Wiedervereinigung. Mein Vater ist in seinem 70sten Jahre das Bild eines gesunden Alters; und wer sein Alter nicht weiß, wird ihm nicht 60 Jahre geben. Er ist in ewiger Thätigkeit und diese ist es was ihn gesund und jugendlich erhält. Meine Mutter ist auch von ihren Zufällen frey geblieben und wird wahrscheinlich ein hohes Alter erreichen. Meine jüngste Schwester ist ein hübsches Mädchen geworden, und zeigt viel Talent. Die zweyte Schwester versteht die Wirthschaft sehr gut, und führt jetzt in Heilbronn meine Oeconomie.

Es ist hier theurer zu leben als in Jena. Lebensmittel, Wohnung, Holz sind kostbare Artikel. Der hohe Preiß der ersten aus den Gasthöfen nöthigte mich, sogleich auf eine eigene Menage zu denken, und die Erfodernisse dazu haben mich freilich etwas beträchtliches gekostet. Aber demohngeachtet ist der Unterschied so beträchtlich, daß die ganze Auslage einer wirthschaftl. Einrichtung mit demjenigen bezahlt seyn wird, was ich durch eine eigene Oeconomie in 3 Monaten ersparen kann.

Ich war in Ludwigsburg und auf der Solitude ohne bey dem Schwabenkönig anzufragen. Dieser hat übrigens meinem Vater doch auf sein Ansuchen erlaubt, mich etlichemal in Heilbronn zu besuchen. Stuttgart habe ich noch nicht besucht, und auch noch wenige meiner alten academischen Bekannten gesehen. In Gmelin fand ich einen sehr fidelen Patron und einen verständigen Arzt. Für den Magnetismus ist er noch sehr eingenommen, übt ihn aber selten oder gar nicht mehr aus. So viel ich aus den wenigen Gesprächen urtheilen kann, in die ich mich mit ihm über diese Materie einließ, so wird mein Glaube daran eher ab-, als zunehmen. Gmelin ist zum wenigsten der Mann nicht, der über Selbsttäuschung hinweg wäre, und in seinen Anpreisungen des Mangnetism ist mir zu viel Neigung für das Wunderbare. Hier in Heilbronn zweifeln viele sehr vernünftige Leute, die noch dazu Gmelins Freunde sind. Aber ich will und kann noch nicht von dieser Materie urtheilen.

Hier habe ich noch nicht viele Bekanntschaften, weil ich mich meistens zu Hause hielt. Die Menschen sind hier freier, als in einer Reichsstadt zu erwarten war; aber wissenschaftliches oder Kunstinteresse findet sich blutwenig. Einige litterarische Nahrung verschafft mir eine kleine Lesebibliothek und eine schwach

vegetirende Buchhandlung. Der Nekarwein schmeckt mir desto besser, und das ist etwas, was ich auch Dir gönnen möchte. So enorm theuer dieses Jahr alles, und besonders der Wein ist, so trinke ich doch für dasselbe Geld noch einmal soviel Wein, als in Thüringen, und zwar vortrefflich. Meine Frau grüßt Dich, Minna und Dorchen herzlich und wird bald schreiben. Lebt alle glücklich und vergnügt und denkt unserer mit Liebe.

Dein

S.

Deinen Brief habe ich von Jena erhalten. Eine besondere adresse an mich ist nicht nöthig.

### **An Gottfried Körner.**

**Ludwigsburg, den 15. Sept. [Sonntag] 93.**

Wünsche mir Glück lieber Körner. Ein kleiner Sohn ist da; die Mutter ist wohlauf, der Junge groß und stark, und alles ist glücklich abgelaufen. Nicht 6 Tage waren wir hier angelangt, so ging es los.

Ich habe Heilbronn verlassen, wo mir alle häusliche Bequemlichkeit fehlte, und für diese große Entbehrung keine Entschädigung war. Hier bin ich vortrefflich logirt und meiner Familie, meinen Freunden um ein gutes Theil näher. Ludwigsburg ist von Stuttgart und der Solitude nur 3 Stunden. Die Stadt ist überaus schön und lachend, und ob sie gleich eine Residenz ist, so lebt man darin auf dem Lande. Der Herzog, scheint es, will mich ignoriren, und das ist mir gerade recht.

Dein

S.

### **An Gottfried Körner.**

**Ludwigsburg den 4. 8br [Freitag] 93.**

Meine kleine Familie ist noch immer recht wohl auf, und meine Frau ist ihrem Wochenbette von den alten Zufällen freier geblieben als jemals. Ich bin noch immer mit meinem alten Leiden geplagt, und die vaterländische Luft will noch gar keine Wirkung zeigen. Sonst bin ich mit dem hiesigen Aufenthalt ganz wohl zufrieden, die theure

Lebensart ausgenommen, die in manchem Artikel selbst die theuren Preise bei euch übersteigt.

Von meinen alten Bekannten sehe ich viele, aber nur die wenigsten interessiren mich. Es ist hier in Schwaben nicht soviel Stoff und Gehalt als Du Dir einbildest, und diesen wenigen fehlt es gar zu sehr an der Form. Manche, die ich als helle, aufstrebende Köpfe verließ, sind materiell geworden und verbauert. Bei einigen andern fand ich noch manche der Ideen im Gang, die ich selbst ehemals in ihnen niederlegte: ein Beweis, daß sie bloße Gefäße sind. Unter den Besten ist der M. Conz, den Du, glaube ich, auch hast kennen lernen, und der sich sehr verbessert hat. In einer neuen Schrift von ihm Analekten aus griechischen Dichtern etc. findest Du einige Stücke von vielem Gehalt, unter vielem mittelmäßigen freilich. Einer meiner ehemaligen familiärsten Jugendfreunde, D. Hoven von hier, ist ein brauchbarer Arzt geworden; aber als Schriftsteller, wozu er sehr viel Anlage hatte, zurückgeblieben. Mit ihm habe ich von meinem 13ten Jahre biß fast zum 21. alle Epochen des Geistes gemeinschaftlich durchwandert. Zusammen dichteten wir, trieben wir Medicin und Philosophie. Ich bestimmte gewöhnlich seine Neigungen. Jetzt haben wir so verschiedene Bahnen genommen, daß wir einander kaum mehr finden würden, wenn ich nicht noch medicinische Reminiscenzen hätte. Indessen hat doch die frühe Uebung im Styl und in der Poesie ihm viel genützt, denn von da hat er eine Darstellungsgabe in seine Medicin mit herübergebracht, die ihm die Schriftstellerey darinn sehr erleichtert. Unter den jungen Künstlern in Stuttgardt ist Dannecker, ein Bildhauer, der beste, und Hetschen weit vorzuziehen. Er hat in Rom, wo er viele Jahre lebte, seinen Geschmack sehr gut gebildet, hat sehr schöne Ideen und führt sie geistreich aus. Die Abhängigkeit von d. Herzog, der sie immer mit Arbeit drückt, schadet den hiesigen jungen Künstlern sehr. In Stuttgardt bin ich noch nicht gewesen; anfangs des Wochenbettes meiner Frau wegen, und jetzt will meine Gesundheit es nicht leiden. Der Herzog sucht etwas darinn, mich zu ignorieren; er legt mir aber gar nichts in d. Weg. Meinem Vater hat er auf sein Ansuchen ein Bad zu gebrauchen erlaubt, auf so lange Zeit, als er selbst will; und dieses Bad ist nicht weit von hier, so daß er glauben mußte, mein Vater

wolle bloß mir näher seyn. Alles wurde auf der Stelle bewilligt, so nöthig er auch meinem Vater in seinem Posten braucht.

Ich habe noch wenig arbeiten können; ja es gibt viele Tage, wo ich Feder und Schreibtisch hasse. So ein hartnäckiges Uebel, so sparsam zugewogene freie Intervallen drücken mich oft schwer. Nie war ich reicher an Entwürfen zu schriftstellerischen Arbeiten, und nie konnt ich, wegen des elendesten aller Hindernisse, wegen körperlichen Druckes, weniger ausharren. An größere Compositionen darf ich gar nicht mehr denken, und bin froh, wenn ich nur von Zeit zu Zeit ein kleines Ganze vollenden kann. – Ich habe jetzt wieder eine kleine Schrift, etwa wie Anmuth und Würde angefangen, die mir oft viele Freude macht. Sie handelt vom ästhetischen Umgang. Soviel ich weiß, hat man darüber noch nichts philosophisches, und ich hoffe, Du sollst an der Ausführung sehen, daß diese Materie von sehr vielem Interesse ist. Ueber das Naive werde ich gleichfalls einen kleinen Traktat, doch nur für die Thalia aufsetzen. Ich bin mit keiner Erklärung dieses Phänomens, wie sie in unsern Theorieen aufgestellt sind, zufrieden, und hoffe etwas darüber zu sagen, was mehr befriedigt.

Ich wünschte Du läsest die neue Schrift von Ramdohr: Charis oder über das Schöne in bildenden Künsten. Sie ist von zweyerley Seiten merkwürdig. Einmal als der elendeste Wisch von der Welt als Philosophie des Schönen betrachtet, was sie doch seyn soll: und dann wieder als ein sehr brauchbares, ja vortrefliches Werk, was die empirischen Regeln des Geschmacks in bildenden Künsten betrifft. Man sieht überall, daß dieser Mann mit vortreflichen Kunstwerken sehr vertraut ist, und daß es ihm gar nicht an Geist fehlt, seine Erfahrungen in Regeln zu ordnen; aber er ist verloren, wenn er zu den Principien hinaufsteigen will. Lies doch dieses Werk und sage mir Deine Meinung darüber.

Ich bin neugierig, welchen Nachfolger man Reinholden in Jena geben wird. Ich finde ihn schon nicht mehr, wenn ich zurückkomme. Fichte würde gewiß eine sehr gute Acquisition sein, und ihn, wenigstens dem Gehalt des Geistes nach, mehr als ersetzen.

Daß meine Krankheit mir in allem zuwider seyn muß! Ich könnte es wahrscheinlich durchsetzen, in Weimar bei dem jungen Prinzen als Instructor angestellt zu werden. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird

der Erziehungsplan mit ihm, da er jetzt doch zehn Jahr alt ist, erweitert, und da ich beim Herzog und auch bei der Herzogin sehr gut stehe, und man mir soviel weniger, als ich jetzt schon Besoldung ziehe, zu geben braucht, als einem anderen, so würde es gewiß gehen. Ich hätte dann in W. eine sehr erträgliche Existenz. Aber meine Zufälle lassen mich gar nicht daran denken, eine Verbindlichkeit zu übernehmen. Es wäre kein übler Posten bei unserem Prinzen, auch für künftige Hofnungen, die mir jetzt, da ich ein Kind habe, weniger gleichgültig sind.

Lebe wohl und laß mich bald etwas von Dir hören. Wenn ich diese Zeit her etwas seltener schrieb, so mußst Du es mir zu gut halten. Es soll alles wieder ins Geleis kommen, wenn ich erst ruhiger bin; und ich kann Dir versichern, Du bist jetzt beinahe der einzige, dem ich schreibe. Meine Frau grüßt herzlich; wenn es noch Zeit ist, wird sie vielleicht einige Zeilen beilegen. Minna ist doch, wie ich hoffe längst wieder wohl? Tausend Grüße an euch alle von uns und auch von dem kleinen Carl Fridrich Ludwig.

Sch.

PS. Der Brief ist einen Posttag liegen geblieben. Meine Frau erholt sich täglich mehr, und ist schon etlichemal spazieren gewesen.

## **An Gottfried Körner.**

**Ludwigsburg den 10. Dec. [Dienstag] 93.**

Ich habe es müssen darauf ankommen lassen, Dich diese Zeit über wegen meiner in Ungewißheit zu lassen, denn ich hatte ordentlich einen physischen Widerwillen gegen das Schreiben. Ein so hartnäckiges Uebel als das meinige, welches bey noch so mannichfaltigen Einwirkungen von aussen auch nicht die geringste Veränderung erfährt, weder zum Schlimmen noch zum Guten, müßte endlich auch einen stärkeren Muth als der meinige ist, überwältigen. – Ich wehre mich dagegen mit meiner ganzen Abstraktionsgabe, und wo es angeht mit der ganzen Fruchtbarkeit meiner Einbildungskraft, aber immer kann ich doch nicht das Feld behalten. – Seit meinem letzten Brief an Dich vereinigte sich sovieles, meine Standhaftigkeit zu bestürmen. Eine Krankheit meines Kleinen, von der er sich aber jetzt vollkommen wieder erholt

hat, meine eigene Krankheit, die mir so gar wenig freie Stunden läßt, die Unbestimmtheit meiner Aussichten in die Zukunft, da die Mainzer Aspecten sich ganz verfinstert haben, der Zweifel an meinem eigenen Genius, der durch gar keine wohlthätige Berührung von außen gestärkt und ermuntert wird, der gänzliche Mangel einer geistreichen Konversation, wie sie mir jetzt Bedürfniß ist! Bey dieser hinfälligen Gesundheit muss ich alle Erweckungs Mittel zur Thätigkeit aus mir selbst nehmen und anstatt einige Nachhülfe von aussen zu empfangen, muß ich vielmehr mit aller Macht dem widrigen Eindruck entgegenstreben, den der Umgang mit so heterogenen Menschen auf mich macht. Meine Gefühle sind durch meine Nervenleiden reizbarer und für alle Schiefheiten, Härten, Unfeinheiten und Geschmacklosigkeiten empfindlicher geworden. Ich fordre mehr als sonst von Menschen und habe das Unglück mit solchen in Verbindung zu kommen, die in diesem Stück ganz verwarloßt sind. Wäre ich mir nicht bewußt, daß die Rücksicht auf meine Familie den vornehmsten Antheil an meiner Hieherkunft gehabt hätte – ich könnte mich nie mit mir selbst versöhnen. Doch warum schlage ich Dich mit solchen Betrachtungen nieder und wozu hilft es mir? Gebe nur der Himmel, daß meine Geduld nicht reisse, und ein Leben, das so oft von einem wahren Tod unterbrochen wird, noch einigen Werth bey mir behalte. –

Laß es Dich also nicht wundern oder nimm es nicht empfindlich auf, wenn ich unter uns beiden jetzt der weniger thätige bin. Ich erinnere mich, daß ich das Gegentheil war, und es thut mir selbst am meisten leid, daß ich jetzt mehr empfangen muß, als ich geben kann. Ich will es nicht läugnen, daß ich eine Zeitlang empfindlich auf Dich war. Schon lange ist es blos meine Thätigkeit, die mir mein Daseyn noch erträglich macht, und es kann mir unter diesen Umständen begegnet seyn, daß ich diesen subjectiven Werth, den meine neueren Arbeiten für mich haben, für objektiv nahm, und beßer davon dachte, als sie wohl werth seyn mögen. Kurz, ich bildete mir ein, sowohl in meinen Briefen von vergangenem Winter, als in einigen neuern gedruckten Aufsätzen, Ideen ausgestreut zu haben, die einer wärmeren Aufnahme würdig wären, als sie bei Dir fanden. Bei dieser Dürre um mich her wäre es mir so wohlthätig gewesen, eine Aufmunterung von Dir zu erhalten, und bey der Meinung, die ich von Dir habe,

konnte ich mir Dein Stillschweigen oder Deine Kälte nur zu meinem Nachtheil erklären. Ich brauchte aber wahrhaftig eher Ermunterung als Niederschlagung, denn zu großes Vertrauen auf mich selbst ist nie mein Fehler gewesen. Du konntest, wie ich jetzt wohl einsehe, nicht wissen, wie sehr ich Deiner Hilfe bedurfte, Du konntest den Zustand meiner Seele nicht errathen; aber so billig urtheilte ich in denjenigen Momenten nicht von Dir, wo ich meine Erwartungen und Wünsche getäuscht fand. Dass ich Dir diese Entdeckungen jetzt mache, beweist, dass ich über diesen Zustand gesiegt und meine Parthey genommen habe. Vergiß also alles und laß es auf Deine Freiheit gegen mich keinen Einfluß haben.

Sey so gut, und schicke mir, sobald Du schreibst, entweder das original oder die Copie derjenigen von meinen Briefen, worinn ich angefangen habe, Dir meine Theorie der Schönheit zu entwickeln. Ich brauche diese Ideen jetzt nothwendig zu meiner gegenwärtigen Beschäftigung und bin eben daran, die Theorie des Schönen zu entwickeln. Vielleicht gelingt es mir, in meiner Correspondenz mit d. Pr. v. A. soweit vorzurücken, dass ich den ersten Band derselben auf kommender Meße drucken lassen kann. Zehn Bogen sind bereits fertig, wo ich das Schöne und den Geschmack blos in seinen Einfluß auf den Menschen und auf die Gesellschaft betrachte, und die reichhaltigsten Ideen aus den Künstlern philosophisch ausgeführt sind. Meine Gesundheit erlaubt mir jetzt weniger als sonst Entwürfe, deren Vollendung mir am Herzen ligt, auf die lange Bank zu verschieben. Wenn von meiner Correspondenz die Hälfte fertig und copiert ist, so sende ich sie Dir zu. –

Der Tod des alten Herodes hat weder auf mich noch auf meine Familie Einfluß, außer daß es allen Menschen, die unmittelbar mit dem Herrn zu thun hatten, wie mein Vater, sehr wohl ist, jetzt einen Menschen vor sich zu haben. Das ist der neue Herzog in jeder guten und auch in jeder schlimmen Bedeutung des Worts.

Huber will mit der Forstern, wenn sie getraut sind, nach Tübingen kommen, und sich dort eine Zeit lang nieder lassen, weil es ihm in der Schweiz zu theuer ist. Er hat mir geschrieben, daß er vorher eine Zusammenkunft mit Forstern abwarten würde, der sich damals bey der Rheinarmee aufhielt, und seine Rechte auf sie in Person

cediren wollte; Je mehr ich von dieser Geschichte höre, desto eckelhafter wird sie mir. –

Meine Frau ist seit ihren Wochen viel gesunder als je, und das ist auch der größte äußere Trost, den ich jetzt habe. Der Kleine ist gesund, und meine Familie auf der Solitude auch bei dem besten Wohlseyn. Tausend herzliche Grüße an Minna und Dorchen. Hier ein Brief von meiner Lotte an letztere, der schon 14 Tage zum Einschluß parat gelegen hat.

Dein

S.

## **An Gottfried Körner.**

**Ludwigsburg. Den 3. Febr. [Montag] 94.**

Ich leb noch, und der ominöse Januar ist vorüber; also hoffentlich noch auf eine Zeit lang Frist. Auch befinde ich mich seit 14 Tagen um vieles leidlicher, als die vorhergehenden 2 Monate, wo die Hartnäckigkeit meines Uebels mich beinahe gänzlich um meinen Muth gebracht hat. Schreiben konnte ich an keinen Menschen auf Erden, und selbst nicht an Dich, so theuer ich es auch bezahlt hätte, auch nur auf eine halbe Stunde Deines Anblicks froh zu seyn. Blicke ich nur so, wie ich jetzt bin, und das Wetter erlaubte es, so würde ich gleich im März auf meine Heimreise denken. Sobald es nur irgend möglich ist, werde ich reisen. Auch Dir werde ich mich dann wieder näher wissen, und alles kann seinen alten Gang wieder gehen. Du kannst vielleicht die auf das vergangene Jahr projektierte Reise dieses Jahr nachhohlen, und so habe ich auf den kommenden Sommer doch fröhliche Erwartungen. Meine Frau ist noch immer recht erträglich wohl auf, und der Kleine ist wie das Leben. Er macht mir jetzt schon überaus viel Freude, und seine Lebhaftigkeit gibt mir Hofnung, daß er in 6 bis 8 Monaten schon närrisches Zeug machen wird. So sieht es bei uns aus; und also beßer, als mein langes Stillschweigen Dich vielleicht erwarten ließ.

In einigen Wochen kann ich Dir vielleicht einen Theil meiner ästhetischen Briefe abgeschrieben schicken; weil ich doch keine Möglichkeit sah, auf die Ostermesse mehr als einen Band fertig

machen zu können, so habe ich Göschen noch gar nichts geschickt, und werde das Mscrpt also wenigstens noch 4 Monate im Pult behalten. Auch bin ich noch gar nicht weit gekommen, der Materie nach nehmlich, obgleich die fertigen Briefe gegen 14 gedruckte Bogen ausmachen dürften. Über den Begriff der Schönheit habe ich mich noch gar nicht eingelassen, und bin auch jetzt noch nicht soweit, weil ich erst eine allgemeine Betrachtung über den Zusammenhang der schönen Empfindungen mit der ganzen Kultur, und überhaupt über die ästhetische Erziehung der Menschen voranschickte. Kurz in den ersten 10 Bogen meiner Briefe ist der Stoff aus meinen Künstlern philosophisch ausgeführt. Es lag mir daran, die schwankenden Begriffe über das Schöne der Form und die Grenzen seines Gebrauchs im Denken und Handeln zu berichtigen, den Grund alter Vorurtheile dagegen zu untersuchen und wegzuräumen, und über diesen so oft ventilirten und eben so einseitig vertheidigten, als einseitig angefochtenen Gegenstand ins Reine zu kommen. Diesen Zweck habe ich, denke ich, erreicht, und bey der Strenge, mit der ich zu Werke gegangen bin, glaube ich die eigentliche Sphaere des Schönen gegen jeden Anspruch, der künftig dagegen gemacht werden könnte, völlig gesichert zu haben. Von dem Einfluß des Schönen auf den Menschen komme ich auf den Einfluß der Theorie auf die Beurtheilung u: Erzeugung des Schönen, und untersuche erst, was man sich von einer Theorie des Schönen zu erwarten, und besonders in Rücksicht auf die hervorbringende Kunst zu versprechen hat. Dieß führt mich natürlicherweise auf die von aller Theorie unabhängige Erzeugung des Originalschönen durch das Genie. Hier bin ich gerade jetzt, und es wird mir gar schwer, über den Begriff des Genies mit mir einig zu werden. In Kants Kritik der Urtheils Kraft werden darüber sehr bedeutende Winke gegeben; aber sie sind noch gar nicht befriedigend. Vielleicht finde ich nachher noch Zeit, Dir den Faden meiner Ideen kürzlich mitzutheilen.

Wenn das Genie durch seine Produkte die Regel gegeben hat, so kann die Wissenschaft diese Regeln sammeln, vergleichen, und versuchen, ob sie unter eine noch allgemeinere und endlich unter einen einzigen Grundsatz zu bringen sind. Da sie aber von der Erfahrung ausgeht, so hat sie auch nur die eingeschränkte Autorität

empirischer Wissenschaften. Sie kann bloß zu einer verständigen Nachahmung gegebener Fälle, aber niemals zu einer positiven Erweiterung führen. Alle Erweiterung in der Kunst muß von dem Genie kommen; die Kritik führt bloß zur Fehlerlosigkeit. Hier nehme ich mir nun Gelegenheit, aus Gründen zu deducieren, was von empirischen Wissenschaften zu erwarten ist und aus der Art, wie die Wissenschaft des Schönen entsteht, darzuthun, was sie zu leisten im Stand ist. Ich bestimme also zuerst die Methode, nach der sie errichtet werden muß, und dann zeige ich ihr Gebiet und ihre Grenze.

Nach diesen Vorbereitungen gehe ich dann an die Sache selbst; und zwar fange ich damit an, den Begriff der schönen Kunst erst in seine 2 Bestandtheile aufzulösen, aus deren Vermischung schon so viele Confusion in die Kritik gekommen ist. Diese 2 Bestandtheile sind I. Kunst u: II. schöne Kunst. Als Kunst steht die schöne Kunst unter technischen Regeln, welche man ja nicht mit den aesthetischen verwechseln darf. Jedes Product der schönen Künste nemlich ist immer zugleich die Ausführung eines objektiven Zweckes, und die Schönheit an demselben ist bloß eine Eigenschaft dieser Ausführung. Jener objektive Zweck nun unterwirft es bestimmten Regeln, welche sich eben so leicht wie die Regeln zu den mechanischen Künsten bestimmen lassen. Die Beobachtung dieser Regeln kann aber einem Werke der Schönen Kunst bloß das Verdienst der Wahrheit verschaffen (wenn es eine Nachahmung der Natur seyn soll), oder (wenn es nur einer Idee und keinem Naturprodukt gemäß seyn soll, wie z. B. architektonische Werke) das Verdienst der objektiven Zweckmäßigkeit, Brauchbarkeit. Aber sehr oft geschieht es, daß man ein Urtheil des Geschmacks zu fällen glaubt, wenn man bloß über diese technische Vollkommenheit urtheilt; und daher rührt es, daß man in den Begriff der Schönheit Eigenschaften aufgenommen hat, welche bloß der Wahrheit und der Brauchbarkeit gelten. Scheidet man nun aber das Technische von dem aesthetischen und trennt von dem Begriffe der Species (der schönen Kunst), was bloß den Begriff der Gattung (Kunst schlechtweg) angeht, so ist man erst auf dem rechten Wege zur Entdeckung der Schönheitsregeln.

Wenn ich nun auf diesem Weg den reinen Begriff der Schönheit (der aber freilich nur empirische Autorität hat) gefunden habe, so ist mit demselben auch der Erste Grundsatz aller schönen Künste – als schöner Künste – gegeben. Ich bringe denselben also wieder in die Erfahrung zurück, und halte ihn gegen die verschiedenen Gattungen möglicher Darstellung, woraus denn die besonderen Grundsätze der einzelnen schönen Künste hervorgehen werden. Alsdann wird es darauf ankommen, wie weit ich mich auf die Theorie dieser einzelnen Künste einlassen will.

Die Künste selbst theile ich generaliter ein nach ihrem Zweck, weil dieser die allgemeinen Regeln bestimmt; specifiziere sie aber nach ihrem Material und ihrer Form, weil daraus die besondern Regeln entspringen. Die HauptEintheilung ist also 1) in Künste des Bedürfnisses und 2) in Künste der Freiheit. Künste des Bedürfnisses nenne ich alle, welche Objecte für einen physischen Gebrauch bearbeiten, und wo dieser Gebrauch die Form des Objects bestimmt. Alle Form aber läßt einige Schönheit zu; weil keine durch ihren Zweck so scharf bestimmt seyn kann, daß der Imagination nicht noch etwas dabey überlassen wäre. Davon ist kein einziges Handwerk ausgenommen. Insofern nun in allen Künsten des Bedürfnisses dem Geschmack wenigstens etwas anheimgestellt ist, verdienen sie in einer Uebersicht des ganzen Gebiets der freien Künste eine Erwähnung. Die Künste des Bedürfnisses bearbeiten entweder Sachen, oder Gedanken, oder Handlungen. Mit den ersten beschäftigt sich die Architektur in weitester Bedeutung, worunter alle Geräthschaften, Bekleidungen, Arrangements u. s. f. begriffen sind, mit Gedanken die Beredsamkeit, mit Handlungen die schöne Lebensart. Ausnahmen sind bey keiner Eintheilung zu vermeiden, und sie finden sich auch hier. Sowohl der architektonische Künstler, als der Redner und der handelnde Mensch haben in gewissen Fällen bloß einen aesthetischen Zweck, und dann gehören ihre Produkte in die Klasse der eigentlich schönen Künste. So z. B. die schöne Architektur von Tempeln, Triumphbogen etc., von Vasen etc. die schönen Zimmerverzierungen – so die Tanzkunst, Schauspielkunst, Unterhaltung.

Künste der Freiheit nenne ich diejenigen, welche zu ihrem eigentlich Zweck haben, in der freien Betrachtung zu ergötzen (schöne Künste in weiterer Bedeutung).

Jedes schöne Kunstwerk führt aber immer einen doppelten Zweck aus, und auf die Art und Weise, wie sich diese zweierley Zweck zu einander verhalten gründet sich die Unterabtheilung der schönen Künste. Jedes Werk der sch. Kunst nemlich hat einen objectiven Zweck, den es ankündigt, und der ihm gleichsam seinen Körper verschafft. Der Bildhauer will einen Menschen nachahmen, der Musiker will Gemüthsbewegungen der Form nach ausdrücken, der Dichter will eben das, der Materie nach, thun u. s. f. Jedes schöne Kunstwerk aber hat zugleich den subjektiven Zweck (den es verschweigt, ob es gleich sehr oft der vornehmste Zweck ist), durch die Art, wie es jenen objectiven Zweck ausführt, den Geschmack zu ergötzen. Der Bildhauer befriedigt durch objektive Zweckmäßigkeit (Wahrheit der Darstellung) meinen Verstand, durch subjektive Zweckmäßigkeit (Schönheit) meinen Geschmack. Das letzte allein macht ihn zum schönen Künstler.

Nun kommt es darauf an, ob der objective Zweck bloß um des subjektiven willen da ist, oder ob er auch unabhängig von diesem (der Schönheit) den Künstler interessiert. Doch muß es in dem letztern Falle kein physischer, sondern auch ein aesthetischer Zweck seyn, weil das Product sonst unter die Künste der Freiheit gerechnet werden müßte.

Darauf gründet sich die Eintheilung der Künste in schöne Künste (in strengster Bedeutung), weil hier alles bloß auf Schönheit zielt, und in Künste des Affekts; eine Eintheilung, von der ich Dir ein andermal Rechenschaft geben will.

Die Post wird sogleich gehen. Ich hoffe Dir bald wieder zu schreiben.  
Tausend Grüße an alle.

Dein

S.

## An Gottfried Körner.

Stuttgardt den 17. März [Montag] 94.

Ich habe jetzt meinen Aufenthalt verändert, und zwar in Rücksicht des gesellschaftlichen Umgangs sehr vortheilhaft, weil hier in Stuttgardt gute Köpfe aller Art und Handthierung sich zusammenfinden. Ich kann es mir nicht verzeyhen, daß ich diesen Entschluß nicht früher gefaßt habe; denn selbst in Rücksicht der Finanzen hätte ich nicht viel dabey verloren. Nun werde ich einige Monate angenehm hier zubringen; denn vor Ende Mays werde ich wohl nicht abreisen. Ich hoffe, meinem Vater hier nicht ganz unnützlich zu seyn, ob ich gleich von den Verbindungen, in denen ich bin, für mich selbst nichts erwarten kann.

Die Militairacademie ist jetzt aufgehoben; und dieß wird mit Recht beklagt, obgleich sie nicht mehr in ihrer Blüthe war. Außer den beträchtlichen Revenuen, welche Stuttgart daraus zog, hat dieses Institut ungemein viel Kenntnisse, artistisches und wissenschaftliches Interesse unter den hiesigen Einwohnern verbreitet; da nicht nur die Lehrer der Academie eine sehr beträchtliche Zahl unter denselben ausmachen, sondern auch die mehresten Subalternen und Mittleren Stellen durch academische Zöglinge besetzt sind. Die Künste blühen hier in einem für das südliche Deutschland nicht gewöhnlichen Grade; und die Zahl der Künstler, darunter einige keinem der Eurigen etwas nachgeben, hat den Geschmack an Malerey, Bildhauerey und Musik sehr verfeinert. Eine Lesegesellschaft ist hier, welche des Jahres 1300 Fl. aufwendet, um das Neueste aus der Litteratur und Politik zu haben. Auch ist hier ein passables Theater mit einem vortrefflichen Orchester und sehr gutem Ballet.

Unter den Künstlern ist Danecker, ein Bildhauer, bei weitem der beßte. Ein wahres Kunstgenie, den ein 4jähriger Auffenthalt in Rom vortreflich gebildet hat. Sein Umgang thut mir gar wohl, und ich lerne viel von ihm. Er modelliert jetzt meine Büste, die ganz vortrefflich wird. Miller wird vielleicht auf Ostern mit meinem Kupferstich fertig seyn.

Hetsch ist Dir schon bekannt. Dieser aber ist, was das Genie betrifft, mit Danneckern nicht zu vergleichen. Ein anderer sehr geschickter Bildhauer, der mit Dan. zugleich in Rom war, ist Scheffauer. Unter den Tonkünstlern ist Zumsteeg der geschickteste, der aber mehr Genie als Ausbildung besitzt. Unter den Gelehrten ist ein katholischer Caplan des vorigen Herzogs, Nahmens Werkmeister vorzüglich; und mir ist er es durch sein Interesse für die Kantsche Philosophie noch mehr. Uebrigens gibt es unter der gelehrten Klasse mehr Mittelköpfe, als vorzügliche Genies, wobey man sich aber nicht immer schlimmer befindet.

Mein Fleiß wird diese 8 Wochen durch nicht sehr groß seyn, aber es wird mir nach einer 8 Monate langen Dürre wohl thun, mich wieder unter denkenden Menschen zu befinden. Ich habe Dir noch immer nichts geschickt, weil es an der Abschrift meiner Correspondenz fehlt, welche nicht ohne vorhergegangene Revision des Mscrpts von meiner Seite geschehen kann. Ich habe aber schon 8 Wochen ganz in dieser Materie pausirt, um den Plan zu – meinem Wallenstein weiter auszuarbeiten. Nach und nach reift dieser doch zu seiner Vollendung heran; und ist nur der Plan fertig, so ist mir nicht bange, daß er in 3 Wochen ausgeführt seyn wird. Mit meiner Gesundheit gieng es biß jetzt leidlich, und sonst ist alles wohl, und der kleine macht uns mit jedem Tag mehr Freude. Alles grüßt euch herzlich und ich sehne mich nach Nachrichten von euch.

Dein

S.

## **An Gottfried Körner.**

**Stuttgardt den 23. April [Mittwoch] 94.**

Jetzt noch einige Wochen Geduld mit mir, lieber Körner, dann soll mit meiner häußlichen Existenz auch unser schriftlicher Commerz wieder in seine Ordnung kommen. Binnen 6 oder 7 Tagen, wenn nichts dazwischen kommt, reise ich von hier ab und hoffe Dir vom 8 oder 10 May aus Jena Nachricht geben zu können. Herzlich sehne ich mich nach einer ruhigen und gleichförmigen Lebensart und dieser Wunsch ist so mächtig, daß ich mein Vaterland mit erleichtertem Herzen verlassen werde. Die meinigen auf der Solitude sind wohl, und ich habe Hofnung, sie alle wieder zu sehen. Mit mir selbst ist es

dieses Frühjahr besser gegangen, als im vorigen, wozu freilich die ganz beyspielloß angenehme Witterung vieles beytragen mag. Seit 4 Wochen blühen hier schon die Bäume, und ich genieße aus meinem Gartenhauß, das ich bewohne, den ganzen Einfluß des wieder auflebenden Jahrs. Meine Frau und der Kleine sind wohl auf; nur fürchte ich einige Unbequemlichkeiten auf der Reise von wegen des Zahnens, das ziemlich stark ansetzt. Deinem Besuch in Jena sehe ich mit wahrer Kinderfreude entgegen. Richte es nur so ein, daß Du hier auch warm werden und wenigstens 14 Tage bleiben kannst. Du kannst bey mir wohnen, denn ich beziehe jetzt ein ander Logis, wo viel Raum ist.

Meine Büste von Danecker wird ganz vortrefflich; nur Schade, daß ich sie nicht früher habe anfangen lassen; denn nun kann sie vor meiner Abreise nicht fertig seyn. Gegen Anfang des Julius aber werden wir sie haben können, und dann sollst Du Dir Deinen Abguß bei mir abholen.

Lebe wohl und sage den Frauen tausend Grüße von uns.

Dein

Sch.

An

Herrn Appellationsrath Koerner  
in fr Dresden.

## **An Gottfried Körner.**

**Jena den 18. May [Sonntag] 94.**

Nur in 2 Worten schreibe ich Dir, daß ich seit 3 Tagen glücklich hier angekommen bin. Wir haben die 9tägige Reise recht wohl überstanden, und der Kleine befand sich ganz vortrefflich, daß er uns weit mehr zur Freude als zur Last gereichte. Hier in Jena erhielt ich Deinen Einschluß von Humboldt, und wünsche Dir zu dem glücklichen Gang der Inoculation bey Deinen Kindern herzlich Glück. Jetzt hast Du doch das schlimmste überstanden, und kannst Dich nun erst deiner Familie recht freuen. Humboldt spricht mit wahrer Begeisterung von Deiner Bekanntschaft, und mir geht immer das Herz auf, wenn er von Dir spricht. Er wird mir Deine Briefe mittheilen, und so hast Du es künftig mit uns beiden zu thun.

Welches Leben wird das seyn, wenn Du hierher kommst und die Dreieinigkeit vollendest. Humboldt ist mir eine unendlich angenehme und zugleich nützliche Bekanntschaft; denn im Gespräch mit ihm entwickeln sich alle meine Ideen glücklicher und schneller. Es ist eine Totalitaet in seinem Wesen, die man äußerst selten sieht, und die ich außer ihm nur in Dir gefunden habe. Er hat zwar vor Dir sehr viel an einer gewissen Leichtigkeit voraus, die man sich in seinen Verhältnissen leichter erwerben kann, als in den unsrigen; aber was er auf der Oberfläche gegen Dich gewinnt, das gewinnst Du reichlich gegen ihn an Tiefe.

In der neuen Ausgabe seiner philosophischen Religionslehre hat Kant sich über meine Schrift von Anmuth und Würde herausgelassen, und sich gegen den darinn enthaltenen Angriff vertheidigt. Er spricht mit großer Achtung von meiner Schrift und nennt sie das Werk einer Meisterhand. Ich kann Dir nicht sagen, wie es mich freut, daß diese Schrift in seine Hände fiel, und daß sie diese Wirkung auf ihn machte. Bald mehreres. Tausend Grüße von uns beiden an euch alle.

Dein

Sch.

an  
Herrn Appellationsrath Körner  
fr. in  
Dresden.

## **An Gottfried Körner.**

**Jena, den 12. Juni [Donnerstag] 94.**

Ich bin seit meiner Zurückkunft zwar an wirklichen Ausarbeitungen ziemlich unfruchtbar, aber an Projecten desto ergiebiger gewesen. Das Bleibende und Solidere unter diesen wird Dir die Beilage zeigen. Es ist ein Entwurf, mit dem ich mich schon ins dritte Jahr trage, und der endlich einen unternehmenden Buchhändler zur Ausführung gefunden hat. Humboldt ist sehr dafür eingenommen, und auf Dich ist sehr gerechnet. Wenn es uns gelingt, wie ich mir gewisse Hoffnung mache, daß wir eine Auswahl der besten humanistischen Schriftsteller zu diesem Journale vereinigen, so kann es an einem glücklichen Erfolg bei dem Publicum gar nicht fehlen. Hier in loco

sind unserer 4: Fichte, Humboldt, Woltmann und ich. An Goethe, Kant, Garve, Engel, Jacobi, Gotter, Herder, Klopstock, Voß, Maimon, Baggesen, Reinhold, Blankenburg, v. Thümmel, Lichtenberg, Matthisson, Salis und einige andere ist theils schon geschrieben worden, theils wird es noch geschehen. Dich haben wir zu einem beurtheilenden Mitglied bestimmt, wobei zwar einige Mühe, dabei aber der Vortheil ist, daß die eigenen Arbeiten besser bezahlt werden. Ein beurtheilendes Mitglied erhält für den Bogen sechs Louisd'or Honorar, und um den Fleiß aufzumuntern, wird jeder siebente Bogen doppelt bezahlt. Mir als Redacteur ist von dem Verleger außer dem Honorar noch eine fixe Summe bestimmt.

Unser Journal soll ein Epoche machendes Werk seyn, und alles, was Geschmack haben will, muß uns kaufen und lesen. Ich bin vor der Hand mit Stoff für die nächsten 2 Jahre herrlich versehen. Fichte ist sehr fruchtbar, und Woltmann ein sehr brauchbares Subject für die Geschichte. Wozu wir Dich anstellen wollen, darüber ist zwischen Humboldt und mir schon manche Stunde deliberirt worden. Noch sind wir aber nicht einig darüber, und es wird wohl bis zu Deiner Ankunft müssen ausgesetzt bleiben.

Ich hoffe jetzt um so mehr, daß Ihr Euch zu der Hieherreise entschließen werdet, da Humboldts noch hier anzutreffen sind. Humboldt ist ein vortrefflicher dritter Mann in unserem Zirkel, wie Du selbst aus Erfahrung wissen wirst, und er liebt und schätzt Dich unbegrenzt. Fichte ist eine äußerst interessante Bekanntschaft, aber mehr durch seinen Gehalt, als durch seine Form. Von ihm hat die Philosophie noch große Dinge zu erwarten.

Reinecke Fuchs von Goethe hast Du ohne Zweifel schon in Händen. Mir behagt er ungemein, besonders um des homerischen Tones willen, der ohne Affectation darin beobachtet ist. Sonst ist mir aus dieser ganzen Messe noch kein Product bekannt, das Aufmerksamkeit verdiente.

Alle meine an den Prinzen von Augustenburg abgeschickten Briefe sind in Feuer aufgegangen, bei dem großen Brande, der in Kopenhagen das Palais verzehrt hat. Ein Glück für mich, daß ich Copien davon habe.

Meine Gesundheit ist seit meiner Zurückkunft ziemlich erträglich gewesen. Ueberhaupt bin ich noch nie so lange von heftigen

Anfällen frei gewesen, als jetzt. Ich gehe auch öfters aus, weil mich die Engbrüstigkeit nicht mehr so arg incommodirt, und an meinen übrigen Kräften spüre ich keine Verminderung. Auch Lottchen ist größtentheils wohl, und der Kleine, der nun schon 4 Zähne hat, befindet sich vortrefflich. Schon fängt er an Versuche zum Plaudern zu machen, und er hat schon so viele Gewandtheit in seinen Bewegungen, daß mich alles versichert, er werde in 2 Monaten im Korb gehen können; für sein Alter ist das viel, da er erst 9 Monate alt ist.

Der Millersche Kupferstich von mir ist fertig, und mit nächster fahrender Post will ich Dir einen Abdruck übersenden. Zur völligen Aehnlichkeit fehlt freilich noch viel, doch ist ziemlich viel davon erreicht, und der Stich ist sehr schön.

Dein

Sch.

Den Kupferstich lege ich gleich heute bei.

## **An Gottfried Körner.**

**Jena den 4. Juli [Freitag] 94.**

Du hast in Deinen letztern Briefen über Deine Hieherreise nichts bestimmt, und doch habe ich, sowie auch Humbold, mit Ungeduld auf eine nähere Auskunft darüber gewartet. Auch um einstweilen Wohnung und Ameublement für euch zu besorgen, wünschte ich über die Zeit Deiner Ankunft gewiß zu seyn. Ich bitte Dich also, diesen Punkt in Deinem nächsten Brief zu berühren.

Für die Horen eröffnen sich sehr gute Aspecten. Goethe ist nicht nur als Mitarbeiter, sondern auch als Mitbeurtheiler und als Mitglied des Ausschusses dazu getreten. Engel aus Berlin und Garve haben die Einladung angenommen, und uns, wiewohl nicht auf bestimmte Zeiten, zu Beyträgen Hofnung gemacht. Von den übrigen kann ich jeden Posttag Antwort erhalten. Ueberhaupt läßt es sich zu einer auserlesenen Societät an, dergleichen in Deutschland noch keine zusammen getreten ist, und das gemeinschaftliche Produkt derselben kann nicht anders als gut ausfallen. Ich hoffe, daß das Beispiel auch auf Dich einen mächtigen Einfluß haben wird. Das Fach, das Du Dir erwählt hast, scheint mir vollkommen passend für Dich zu seyn, und es wird durch Deine Behandlung alles das gewinnen, was

ihm ein Reinhold und Consorten, die die philosophirende Vernunft immer von der Individualität des Denkers absondern niemals geben können. Die philosophischen Recherchen, die eine solche Arbeit erfordern dürfte, sind das einzige, woran ich noch Anstoß nehme – ich kenne von dieser Seite Deine Kräfte noch nicht. Was den Plato betrifft, so kann Dir vielleicht die Schrift von Tennemann: System der platonischen Philosophie: viele unnöthige Arbeit ersparen.

Es wäre zu versuchen, ob Dir nicht die Biographie, besonders solcher Männer, die durch ihren Geist merkwürdig waren, glückte. Die Bibliothek in Dresden würde Dir dazu die nöthigen Materialien schaffen, und je nachdem Du einen Mann wähltest, würde sich eine solche Arbeit aufs engste mit dem Ganzen Deiner Ideen verknüpfen. Ich habe jetzt auf eine Zeit lang alle Arbeiten liegen lassen, um d. Kant zu studieren. Einmal muß ich darüber ins Reine kommen, wenn ich nicht immer mit unsichern Schritten meinen Weg in der Speculation fortsetzen soll. Humbolds Umgang erleichtert mir diese Arbeit sehr, und die neue Ansicht, welche Fichte dem Kantschen Systeme gibt, trägt gleichfalls nicht wenig dazu bey, mich tiefer in diese Materie zu führen. Ich finde vielleicht bald Gelegenheit, Dir einige von den Fichtischen Hauptideen mitzutheilen, die Dich gewiß interessieren werden. Was Du an seinen Beyträgen tadelst, ist gewiß schwer oder gar nicht zu vertheidigen; aber bei allem Fehlerhaften trägt dieses Buch doch immer das Gepräge eines schöpferischen Geistes, und erweckt große Erwartungen von seinem Urheber, die er jetzt schon zu erfüllen angefangen hat.

Humboldt, der Dich und die Frauen auf das Freundschaftlichste begrüßt, trägt mir auf, Dir zu sagen, daß er wegen der Schlegelschen Angelegenheit noch immer in Unterhandlung begriffen sey. Vieweg in Berlin hat den Antrag abgewiesen und er gedenkt sich jetzt an Hemmerde in Halle zu wenden.

Humboldt hatte seit einigen Wochen einen Acceß von einem intermittierenden Fieber, welches aber jetzt anfängt ihn zu verlassen. Ich und meine kleine Familie befinden uns leidlich wohl. Deinen Rath wegen Carls will ich befolgen und hierinn bloß die Natur wirken lassen.

Daß ich Dir meine Briefe nach Dänemark noch immer nicht schickte, liegt bloß daran, daß ich sie noch nicht ins Reine habe bringen

können, um sie dem Abschreiber zu übergeben. Seitdem ich sie absandte, wurde manche beträchtliche Verbeßerung darinn angebracht, ohne die ich sie Dir nicht gern mittheilen möchte.

Lebe indessen wohl und gib mir bald wieder Nachrichten von Dir und der Familie. Meine Frau läßt euch herzlich grüßen und freut sich auf eure Hieherkunft sehr.

Dein

Sch.

## **An Gottfried Körner.**

**Jena, den 20. Juli [Sonntag] 94.**

Daß wir Euch wahrscheinlicherwise nicht hier sehen werden, thut mir sehr leid; besonders da ich selbst die Reise nach Leipzig nicht machen kann. Meine Gesundheit, die vorzüglich das Fatale hat, daß sie mir fast immer die Nächte raubt, und die mich überhaupt tausend kleinen Bedürfnissen aussetzt, die sich auf Reisen nicht befriedigen lassen, macht es mir unmöglich, Dich in Leipzig aufzusuchen. Alles was ich versprechen kann, ist, bis nach Weißenfels zu kommen, um Dich wenigstens auf einige Stunden zu sehen, wenn Du mir dahin entgegenreisen willst. Wenn Humboldt, der noch immer an einem neuerlichen Recidiv seines kalten Fiebers laborirt, sich bis dahin erholt hat, so wird er mit mir kommen. Wir würden es so einrichten, gegen Nachmittag dort zu sein, und dann am folgenden Mittag wieder abreisen. Kannst Du unsern Wunsch erfüllen, so gieb uns zu rechter Zeit Nachricht, auf welchen Tag wir diese Zusammenkunft richten sollen.

Ich befinde mich immer am übelsten auf Reisen, und habe noch immer erfahren, daß ich über den unannehmlichen Folgen des Reisens die Zwecke, warum ich reise, verliere. Bloß wenn ich zu Hause und in meiner Ordnung bin, kann ich meinen Zufällen einige heitere und freie Stunden abgewinnen. Gern hätte ich Euch alle und auch die Kinder gesehen; aber ich bin es nun schon gewohnt, daß meine Krankheit mir die besten Freuden verdirbt, und ich muß lernen, mich darein zu ergeben.

Seit meinem letzten Briefe an Dich hat die große Hitze meine Zufälle wieder sehr in Bewegung gebracht, daß ich zu Beschäftigungen fast

ganz verdorben wurde. Das Studium Kants ist noch immer das einzige, was ich anhaltend treibe, und ich merke doch endlich, daß es heller in mir wird. An den Horen ist weiter nichts geschehen, und Kant hat noch nicht geantwortet. Wenn ich während Deiner Reise an Dich schreibe, so werde ich den Brief nach Leipzig an Prof. Ernesti schicken. Lebe wohl. Humboldt grüßt Dich bestens.

S.

## **An Gottfried Körner.**

**Jena, den 21. Aug. [Donnerstag] 94.**

Nächstens, Dienstag Abends werde ich mit Humboldt in Weißenfels eintreffen. Das ist alles, was ich wagen konnte, da ich erst heute Mittag zum erstenmal wieder nach einer 20tägigen Unpäßlichkeit auf die Gasse gekommen bin. Suche es also möglich zu machen, daß Du etwa Abends zwischen 7 und 8 dort eintreffen und ein Paar Tage bleiben kannst. Ich bin voll Verlangen Dich wiederzusehen, und diese Tage werden ein Fest für mich seyn.

Ich verspare bis dahin auch alles Uebrige.

Dein

Sch.

Die Witterung wird auf mein Kommen gar keinen Einfluß haben, und nichts, als ein sehr ernstliches Uebelbefinden kann mich abhalten; in welchem äußersten Fall Humboldt allein kommt. Da wir kein Wirthshaus in Weißenfels kennen, so werden wir uns nach dem besten erkundigen, welches Du auch beobachten kannst; – und so finden wir uns gewiß.

## **An Gottfried Körner.**

**Jena, 1. September [Montag] 1794.**

Wir sind glücklich und bei ziemlich guter Zeit hier eingetroffen; und ich hoffe, daß auch Dir das schlimme Wetter nicht geschadet haben soll. Nimm noch einmal meinen herzlichen Dank an für das Opfer, das Du mir gebracht hast; und der Minna versichere, daß ich ihr die Gefälligkeit sehr hoch anrechne, Dich auf einige Tage mir überlassen zu haben. Es ist doch eine wohlthuende Empfindung, sich, wenn

man getrennt lebt, und auch wie wir Beide sich im Geiste nahe bleibt, zuweilen wieder in das fleischliche Auge zu sehen. Ich wußte es vorher, und zweifelte keinen Augenblick, daß ich Dich ganz als denselben wiederfinden würde; aber es that mir doch herzlich wohl, mich mit meinen Augen davon zu überzeugen, und die Wirklichkeit meiner Erwartung gleichsam mit Händen zu greifen.

Auf Deine Zusage wegen der musikalischen Abhandlung baue ich; denn Du bist hier ganz in Deinem Elemente, und das Geschäft ist nicht so verwickelt, daß Du bei Deinen übrigen Arbeiten Dich nicht recht gut dabei sammeln könntest. Gelegentlich denkst Du dann auch auf einen anderen Stoff, und vielleicht führen künftige Veranlassungen einen herbei. Deine Idee zu einer Darstellung des philosophischen Egoisten und seines Gegenteils würde ein herrlicher Stoff für ein Drama oder Roman seyn; aber bloß philosophisch behandelt dürfte die Ausführung ins Trockene verfallen, wie z. B. alle Mendelssohnschen Dialoge. Bei dem Versuche Metaphysik zu popularisiren, wie Du in Briefen an ein Frauenzimmer vorhast, wirst Du, fürchte ich, auf unübersteigliche Schwierigkeiten stoßen; und der Gewinn würde die ungeheure Arbeit schwerlich belohnen.

Eine sehr schöne Materie würde die Aufstellung eines Ideals der Schriftstellerei und ihres Zusammenhangs mit der ganzen Cultur seyn, und ich wüßte keine, die in so hohem Grade für Dich taugte. Schriftstellereinfluß spielt in der neuen Welt eine so entscheidende Rolle, und es wäre zugleich so allgemein interessant und so allgemein nöthig, darüber etwas Bestimmtes und aus der reinen Menschheit Hergeleitetes festzusetzen. Diese Materie stände mit der Einwirkung auf die Geister in dem nächsten Zusammenhange, und die reichhaltigsten Resultate der ganzen Philosophie würden darin zusammenfließen.

Bei meiner Zurückkunft fand ich einen sehr herzlichen Brief von Goethe, der mir nun endlich mit Vertrauen entgegenkommt. Wir hatten vor sechs Wochen über Kunst und Kunsttheorie ein langes und breites gesprochen, und uns die Hauptideen mitgetheilt, zu denen wir auf ganz verschiedenen Wegen gekommen waren. Zwischen diesen Ideen fand sich eine unerwartete Uebereinstimmung, die um so interessanter war, weil sie wirklich aus der größten Verschiedenheit der Gesichtspunkte hervorging. Ein jeder

konnte dem andern etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen. Seit dieser Zeit haben diese ausgestreuten Ideen bei Goethe Wurzel gefaßt, und er fühlt jetzt ein Bedürfnis, sich an mich anzuschließen und den Weg, den er bisher allein und ohne Aufmunterung betrat, in Gemeinschaft mit mir fortzusetzen. Ich freue mich sehr auf einen für mich so fruchtbaren Ideenwechsel, und was sich davon in Briefen mittheilen läßt, soll Dir getreulich berichtet werden. Gestern erhielt ich schon einen Aufsatz von ihm, worin er die Erklärung der Schönheit: daß sie Vollkommenheit mit Freiheit sei, auf organische Naturen anwendet.

Ein großer Verlust für unsere Horen ist es, daß er seinen Roman schon an Unger verkauft hatte, ehe wir ihn zu den Horen einluden. Er beklagt es selbst, und hätte ihn uns mit Freuden überlassen. Doch verspricht er so viele Beiträge zu liefern, als in seinen Kräften steht.

Hier die versprochene Anthologie für Minna, und für Dich die Thalia, worin Du Deinen Aufsatz über Declamation finden wirst. Mehrere solche Aufsätze würden uns für die Horen sehr vortheilhaft seyn. Du wirst Dir selbst gestehen müssen, wenn Du ihn wieder liest, daß diese simple und nachlässige Form dieser Materie sehr gut ansteht, und gewiß ist sie in kleinen Aufsätzen die allerpassendste.

Bei meiner Nachhausekunft fand ich alles wohl. Auch ich hatte mich zum erstenmal von meinem Kinde getrennt, wie Du von Deiner Familie, und es war mir eine ganz eigene Freude, mich wieder in meinen kleinen häuslichen Kreis zu finden. Jetzt bin ich auf drei Wochen hier allein, denn meine Frau ist mit dem Kleinen nach Rudolstadt geflüchtet, weil die Pocken hier inoculirt werden und er jetzt im Zahngeschäft ist. S.

## **An Gottfried Körner.**

**Jena, den 4. Sept. [Donnerstag] 94.**

Hier die unglückselige Oper, die ich neulich beizulegen vergaß, und die Recension von Matthisson, die einige bedeutende ästhetische Erörterungen enthält, worüber ich Deine Meinung zu hören sehr begierig bin. Eigentlich hätte ich diese Ideen noch lange zurückbehalten sollen, bis das vollendete Ganze ihnen einen Halt geben kann; aber was man in einer Zeitung und auf dem Katheder

sagt, ist immer ein öffentliches Geheimniß, und wo man gewisse Sachen nicht sucht, findet man sie auch nicht. Ich schreibe nunmehr an meiner Abhandlung über das Naive, und werde zugleich an den Plan zum Wallenstein denken. Vor dieser Arbeit ist mir ordentlich angst und bange, denn ich glaube mit jedem Tag mehr zu finden, daß ich eigentlich nichts weniger vorstellen kann als einen Dichter, und daß höchstens da, wo ich philosophiren will, der poetische Geist mich überrascht. Was soll ich thun? Ich wage an diese Unternehmung 7 und 8 Monate von meinem Leben, das ich Ursache habe, sehr zu Rath zu halten, und setze mich der Gefahr aus, ein verunglücktes Product zu erzeugen. Was ich je im Dramatischen zur Welt gebracht, ist nicht sehr geschickt mir Muth zu machen, und ein Machwerk wie der Carlos ekelte mich nunmehr an, wie sehr gern ich es auch jener Epoche meines Geistes zu verzeihen geneigt bin. Im eigentlichsten Sinne des Worts betrete ich eine mir ganz unbekante, wenigstens unversuchte Bahn, denn im Poetischen habe ich seit 3, 4 Jahren einen völlig neuen Menschen angezogen. Ich wollte, daß Du Dir ein Geschäft daraus machtest, mich zu wägen und mir meine Abfertigung zu schreiben. Sei so streng gegen mich, wie gegen Deinen Feind, wie gegen Dich selbst, wenn Du die Feder in die Hand nimmst. Ich will Dir buchstäblich folgen.

Dein

Sch.

## **An Gottfried Körner.**

**Jena, den 12. Sept. [Freitag] 94.**

Dein Brief hat mir große Freude gemacht, weil er mir bestätigte, wie gut wir einander verstehen, und wie nothwendig wir uns sind. Nein, Dir kann es eben so wenig als mir begegnen, daß heterogener Einfluß von außen die reine Form Deines Wesens verderbt; denn unsrer beider Seele hat ein Vermögen, sich keusch zu bewahren, allen fremden Stoff auszuwerfen und über jede unheilige Berührung zu siegen.

Ich wollte, daß Du Dein Ideal der Schriftstellerey bald möglichst hinwerfen möchtest. Herrlich wäre es, wenn wir unsre Horen damit eröffnen könnten. Auch halte ich diese Arbeit für besonders

geschickt, Dir Muth einzuflößen, Deine Kraft ins Spiel zu setzen, und gewißermaßen Dein schriftstellerisches Glück zu entscheiden. Kannst Du, so gehe jetzt gleich daran; Du wirst dabey recht gut fortgefahren können, Materialien für die Musikalische Abhandlung zu sammeln. Jacobi aus Düßeldorf hat sich nun auch erklärt, an den Horen zu arbeiten. Von Humboldts Bruder, der preußischer Oberbergmeister ist, haben wir über Philosophie des Naturreichs sehr gute Aufsätze zu erwarten. Er ist jetzt in Deutschland gewiß der Vorzüglichste in diesem Fache, und übertrifft an Kopf vielleicht noch seinen Bruder, der gewiß sehr vorzüglich ist.

Ich bearbeite jetzt meine Correspondenz mit d. Prinzen von A., die ich Dir gewiß binnen 3 Wochen schicke. Sie wird unter dem Titel: Ueber die aesthetische Erziehung des Menschen: ein Ganzes ausmachen, und also von meiner eigentlichen Theorie des Schönen unabhängig seyn, obgleich sie sehr gut dazu vorbereiten kann. Sie macht mir aufs neu viel Freude, und ich suche ihr alle nur mögliche Vollkommenheit zu geben. -

Daneben arbeite ich an einem Aufsatz über Natur und Naivheit, der mich immer mehr fesselt, und mir vorzüglich zu gelingen scheint. Ich schreibe hier mehr aus dem Herzen und mit Liebe. Es ist gleichsam eine Brücke zu der poetischen production. - Ramdohr war dieser Tage hier, und erzählte mir, daß er Deine Bekanntschaft gemacht habe. Was hältst Du von ihm? Ich muß sagen, daß mir seine Bekanntschaft gerade jetzt, wo ich mich mit Ideen über die Kunst abgebe, nicht ganz uninteressant gewesen ist. Freilich kommt es mir vor, als wären die guten Ideen, die er auskramt, nicht auf seinem Boden gewachsen, und der anmaßende Ton, mit dem er aburtheilt, mißfällt mir nicht wenig. Dennoch sind selbst Menschen seiner Art so selten, daß man mit ihnen vorlieb nehmen muß. Er hat viele Kunstwerke gesehen und seine Ideen berühren mehr die Erfahrung, ohne sich zu der Speculation zu erheben. Er hat also etwas, was mir abgeht, ob ich gleich zweifle, daß er das, was ich ihm etwa geben könnte, zu empfangen im Stand ist. -

Ich werde künftige Woche auf 14 Tage nach Weimar abreisen und bei Göthe wohnen. Er hat mir so sehr zugeredet, daß ich mich nicht wohl weigern konnte, da ich alle mögliche Freiheit und Bequemlichkeit bey ihm finden soll. Unsere nähere Berührung wird für uns beide

entscheidende Folgen haben und ich freue mich innig darauf. Der Hof ist nach Eisenach abgereist, und Göthe hat sich los gemacht, so daß wir nun ganz unseren Ideen leben können. Ich werde Dir fleißig schreiben.

Seine Iphigenia ist ins englische übersetzt, und soweit ich urtheilen kann, so glücklich, daß man ein Original zu lesen glaubt, und mit reiner Beybehaltung des ganzen Göthischen Charakters.

Auf Deine weitere Erklärung über meine poetische Sendung und meinen dramatischen Beruf warte ich mit Ungeduld. - Du meynst, daß ich den Wallenstein zu sehr mit dem Verstand und zu wenig mit Begeisterung angreife. Aber das gilt nur von dem Plan, der nicht streng genug berechnet werden kann. Ausführen muß ihn die Imagination und die augenblickliche Empfindung. Dieß ist es aber, wofür ich fürchte, daß mich die Einbildungskraft, wenn ihr Reich kommt, verlassen werde. Lebewohl. Von meiner kleinen Familie in Rudolstadt habe ich gute Nachricht und mit meiner Gesundheit gehts erträglich. - An Minna und Dorchen meinen herzlichen Gruß. Solltest Du jetzt, nachdem Du das Graffische Original hast, Dorchens Copie meines Bildes weggeben, so will ich eine Bitte darum eingelegt haben.

Adieu. Dein

Sch.

## **An Gottfried Körner.**

**Jena den 29. Sept. [Montag] 94.**

Gar gern hätte ich Dir früher und von Weimar aus geschrieben, aber es war nicht wohl möglich zu machen. Jeden Augenblick, wo ich zu irgend etwas aufgelegt war, habe ich mit Goethe zugebracht; und es war meine Absicht, die Zeit, die ich bey ihm zubrachte, so gut als möglich zu Erweiterung meines Wissens zu benutzen. Was ich Dir also schuldig blieb, will ich von Jena aus nach und nach wieder einzubringen suchen.

Seit vorgestern bin ich wieder hier angelangt, nachdem ich 14 Tage mit ihm zusammengelebt hatte. Ich bin sehr mit meinem Aufenthalt zufrieden, und ich vermuthe, daß er sehr viel auf mich gewirkt hat.

Doch das muß die Zeit lehren. Was in unsern Unterhaltungen aufs Tapet kam, was ich über ihn selbst bemerkt habe, und zu welchen Resultaten wir gekommen sind, das soll Dir nach und nach alles mitgetheilt werden. Heute habe ich weder Zeit noch Stimmung; denn ich fand bey meiner Zurückkunft allerley Geschäft vor, und das Wetter setzt mir ziemlich hart zu. Auch den Inhalt Deines letzten Briefes kann ich Dir heute nicht beantworten.

Meine Frau und den kleinen habe ich noch nicht wieder gesehen. Morgen erwarte ich sie. Humbolds Kind hat die Blattern nicht bekommen, obgleich man es zweymal inoculierte; und so ist die ganze Schererey vergebens gewesen.

Deine Thätigkeit freut mich sehr, und ich empfehle Dir recht sehr, eifrig fortzufahren, damit man ja in den ersten 3 Stücken auf Dich rechnen kann. Mit den Horen wird es jetzt ernstlich losgehen. Lebe wohl. An Minna und Dorchen meine herzlichen Grüße. Der letzteren versichere, daß ihr Versprechen mir unendlich viel Freude macht.

Dein

Sch.  
Herrn AppellationsRath Körner  
in fr. Dresden.

## **An Gottfried Körner.**

**Jena den 9. 8br. [Donnerstag] 94.**

Meine Büste ist glücklich von St. angelangt, und ein rechtes Meisterstück geworden. Wer sie sieht, erstaunt über die Wahrheit und große Kunst der Ausführung. Dannecker will sie in Marmor ausarbeiten und hat schon carrarischen Marmor aus Italien bestellt. Dies macht ihn etwas difficile in Ansehung der Abgüsse, doch hoffe ich, daß er mir noch einen liefern soll. Ich habe ihm schon darum geschrieben, und daß er ihn gerade an Dich abschicken möchte.

Mir machen jetzt meine Briefe nach D. erstaunlich viel Arbeit, die nicht einmal die einzige ist. Ich habe deswegen noch nicht dazu kommen können, Dir recht ausführlich zu schreiben, und bitte, noch eine Zeit lang Geduld zu haben. Einstweilen sende ich Dir einen Aufsatz von Goethe, der aber bloß flüchtig hingeworfen und bloß

zum Privatgebrauch bestimmt ist. Was er sonst von Sachen schickt und schreibt, sollst Du communicirt erhalten.

Wir haben eine Correspondenz miteinander über gemischte Materien beschlossen, die eine Quelle von Aufsätzen für die Horen werden soll. Auf diese Art, meint G. bekäme der Fleiß eine bestimmte Richtung, und ohne zu merken, daß man arbeite, bekäme man Materialien zusammen; da wir in wichtigen Sachen einstimmig, und doch so ganz verschiedene Individualitäten sind, so kann diese Correspondenz wirklich interessant werden.

Seinen Roman will er mir bandweise mittheilen; und dann soll ich ihm allemal schreiben, was in dem künftigen stehen müsse, und wie es sich verwickeln und entwickeln werde. Er will dann von dieser anticipirenden Critik Gebrauch machen, ehe er den neuen Band in den Druck giebt. Unsere Unterredungen über die Composition haben ihn auf diese Idee geführt, die, wenn sie gut und mit Sorgfalt ausgeführt werden sollte, die Gesetze der poetischen Composition sehr gut ins Licht setzen könnte.

Seine Untersuchungen über Naturgeschichte, von denen ich Dir einmal mehr sagen will, haben mich so sehr, als sein poetischer Charakter interessirt, und ich bin überzeugt, daß er sich auch hier auf einem vortrefflichen Wege befindet. Auch was er gegen die Newtonische Farbentheorie einwendet, scheint mir sehr befriedigend zu seyn.

Von Fichten sind in dieser Messe 5 seiner öffentlichen Vorlesungen abgedruckt erschienen, die ich Dir sehr zum Lesen empfohlen haben will.

Was macht die Schriftstellerei und die Musik? In 14 Tagen wird schon zu dem ersten Horen Stück gesammelt. Mache daß ich Dich in dem zweiten auftreten lassen kann.

Lebe wohl. M. und D. grüße herzlich von mir und meiner Frau, die einen Brief an D. beylegen wollte, aber nun verhindert wird.

Dein

Sch.

## An Gottfried Körner.

Jena den 25. Octb. [Sonnabend] 94.

Ich habe auf meinen ersten philosophirenden Brief an Göthe noch nicht die Antwort, die erst in einigen Tagen versprochen ist, sonst würde ich Dir meinen und seinen Brief schon heute beylegen. Ich will Dir lieber die Sachen selbst schicken, als aufs neue darüber schreiben, weil ich sonst aus diesem Gedankenkreis gar nicht herauskomme. In meinen Briefen an ihn wirst Du dann auch das wichtigste von unseren neulichen Unterredungen, ästhet. Dinge betreffend, finden, weil ich mich mehrmals darauf beziehe.

Ueber seinen Satz, in dem Aufsatze den ich Dir schickte, daß wir Thiere schön nennen, denen neben Befriedigung des Nothwendigen noch Kraft zu willkührlichen Handlungen übrig bleibe, merke ich nur dieß einzige an. Obgleich durch dieses Kennzeichen der Begriff des Schönen noch gar nicht bestimmt wird, so stimmt es doch gewiß damit überein. Das Kameel und der Esel haben überflüssige Masse, aber nicht Ueberfluß der Kraft; vielmehr müssen wir, beym Kameel besonders, diesen Ueberfluß als eine Hinderung der Kraft häßlich finden. Es ist gewiß nicht unbedeutend, den Ueberfluß, sobald er den Zweck nicht einschränkt oder die Kraft nicht hindert, als ein Element des Schönen anzunehmen; und mir scheint, daß man aus dem innersten Wesen der Schönheit auf diese Bemerkung geführt werden muß. Die Schönheit ist ein Effekt der Einbildungskraft, oder wenn Du willst, ein Object derselben. Wenn etwas intellektuelles oder überhaupt vernunftmäßiges schön werden soll, so muß es erst sinnlich und ein Gegenstand der Einbildungskraft werden. Von der Einbildungskraft aber wissen wir, daß sie allen ihren Vorstellungen sinnliche Vollständigkeit, materielle Totalität zu verschaffen sucht. Der Verstand braucht aber von einer Vorstellung der Einbildungskraft nicht alle Theile, nicht das Ganze mannichfaltige. Sie giebt ihm also mehr als er braucht, und gerade dadurch entsteht die Schönheit. Jede ihrer Vorstellungen ist durchgängig bestimmt, und diese durchgängige Bestimmtheit ist ein Ueberfluß für den Verstand. – Daß dieser Ueberfluß aber eine *Conditio sine qua non* der Schönheit sey, können wir daraus abnehmen, daß ein Gleichniß z. B. seine Schönheit ganz verliert, wenn man es dieses Ueberflusses

beraubt, wenn man das individuelle allgemeiner ausdrückt, und die Punkte der Aehnlichkeit mit technischer Genauigkeit andeutet.

Meine Resultate über die Schönheit gewinnen nun bald eine sehr gute Uebereinstimmung. Davon bin ich nun überzeugt, daß alle Mißhelligkeiten, die zwischen uns und unsers Gleichen, die doch sonst im Empfinden und in Grundsätzen so ziemlich einige sind, darüber entstehen, bloß davon herrühren, daß wir einen empirischen Begriff von Schönheit zum Grunde legen, der doch nicht vorhanden ist. Wir mußten nothwendig jede unsrer Vorstellungen davon mit der Erfahrung im Widerstreite finden, weil die Erfahrung eigentlich die Idee des Schönen gar nicht darstellt, oder vielmehr, weil das, was man gewöhnlich als schön empfindet, gar nicht das Schöne ist. Das Schöne ist kein Erfahrungsbegriff, sondern vielmehr ein Imperatif. Es ist gewiß objektiv, aber bloß als eine nothwendige Aufgabe für die sinnliche vernünftige Natur; in der wirklichen Erfahrung aber bleibt sie gewöhnlich unerfüllt, und ein Objekt mag noch so schön seyn, so macht es entweder der vorgreifende Verstand augenblicklich zu einem vollkommenen, oder der vorgreifende Sinn zu einem bloß angenehmen. Es ist etwas völlig subjectives, ob wir das Schöne als schön empfinden; aber objektiv sollte es so seyn.

Ich weiß nicht, ob ich mich deutlich genug ausgedrückt habe: ich werde aber an einem andern Orte ausführlicher darüber seyn. Schicke mir das Mscrypt von Göthe wieder, ich habe keine Abschrift davon. Mein erster Beytrag zu den Horen, der Anfang meiner Briefe, ist schon an Göthe abgegeben. Ich hätte Dir das Mscrypt zuerst geschickt, wenn nicht dadurch ein Auffenthalt entstanden wäre. Hoffentlich aber erhalte ich sie in wenigen Tagen zurück. Ich bin sehr gut mit diesem Anfang zufrieden, und ich auguriere, daß auch Du es seyn wirst. Möchtest Du nur auch bald etwas liefern, daß ich Dich wenigstens gleich in dem zweyten Stücke, welches sogleich nachfolgt, gedruckt sehen könnte. Von der Thalia erscheinen noch 2 Stücke: eines ist schon ganz abgedruckt, und das andere ist besetzt, so daß ich Schlegels Aufsatz nicht mehr placieren kann. Er wird aber im Merkur wohl unterkommen können. Seinen Aufsatz habe ich bey Humbold gelesen, aber, ob ich gleich die Idee nicht wegwerfen will,

so hat mich seine Erklärung und Ausführung wenigstens nicht ganz befriedigt, und ich finde noch viel willkürliches darin.

Pindar hat mir nie behagen wollen, und mein erstes Gefühl empörte sich auch gegen diese Wegwerfung des Genies. Bei Danneckern will ich sondieren, zweifle aber, daß er sein Vaterland verlassen wird: theils wegen einer sehr zahlreichen Verwandtschaft, die ihn dort fesselt; theils weil er sich bedenken wird, den Schein der Undankbarkeit gegen das herzogliche Haus, dem er seine ganze Bildung zu danken hat, auf sich zu laden.

Lebe wohl für heute. Herzlichen Gruß an alle.

D.

Sch.

## **An Gottfried Körner.**

**Jena, den 29. Oct. [Mittwoch] 94.**

Hier einstweilen der erste Transport meiner Briefe, die Du mir aber ehestens wieder zurückschicken wirst. Sie werden mit Goethes Elegien und einer Epistel von ihm das erste Stück der Horen ausfüllen. In dem zweiten hoffe ich Deine Gesellschaft zu haben. Laß mich doch wissen, ob es der Aufsatz über Musik, oder über Schriftstellerei ist, was Dich jetzt beschäftigt. Ich eile, um dieses Paket fortzuschaffen.

Dein

Sch.

## **Friedrich Schiller an Gottfried Körner.**

**Jena den 7. Nov. [Freitag] 94.**

Ich habe mit dem heutigen Posttage auf die Retour meines Mscrpts, das ich am 29sten 8br an Dich abschickte gerechnet und muß Dich dringend bitten, wenn Du es noch nicht auf die Post gegeben hast, es sogleich zu thun. Cotta besteht darauf, daß wir die Herausgabe mit dem neuen Jahr beginnen und so ist denn die höchste Zeit, weil ich es hier noch im Ausschuß muß circuliren lassen, und der Weg von hier nach Tübingen auch 10 Tage wegnimmt.

Humboldt hat mich Deinen Brief an ihn lesen lassen, der mich sehr freute, weil Du ihm über seinen Styl sehr viel Wahres sagst. Ich fürchte wirklich, er hat zum Schriftsteller kein rechtes Talent, und er wird diesen Mangel durch Kunst nicht viel verbessern. Bey Dir ist die Größe der Forderung, die Du an Dich machst, Schuld, daß Du sie weniger erreichst; bey ihm ist die Qualität des Ideals, das er sich vorsetzt, fehlerhaft. Daher kann Dir, aber nicht leicht ihm geholfen werden.

Göthe war wieder eine Zeitlang mit Meyern hier, wodurch unsere schriftliche Unterhaltung unterbrochen worden ist. Er ist jetzt beschäftigt, eine zusammenhängende Suite von Erzählungen im Geschmack des Decameron des Boccac auszuarbeiten, welche für die Horen bestimmt ist. Sein Mscrypt über das Schöne sende mir doch mit Gelegenheit zurück.

Ich bin sehr begierig zu hören, was Du von dem ersten Transport meiner Briefe urtheilst. Göthen haben sie sehr gefaßt, und ergriffen. Herder abhorriert sie als Kantische Sünden und schmollt ordentlich deßwegen mit mir. Ich lege Dir ein Paar von Göthens Briefen und auch ein Billet von Herder bey, woraus Du das Weitere ersehen kannst.

Daß es mit Deinen Arbeiten für die Horen so langsam geht, ist mir sehr leid, nicht sowohl wegen der Horen (weil die 2 ersten Stücke schon besetzt werden können), sondern wegen Dir selbst. Hoffentlich aber bescherst Du mir zu Weihnachten etwas. Aus einem Briefe von Garve, den ich beylege, siehst Du, daß Du seine Concurrrenz in dem Aufsatze über Schriftstellerei (auch wenn er über diese Materie schreiben sollte) nicht zu fürchten hast. Adieu.

Sch.

Schlegels Aufsatz wird in dem letzten Stücke der Thalia noch Platz finden.

## **An Gottfried Körner.**

**Jena den 10. Nov. [Montag] 94.**

Was Du über meine Briefe sagst, freut mich sehr, und ich vermuthete mir auch diese Wirkung. Daß ich viele Kantische Ideen postulieren mußte, ohne den Beweis förmlich mitzugeben, war unvermeidlich,

wenn eine solche Materie, die im Grunde doch den ganzen Menschen umfaßt, mit dieser Kürze behandelt werden sollte. Der Leser soll denken, das kann ihm bey Philosophischen Materien nie erspart werden; und wenn er nicht in dem Context des Ganzen den Schlüssel zu den schwürigen Stellen findet, so kann ihm nicht geholfen werden. Willkührlich glaube ich nichts aufgestellt zu haben; denn der Aufsatz ist aus Einem Stücke geschnitten. Eins steht für alles und alles steht für Eins. Uebrigens beschäftigen sich die folgenden Briefe mit nichts anderm, als mit der weiteren Ausführung und Anwendung der hier aufgestellten Sätze.

Du hast mich wahrscheinlich nicht recht verstanden, wie ich Dir den Gedanken über Schriftstellerey an die Hand gab, wenn Du glaubst, daß ich Dir diese Materie weggenommen habe. Mir dünkt, daß noch alles zu sagen übrig ist, und eine Uebereinstimmung in Principien ist ja eher zu wünschen, als zu fürchten. Desto besser, wenn wir auf Einen Punkt wirken; daß wir nicht von Einerley Punkt ausgehen, bin ich sicher, denn dafür sorgt schon die verschiedene Individualität. – Bey Aufstellung des Schriftstellerischen Ideals würde ich vorzüglich auf das Verhältniß der Objectivitaet und Subjectivitaet Rücksicht nehmen, worauf alles anzukommen scheint. In dem lebendigen Umgange wird alles Objectiv subjectiviert, weil das ganze Individuum hier mitspricht, und auf ein Individuum gewirkt wird. Bei dem Schriftstellerischen Vortrag soll auf die Gattung gewirkt werden, und das muß durch die Gattung geschehen. Es soll aber zugleich auf jedes Individuum, als solches, gewirkt werden, und das muß durch Individualität geschehen. Also ist die Forderung: generalisierte Individualität. Um diese Idee würde ich mich hauptsächlich drehen, wenn ich diese Materie zu behandeln hätte; aber sie ist noch unendlich reicher, wie Du selbst finden wirst.

Meinen letzten Brief wirst Du haben. Lebewohl u. grüße alles herzlich von mir und meiner Frau.

Dein

Sch.

## **An Gottfried Körner.**

**Jena den 5. Dec. [Freitag] 94.**

Ich gebe Dir ein kleines Lebenszeichen, weil ich über Redacteurs-Arbeiten kaum zu Athem kommen kann. Meine ästhetischen Briefe für das 2te Stück der Horen haben mich sehr viel Anstrengungen gekostet, und weil ich alles darüber vergaß, so wurde die Ankündigung der Horen dadurch verzögert, welche jetzt über Hals und Kopf fertig gemacht werden muß. In acht Tagen wirst Du sie im Intelligenzblatt der Litt. Z. lesen. Ich führe Dich auch, aber unter einem anderen Nahmen, den Du künftig in den Horen führen mußst, darinn auf; denn es liegt daran, auch durch die große Anzahl der Mitarbeiter dem Publikum Respect einzuflößen. Die Zahl ist mit Dir sechszwanzig.

Humboldt ist über Deinen Brief sehr erfreut gewesen. Aber eine Reise, die er in dieser Zeit nach Erfurt hat machen müssen, hinderte ihn, Dir zu schreiben.

Nun bitte ich Dich recht inständig, laß die Arbeit für die Horen ja nicht liegen, und widerlege mir nicht die tröstliche Hofnung, die ich hatte, daß die Horen eine Gelegenheit seyn würden, Dich in eine zweckmäßige und belohnende Thätigkeit zu setzen.

Goethens Epistel ist längst abgegangen, daß ich sie Dir also nicht anders als gedruckt schicken kann. Von ihm findest Du in dem ersten Stück noch den Anfang einer Reyhe von Erzählungen; aber dieser Anfang, der zur Einleitung dienen soll, hat meine Erwartung keineswegs befriedigt. Leider trifft dieses Unglück schon das Erste Stück; aber es war nicht mehr zu ändern. Alles grüßt Dich und die Deinigen herzlich.

Dein

Sch.

## **An Gottfried Körner.**

**J. den 19. Dec. [Freitag] 94.**

Ich sende Dir hier eine Partie Avertissements. Suche sie zu zerstreuen, wo es am besten angelegt ist. Mache Geßlern zu einem Deiner Commissionairs, da seine Verbindungen uns zu statten

kommen können. Es wird wohl nicht angehen, daß ich Dir die Fortsetzung meiner ästhet. Briefe noch in Mscpt schicke. Ich werde erst in 8 Tagen fertig und in 3 Wochen muß Cotta sie haben. Ich werde in dieser Zweyten Lieferung deinen Vorwurf, daß ich Kantisiere, leider noch mehr verdienen; aber das war nicht anders zu machen, sobald die letzten Gründe entwickelt werden sollten. Indeß hoffe ich doch eine größere Simplicität, als man bisher gewohnt gewesen ist, darin beobachtet zu haben.

Für Deine Bemühungen um Schlegels Dante danke ich Dir sehr. Es ist ein sehr guter Beytrag für unsere Horen. Seines Bruders Aufsatz habe ich an Biester abgetreten, weil dieser Anerbietungen macht, die ich nicht machen kann; auch wäre kein Raum mehr in der Thalia dafür übrig.

Laß uns nun bald auch Früchte Deines Fleißes sehen. Ich wäre es gar wohl zufrieden, wenn Du Biographien bearbeiten wolltest, und du würdest viel darin leisten. Aber mir ahndet, daß Du dieses Vorhaben nicht ausführen wirst. Ich habe aus Erfahrung, daß die Vorarbeiten zu einer historischen Production äuserst abschreckend sind, u. bey keiner Arbeit wird so viel Zeit weggeworfen. Bald würdest Du finden, daß Du etwas Besseres treiben könntest, und die Leerheit nicht aushalten, die man durchwandern muß, um zu einen erträglichen Resultat zu gelangen. Interessanter fändest Du vielleicht eine Characteristick von großen Genies, besonders dichterischen. Hier steht alles in Beziehung auf etwas Großes u. Wichtiges, das den Geist immer angespannt erhält; und gerade dieser Punkt ist es, um den sich Deine Ideen am liebsten drehen. Auch etwas allgemeines, wie z. B. über das Poetische Genie, über die Unterschiede der Geister, über Erschaffen und Geniessen u. s. f. wäre für Dich.

Meine Büste erhältst Du nun gewiß, und vielleicht eh' ein Monat vergangen ist. Abgegossen ist sie nun, wie mir Dannecker schreibt, und er hat nun bloß die letzte Hand daran zu thun. Meyer und Göthe sind äuserst wohl damit zufrieden.

Dieser Tage hat mir Göthe die Aushängebogen von dem 1. Buch ss Romans mitgetheilt, welche meine Erwartungen wirklich

übertroffen haben. Er ist darin ganz Er selbst: zwar viel ruhiger und kälter als im Werther, aber eben so wahr, so individuell, so lebendig, und von einer ungemeinen Simplicität. Mitunter wird man auch von einzelnen auffahrenden Funken eines jugendlich feurig Dichtergeistes ergriffen. Durch das Ganze, soweit ich davon las, herrscht ein großer, klarer und stiller Sinn, eine heitere Vernunft, und eine Innigkeit, welche zeigt, wie ganz er bey diesem Product gegenwärtig war. Du wirst Dich sehr darüber freuen.

Noch muß ich Dich bitten, einige Avertissements an Funk zu schicken, dessen Adresse ich nicht weiß. Entschuldige mich bey ihm, daß ich ihn ungefragt unter die Mitarbeiter setzte. Ich glaubte zuverlässig auf ihn rechnen zu können. Dich habe ich weggelassen, weil ich Dir keinen falschen Namen geben wollte. Lebe wohl und grüße die Deinigen herzlich von uns.

Dein

Sch.

## **An Gottfried Körner.**

**Jena, den 29. Dec. [Montag] 94.**

Meinen Glückwunsch zum neuen Jahre, das Dich u. die Deinigen hoffentlich vergnügt gefunden haben wird. Ich muß aber das neue Jahr gleich damit eröffnen, daß ich Dich als Redacteur preße, und in allem Ernst. Denn Du kannst mich durch einen Aufsatz, den Du binnen jetzt und 3 Wochen für die Horen gibst aus einer wirklichen Verlegenheit reissen. Unserer guten Mitarbeiter sind bey allem Prunk den wir dem Publikum vormachen, wenig; und von diesen guten ist fast die Hälfte für diesen Winter nicht zu rechnen. Ich komme daher in dem ersten Stück in eine gedrängte Lage, weil Göthe und ich fast alles dafür liefern, und leyder Göthe nicht die exquisitesten Sachen, und ich nicht die allgemeinverständlichsten. Göthens Erzählungen u. meine Briefe machen in den ersten Stücken die Maße aus, und jene sind nicht von dem Werth, wie seine übrigen Arbeiten, diese kennst Du. Wir müssen also für eine größere Mannichfaltigkeit an guten Sachen, wenn sie auch gleich gerade nicht zu den popularen gehören, Rath schaffen; und darinn erwarte ich Hülfe von Dir. Göthe will seine Elegien nicht gleich in den ersten Stücken eingerückt,

Herder will auch einige Stücke erst abwarten, Fichte ist von Vorlesungen überhäuft, Garve krank, Engel faul, die andern lassen nichts von sich hören. Ich rufe daher: Herr hilf mir, oder ich sinke!

Lass mich also auf d nächsten Posttag hören, daß ich in der anberaumten Zeit einen Aufsatz, welcher es sey, von Dir zu erwarten habe. Gibst Du mir dieses Versprechen, so sende ich meine aesthet. Briefe um eine Woche später an Cotta, um sie Dir noch im Mscpt. mitzutheilen. – Uebrigens bitte ich Dich, mich zugleich wissen zu lassen, wie bald ich auf Schlegels Aufsatz über Dante rechnen kann, der mir sehr willkommen seyn wird. Kannst Du mir ihn gleich schicken, so kann ich meine Briefe um so ehr noch einige Posttage zurückbehalten, und jenen Aufsatz vorangehen lassen.

Hir legt Dir Humboldt einen Brief von Biestern bey, des andern Schlegels Angelegenheit betreffend. Sein Aufsatz hätte in meiner Thalia wirklich nicht wohl mehr Raum gehabt, weil Göschen mich bat, das letzte Stück kleiner zu machen.

Der Dr. Gros, von dem in dem Avertissement die Rede ist, ist der nämliche M. Gros, von dem ich Dir öfters schon geschrieben. Einer der besten Köpfe und der reichsten Denker, die ich habe kennen lernen. Er studirt gegenwärtig die Jurisprudenz in Göttingen.

Vom Coadjutor ist vor der Hand nichts zu fürchten, weil er über Zerstreung nicht zu sich selbst kommen kann. In dem Verhältniß, worin ich mit ihm stehe, mußte ich ihm das Compliment machen.

Die Materien worüber Du schreiben willst, erregen schon im Voraus mein Interesse. Besonders deuten die 2 ersten, über d. Grund des Zweifels und über das Unwillkührliche in d. Begriffen auf eine feine Materie hin. Kannst Du einen von diesen Aufsätzen jetzt ausführen, so wird es mir um so lieber seyn. Sonst würde mir etwas über die Musik das willkommenste seyn.

In dem ersten Stück findest Du noch einen Aufsatz vom Prof. Meyern aus Weimar (Ideen zu einer künftigen Geschichte d Kunst) den ich noch habe nachschicken müssen, weil das Mscpt. nicht reichte. Dieser Aufsatz, den ich in Rücksicht auf Sprache etwas umformen mußte, hat sehr viel Gehalt, und wird Dir Vergnügen machen. Es ist so selten, daß ein Mann wie Meyer das Glück hat in

Italien sich umzusehen, oder daß einer, der Italien besucht, Meyers KunstVerstand besitzt. Deßwegen ist eine solche Arbeit kostbar, weil seltene Dinge zusammentreffen müssen, um sie möglich zu machen. Humboldts Aufsätze über die Weiber (denn es werden deren mehr:) sind kein unbedeutender Beytrag für die Horen. Er behandelt diesen Gegenstand wirklich mit einem großen Sinn, und ich bin überzeugt, daß noch nichts so zusammenhängendes über diesen Gegenstand geschrieben worden ist. Seine Schreibart hat wenigstens Etwas von ihrer Trockenheit und Steifheit verloren, obgleich ihm das alte Uebel noch immer im Wege steht. Ueber den Begriff des Geschlechts und der Zeugung, den er durch die ganze Natur und selbst durch das menschliche Gemüth und die Geistigen Zeugungen des Genies durchführt, ist eine schöne und große Idee. Sobald er fertig ist, soll er Dir ihn schicken.

Was meine Arbeiten betrifft, so bin ich jetzt ungemein gut mit mir zufrieden. – Mein System nähert sich jetzt einer Reife, und einer innern Consistenz, die ihm Festigkeit und Dauer versichern. Alles hängt aufs beste zusammen, und durch das ganze herrscht eine Simplicität, die sich mir selbst bey der Ausführung durch eine größere Leichtigkeit bemerkbar macht. Alles dreht sich um den Begriff der Wechselwirkung zwischen dem Absoluten und dem endlichen, um die Begriffe von Freiheit und von Zeit, von Thatkraft und Leiden. Doch ich will Dir nicht vorgreifen.

Lebe recht wohl. Meine Frau grüßt Dich und die Deinigen aufs beßte. Mein kleiner Sohn ist frisch und gesund, und macht die Freude meines Lebens aus. Mir ist, trotz meines ewigen Krampf-Uebels, selten so wohl im Geist und Herzen gewesen. Uebrigens geht es mit meiner Gesundheit erträglich genug, dass ich wenigstens an meiner Thätigkeit keinen großen Abbruch leide.

Dein Sch.

Ausgewählt aus: Friedrich Schiller: Briefe 1: 1772 – 1795. Werke und Briefe in zwölf Bänden. Band 11, Frankfurt am Main: Deutscher Klassiker Verlag, 2002